Sammlung

unterhaltender Schriften

der

neuern englischen Literatur

für

gebildete katholische Leser.

Drittes Bändchen.

Köln 1857.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Alt-Irland

und

Amerika.

Sittengemälde aus den Vereinigten Staaten

von

J. Sadlier.

Köln 1857.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort.

Es gibt wohl kaum größere Gegensätze, als das irische Volk mit seinem alten Glauben, mit seinen scharf ausgeprägten Charakter-Eigenthümlichkeiten, mit seiner Anhänglichkeit an die Sitten der Väter und an das Land der Heimath, einerseits, und anderseits die Bewohner der Vereinigten Staaten, ein Volk, — wenn man sie ein Volk nennen kann — zusammengesetzt aus den verschiedensten Bestandtheilen, ohne Einheit des Glaubens, großentheils in Unglauben oder Irrglauben versunken, ohne Traditionen und Vergangenheit, aber voll Regsamkeit, Selbstgefühl und Kraft. Und diese schroffen Gegensätze sind in neuerer Zeit in Folge der Auswanderung vieler tausend Irländer nach Amerika einander ganz nahe gerückt und mit einander in Berührung gekommen — gewiß ein interessantes Schauspiel für jeden Beobachter, und für den Katholiken ganz besonders. Das Buch, welches wir hier in deutscher Uebersetzung herausgeben, liefert in der Form einer Erzählung eine Schilderung der Zustände, welche dieses Zusammentreffen von Alt-Irland mit dem modernen Amerika zur Folge gehabt hat; und von den competentesten Beurtheilern in Amerika selbst wird anerkannt, daß die Darstellung nicht nur anschaulich und ansprechend, sondern auch ganz getreu sei. Insbesondere wird in meisterhafter Weise

gezeigt, was der Irländer auch im fremden Lande bleibt, wenn er an dem Glauben, an den Sitten und Traditionen seiner Väter und seiner Heimath festhält, und wie er verkommt, sobald er sich davon lossagt.

Die Schilderungen, welche uns dieses Buch von dem amerikanischen Leben und Treiben entwirft, sind großentheils wenig erfreulich. Wir leben in Deutschland unter andern Verhältnissen; und doch wird dem deutschen Leser nicht selten eine frappante Aehnlichkeit der Situationen, welche hier geschildert werden, mit Verhältnissen und Vorkommnissen in seiner nähern Umgebung entgegentreten. So dürfte denn auch manche Lehre, welche durch diese Erzählung veranschaulicht wird, in Deutschland nicht weniger, als in Amerika beherzigenswerth sein, und wir hoffen darum, daß das Buch nicht bloß mit Interesse, sondern auch mit Nutzen wird gelesen werden. Insbesondere sind die Gefahren einer Schulbildung, welche nicht die Religion zur Grundlage hat, vielleicht noch nie treffender und ergreifender dargestellt worden. Möchte nur die rührende Treue, mit welcher die irische Familie, der die Hauptpersonen der Erzählung angehören, an dem Glauben der Väter festhält, und gegen jede Gefährdung desselben durch falsche Aufklärung und hohle Bildung sich verschließt, auch unter ihren deutschen Glaubensgenossen recht häufig zu finden sein!

Erstes Capitel.

Die handelnden Personen.

Vor fünfundzwanzig Jahren, wo unsere Erzählung beginnt, war selbst das große New-York in seinem Leben und Treiben besonnener und nüchterner, als gegenwärtig. Es war eben nur eine blühende, wohlhabende Handelsstadt, ohne viel vor den Schwesterstädten voraus zu haben.*) Das Wesen der Stadt war im Vergleich zur Gegenwart still und altmodisch. Jetzt freilich sind andere Zeiten. Das Jahrhundert des Fortschrittes treibt Alles mit einer Rastlosigkeit voran, die Schwindel erregt. Von der Vergangenheit mit Leidwesen reden, ist heutzutage gegen den guten Ton, und wer es zu thun wagt, darf sicher darauf rechnen, als „hinter der Zeit zurückgeblieben" bezeichnet zu werden. Nun, was mich betrifft, so habe ich kaum etwas dagegen einzuwenden,

*) Um in Zahlen zu zeigen, wie sehr es gegenwärtig anders damit geworden ist, hier die kurze Bemerkung, daß die Einwohnerzahl New-Yorks, welche im Jahre 1825 nicht mehr als 166,000 betrug, sich 1850 bereits auf 515,394 belief. An Kirchen besitzt die Stadt 232 Gebäude, außer den 22 römisch-katholischen Gotteshäusern. Der Uebersetzer.

„hinter der Zeit zurück zu sein", da die „Zeit" viel rascher geht, als mir gefällt und ich mehr Sympathie für die Vergangenheit habe, als für die Gegenwart. Doch, wo gerathe ich hin! Ich wollte eine Geschichte erzählen, die sich vor fünfundzwanzig Jahren in New-York zugetragen hat, und stelle statt dessen Vergleiche an, welche vielen meiner jüngern Leser als Eingebungen der Mißgunst erscheinen mögen. Und doch ist die Abschweifung, wenn es eine solche ist, durchaus natürlich und auch nothwendig, da ja die Zeit, in welche ich zurückschaue, eben die ist, aus welcher zu erzählen ich im Begriffe bin.

Vor fünfundzwanzig Jahren also, wo der Nativismus*) sich noch nicht zum Know-Nothingismus ausgebildet hatte, lebte in Chapelstreet (jetzt West-Broadway) zu New-York ein wackerer Irländer, Namens Flanagan, der aus Tipperary herübergekommen war. Sein leidenschaftliches, aufbrausendes, polterndes und dabei doch wohlwollendes, hochherziges und aufrichtiges Wesen ließ ihn als ächten Iren erkennen. Ein wahrer, unverkennbarer Milesier, erinnerte er an die Beschreibung, in welcher der arme W o l f e seinen Freund schildert:

*) Die Partei der „eingeborenen" Amerikaner, welche die Eingewanderten von der Leitung der politischen Angelegenheiten auszuschließen oder doch in dieser Hinsicht zu beschränken streben. Die jetzige Partei der „Know-Nothings" (zu deutsch: Nichtswisser) treibt die Grundsätze dieser ältern Partei noch weiter und will sie nicht bloß auf die Eingewanderten, sondern auch auf alle Katholiken anwenden.

Der Uebersetzer.

„Sein Antlitz spricht so frei und kühn,
Daß, solltest du ihn auch in ferner Fremde seh'n,
Im Schnee von Lappenland,
In Chili's Sonnenbrand,
Du gleich ihn fragst, was jüngst im grünen Irland
wohl gescheh'n?"

Er hatte sein Vaterland gleich nach seiner Verheirathung verlassen, und die junge Frau, welche da zum ersten Mal von ihrer, an den Silberfluthen des Suir gelegenen Heimath schied, war inzwischen eine umsichtige, kluge Matrone, und Mutter von drei Söhnen und zwei Töchtern geworden, die sich alle, vom ersten bis zum letzten mit Fug und Recht „Eingeborene" nennen konnten. Timothy, oder wie er allgemeiner genannt wurde, Tim Flanagan betrieb das Gerbergeschäft, welches ihn bei seinem unermüdlichen Fleiße bereits zu einem behäbigen Wohlstande emporgehoben hatte. Seine Gattin war ein stilles, häusliches Weib, eine schmucke und regsame Hausfrau, eine sorgliche, zärtliche Mutter und, was mehr als dies Alles, eine einfache aufrichtige Christin, eine Irländerin aus der guten alten Zeit. Im Hin- und Her-Reden über religiöse Streitfragen waren weder Tim, noch sein Weib besonders stark; sie wußten wenig von den verschiedenen neuen Religionssystemen und kümmerten sich noch weniger darum; sie waren fromme, biedere Katholiken, wie ihre Vorfahren, und setzten ihre ganze Ehre darein, ihre Kinder in demselben Glauben zu erziehen.

Die Kinder waren aber auch, wie sie sich von sol-

chen Eltern kaum anders denken lassen, kräftig und blühend wie Gebirgsblumen, dabei heiter, gelehrig und folgsam. Machten sich auch, wie natürlich, verschiedene Charakterzüge an ihnen bemerklich, so waren die genannten Eigenschaften doch mehr oder weniger Allen gemeinsam. Edward oder Ned war ein schöner zwölfjähriger Knabe; Thomas und John waren, der eine zehn, der andere acht Jahre alt; von zwei kleinen Mädchen, Ellen und Susan, stand die eine zwischen fünf und sechs Jahren, während die andere vier zählte. Susy war, wie sich leicht denken läßt, der Liebling des Hauses, und je mehr die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß sie aus ihrem Range als Jüngste nicht würde verdrängt werden, um so mehr befestigte sich auch von Tag zu Tag ihre Herrschaft, ein Umstand, welchen die Kleine wohl zu kennen schien. Sie alle zusammengenommen, war in New-York nicht leicht eine Familie zu finden, die glücklicher und in besserer Eintracht gelebt hätte. Der Mittelpunkt alles Thuns und Lassens im Hause, die Sonne, welche über alle Glieder der Familie und deren Umgebung Leben und Wärme ausstrahlte, war die Religion. Waren Tim und Nelly auch nicht ganz ohne Fehler — und wer wäre das? — so waren deren doch so wenige, und Andere hatten darunter so wenig zu leiden, daß beide Eheleute von Allen, die sie kannten, geachtet und geliebt wurden.

Timothy Flanagan hatte eine etwas ältere Schwester, welche an einen Iren, aus der Gegend von Galway, verheirathet war. Dieser, Miles Blake mit Namen,

hielt einen Kaufladen im nächsten Block.*) Die Blake's waren zwar in ihrer Art recht gute Leute, jedoch nicht so gut wie die Flanagan's. Geld zu verdienen, war sowohl dem Manne wie der Frau die Hauptsache. Obgleich sie sich für gute Katholiken ausgaben und auch bei Vielen dafür galten, so stand ihnen die Religion — „jed' Ding hat seine Zeit" dachten sie — doch erst an zweiter Stelle. Daher sorgten sie dafür, daß die Religion ihre Zeit und Aufmerksamkeit nicht zu sehr in Anspruch nahm. „Das Geschäft" war ihr erstes und letztes Wort, die Hauptsorge der Familie, wenigstens der Alten. Im Uebrigen waren sie, wie schon bemerkt, ein ganz achtbares Paar, durchaus rechtschaffen im Verkehr, freundlich und zuvorkommend unter sich, und trotz ihrer Genauigkeit in Geldsachen doch gern bereit mitzutheilen, wo man ihrer Hülfe bedurfte.

Wurde eine Collecte abgehalten, so stand Miles Blake hinter Niemand zurück, besonders wenn dieselbe für den Bau oder die Reparatur einer Kirche bestimmt war. „Denn", dachte Miles, „Kirchen müssen ja erbaut und erhalten werden, und der Geistliche muß auch seinen anständigen Unterhalt haben." Darüber hinaus reichte aber seine Sorge nicht. Schulen, Klöster und dergleichen waren nach seinem Dafürhalten keineswegs

*) „Block" nennt man in Amerika eines der Häuserquadrate, welche durch die regelmäßig sich durchkreuzenden Straßen gebildet werden. Die Häusermasse New-York's ist, außer in dem allerältesten Stadttheile, durch die Straßen in reguläre Rechtecke getheilt. Der Uebersetzer.

nöthig. „Man kommt ohne Klöster zurecht“, sagte er, „doch will ich nicht in Abrede stellen, daß sie schon manches Gute gewirkt haben.“ Was aber katholische Schulen betrifft, so sah der gute Mann nicht ein, warum sich die Leute um solche bemühten, wo doch der Staat sich des Unterrichtes angenommen habe und denselben unentgeltlich ertheilen lasse. Mit seinem Seelsorger blieb indeß Miles jederzeit in ziemlich gutem Vernehmen; er kam seinen religiösen Pflichten ein oder zwei Mal des Jahres gewissenhaft nach, und das hielt er für hinreichend. Von mehren Kindern, die ihm geboren worden, waren bloß noch zwei am Leben, ein Knabe zwischen vierzehn und fünfzehn und ein Mädchen von zwölf Jahren. Letzteres sah so blaß und schmächtig aus, daß es seinen Brüdern und Schwestern bald in's frühe Grab folgen zu wollen schien. Vielleicht wäre es ihm besser gewesen; aber das kam den in das Kind vernarrten Eltern, welche ihre Sprößlinge gar sehr, nur nicht in der rechten Weise liebten, nicht in den Sinn.

Die Familien Blake und Flanagan lebten auf dem freundschaftlichsten und vertrautesten Fuße miteinander, und wurde auch einmal das herzliche Einvernehmen etwas getrübt, — welcher Himmel bliebe auch immer heiter? — so wurde doch die frühere Eintracht bald wieder hergestellt, entweder durch ein geschicktes Manöver der guten Frau Flanagan oder dadurch, daß Tim oder Miles, oder wer immer die Sache verschuldet hatte, sein Unrecht eingestand. So war es gehalten worden, seit Tim sein hübsches junges Weib auf den Rath und

die Einladung Blake's und seiner Frau, die bereits zehn Jahre früher ausgewandert waren, nach der neuen Heimath hinübergeführt hatte.

Und jetzt, wo ich meinen Lesern die Hauptpersonen der Erzählung mit ihren Charakterzügen vorgeführt habe, mögen diese selbst redend und handelnd auftreten.

Die Kinder der beiden Familien waren miteinander aufgewachsen und betrachteten sich auch kaum anders, wie Brüder und Schwestern. Elisa Blake wurde, eben weil sie von ihrer Kindheit an so zart und schwächlich war, von ihrem Bruder sowohl, wie von ihren Vettern mit einer Art mitleidvoller Zärtlichkeit behandelt; all' ihren Launen willfahrte man, und was man ihr an den Augen absah, wurde gewährt. Ihre Fehler waren nicht zahlreich und die wenigen, die sie hatte, kamen hauptsächlich auf Rechnung der übergroßen Nachsicht ihrer Umgebung. Von Natur war sie sanft, milde und anhänglich; aber ihre krankhafte Schwäche machte sie reizbar, und durch die allzugroße Zärtlichkeit der Eltern und Freunde verwöhnt, war sie nur schwer zu befriedigen. Dessen ungeachtet war sie ein gutes Kind; Klugheit und Besonnenheit schienen ihr mit auf die Welt gegeben zu sein, so früh, im Vergleiche zu andern Kindern, hatten sich diese Eigenschaften bei ihr entwickelt. Sie war, was man ein altverständiges Mädchen nennt, und wie es bei verwöhnten Kindern leider zu oft der Fall ist: was sie im Familienleben wünschte, das geschah. Harry, ihr Bruder, war ein schöner gesunder Knabe, voller Witz und Muthwillen, dabei geistig begabt,

wie fast kein Anderer seines Alters, aber ein großer Feind vom Studiren. Stolz und feuerig bis zum Uebermaße, war er leicht beleidigt, aber auch eben so leicht wieder besänftigt, so daß er, obgleich beständig in irgend einen kindischen Zank mit seinen Altersgenossen verwickelt, doch allgemein bei denselben beliebt war. In besonderer Gunst stand Harry bei seinem Onkel Flanagan, — war er ja ein wahres Ebenbild desselben. Die Nachbaren versicherten, daß unter Flanagan's eigenen Kindern keines wäre, welches ihm in allem so ähnlich sei, als Harry Blake; „und", fügten sie hinzu, „er braucht sich seiner nicht zu schämen, denn Harry ist ein hübscher und bei all' seiner Wildheit ein recht gutherziger Junge."

Diese Wildheit wurde um so leichter entschuldigt, als sie gewöhnlich in Raufereien zu Tage trat, die wegen der Religion zwischen ihm und seinen Mitschülern ausbrachen. Es verging nicht leicht ein Tag, wo Harry Blake nicht zur Vertheidigung seiner Religion mit einem Andern handgemein wurde, und er war so ziemlich gewiß, jedesmal als Sieger den Kampfplatz zu verlassen. Sein Vater hörte durchaus nicht ungern von diesen ritterlichen Kämpfen. Er rühmte den Muth seines Söhnchens und prophezeite in zuversichtlichem Tone, Harry werde doch früher oder später den Buben einmal die Wahrheit einbläuen; er werde es ihnen vertreiben, über die Religion und das gute alte Irland zu spotten.

Aber wie kam es, daß man von Tim Flanagan's Knaben, obgleich dieselben gewiß herzhaft, rüstig und von

einer so braven und frommen Mutter erzogen waren, niemals hörte, sie hätten für ihren Glauben eine Lanze eingelegt? Einfach aus dem Grunde, weil sie nirgendwo hinkamen, wo derselbe geschmäht oder verdächtigt wurde. Treu seinem Charakter und seinen Grundsätzen ließ Tim Flanagan keines seiner Kinder eine der vom Staate in den verschiedenen Stadtvierteln gegründeten Schulen besuchen. Sein Wahlspruch war: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ In richtiger Würdigung dieser Wahrheit erklärte er, daß mit seinem Willen keines seiner Kinder den Fuß in eine protestantische Schule setzen werde, „wenigstens so lange ich Herr über sie bin“, fügte er hinzu; „will Eines von ihnen es versuchen, wenn ich einmal hin bin, dann mag's geschehen; aber eher wird nichts draus.“ Sein Weib schwieg dazu und lächelte; aber man wußte, daß sie trotz all' ihrer Sanftmuth ihrem Ehemanne in diesem Punkte an Unbeugsamkeit nicht nachstand.

Wohl hundertmal wurde diese Frage zwischen Miles und Tim abgehandelt, und mehr als ein Mal geriethen sie in ihrem Eifer hart aneinander, — aber die Sache blieb ungeändert. Miles schickte seinen Knaben und seine Tochter in städtische Schulen; die Kinder Flanagan's gingen nach wie vor in die katholische Schule an der Peterskirche.

Die Schule von St. Peter hatte zwei Abtheilungen, eine für Knaben, die andere für Mädchen. In der erstern lehrte Herr Lanigan, ein wahres Muster eines braven katholischen Lehrers aus der alten Schule. Die Abthei-

lung der Mädchen war unter der Leitung von barmherzigen Schwestern zur schönsten Blüthe gediehen. Es gab damals nur wenige katholische Schulen in der Stadt, vielleicht nicht mehr als zwei oder drei, und von diesen war die von St. Peter die bedeutendste. Sie hatte ihren guten Ruf verdient. Viele schätzenswerthe Bürger sind dort für das Leben herangebildet worden; viele Knaben, die einst zu den Füßen des würdigen Lanigan saßen, haben sich derweilen durch ihre Thätigkeit und ihren musterhaften Wandel eine gute Stellung in der Gesellschaft erworben, um von der praktischen Ausbildung für das geschäftliche Leben, welche sie dort erhielten, ganz zu schweigen.

Die Schulfrage blieb fortwährend der Zankapfel zwischen Tim und Miles, aber, wie schon bemerkt, keiner konnte den andern überzeugen, obgleich der Letztere nach einigen dieser Wortkämpfe hatte zugeben müssen, Tim wäre ihm wahrlich hart genug auf den Leib gerückt.

Mitunter fanden diese Erörterungen im Beisein der Kinder Statt, die, wenn sie die Sache im Anfange auch wenig zu beachten schienen, doch nach und nach aufmerksam darauf wurden, so daß sie selbst oft in Abwesenheit der Eltern über diesen Punkt stritten. Elisa Blake war die erste, welcher die Ansichten des Onkels, so weit dies bei Mädchen ihres Alters überhaupt sein kann, einleuchteten. Als sie nun gelegentlich ein Mal bei ihrem Vater äußerte, sie ginge viel lieber mit ihren Bäschen zu den Schwestern in den Unterricht, wies dieser sie kurz ab und gebot ihr mit ungewöhnlicher Strenge, diesen Ge-

danken sich aus dem Sinne zu schlagen. „Die Schule, in der du bist, ist gut, Elisa, und so lange ich und die Mutter zufrieden mit derselben sind, bist du es auch, denk' ich. Wenn du die Schule der Schwestern besucht hättest, wärest du nicht so weit, wie du jetzt bist, darauf gebe ich dir mein Wort. Ruhig also damit und halte dir Onkel Tim's Ideen aus dem Kopfe. Wenn du willst, daß wir gute Freunde bleiben sollen, dann laß mich nichts mehr davon hören."

Einige Jahre lang machte sich Frau Blake nicht viel Sorge darüber, in welche Schule die Kinder geschickt würden, wenn sie nur überhaupt zur Schule gingen; aber sie fand doch wenig Vergnügen daran, Harry Tag für Tag mit einer Schmarre, die ihm das Gesicht entstellte, oder mit einem blau und schwarz geschlagenen Auge, oder mit geschwollener Lippe und blutender Nase nach Hause kommen zu sehen. Sie hatte den ihrem Geschlechte natürlichen Widerwillen gegen Raufereien und hätte es lieber gesehen, wenn ihr Sohn etwas weniger vom Faustkämpfer und etwas mehr vom Gelehrten an sich gehabt hätte.

„Aber um des Himmels willen, Miles, was nutzt all' dieser Zank und all' diese Balgerei?" sagte sie eines Tages zu ihrem Manne, als sie Harry eben ein Heftpflaster über eine Stirnwunde gelegt hatte. „'s ist ein Wunder, daß der Junge noch lebt — ein wahres Wunder, und ich kann nicht begreifen, daß ein vernünftiger Mann, wie du doch sein willst, ihn zu diesen Streichen noch ermuntern kann."

„Ja, dann sage mir aber, Frau, was ich da thun soll?" entgegnete Miles. „Soll ich ihm befehlen, den jungen Galgenstricken das Feld zu räumen? Willst du das? Warum sind sie denn immer an ihm? Ganz allein wegen seiner Religion, und du willst doch sicherlich nicht, daß ein Kind, welches du dein nennst, vor einem Haufen roher Wichte Reißaus nehmen soll, wenn sie sich über seinen Glauben hermachen?"

„Nein, das will ich nicht, Miles", gab Mary zögernd zur Antwort, „aber siehst du jemals, daß Flanagan's Kinder mit blaugeschlagenen Augen oder blutigen Nasen nach Hause kommen, wie Harry fast täglich?"

„Hm", sagte Miles, „das freilich nicht, und wie sollten sie auch, wo Alles nach ihrem Sinne geht? Die haben's nicht nöthig, sich für ihren Glauben zu wehren, wie der arme Harry."

„Und befinden sich am Ende noch besser dabei; ich bin gewiß, ihrer Mutter wird mancher Schrecken gespart, den mir mein Junge einjagt."

„Nun, wenn auch, Mary. Du siehst doch ein, daß man schon einigen Verdruß dafür ertragen kann, wenn Harry seinen Glauben vertheidigen lernt. Flanagan's Kinder werden zu rechten Tölpeln aufwachsen, die sich Alles gefallen lassen, wie junge Katzen. Ich habe gern, wenn die Jungen immer bereit sind, mit Wort und mit That, wenn es sein muß, ihre Religion zu schützen; und das sag' ich ein für alle Mal, ein katholischer Junge kann das Dreinschlagen nirgends gründlicher erlernen, als in einer protestantischen Schule."

„Je nun, Miles, du mußt es am besten wissen", war die unterwürfige Antwort. „Was dir recht ist, ist mir's auch. Hier, sei so gut, leere mir diese Kartoffeln aus; ich brauche den Sack für etwas Anderes."

Noch war Blake hiermit beschäftigt, da trat Tim Flanagan ein, seine edeln, offenen Züge voller Schalkhaftigkeit, obgleich er es für gerathen hielt und sich auch bestrebte, eine ernste Miene aufzusetzen. „Gott helf' dir! Ich sehe, du bist an den Knollen beschäftigt. Eine vortreffliche Sorte das, wenn man in Anschlag bringt, daß sie nicht in Irland gewachsen sind. Was ist doch dem Harry diesen Morgen passirt?"

„O, nichts Besonderes, Tim, nichts Besonderes", sagte Miles, den Staub gemächlich von den Händen klopfend, „seine alten Händel, weiter nichts. Er hat ein paar lügenhaften Yankee-Laffen das Maul gestopft, und da drei oder vier auf einmal an ihm waren, hat er eine kleine Schmarre über dem Auge davongetragen. 's ist der Rede nicht werth."

„Nun seht einmal! und das ist Alles?" rief Tim; „haben doch die Johnson's und die Herrick's Jungen, und wer weiß, wie die andern heißen, viel Wesens gemacht, wie sie den Harry Blake diesen Morgen mit einer Tracht Prügel versorgt hätten, an welcher er noch lange zu verdauen haben werde."

„Baare Lüge von den jungen Schurken, — baare Lüge", rief Miles in prahlerischem Eifer. „Ja, sie haben sich alle Mühe gegeben, die feigherzige Bande! — alle erdenkliche Mühe, was hat sie's aber genutzt?

Harry allein stellt sich noch gegen ein halbes Dutzend von jener Sorte."

„Doch immerhin ein Trost", warf Tim hin, schalkhaft dabei lächelnd, „er hat, meiner Treu, Aussicht dazu, der erste Boxer unserer Zeit zu werden, und weder Dan Donelly noch der taube Burke werden ihm das Wasser reichen können, wenn er so fortfährt."

„Du treibst deinen Spaß mit mir", sagte Miles etwas herabgestimmt, „aber so lange der Junge für seinen Glauben und die Ehre Alt-Irlands einsteht, mag er dreinschlagen; ich hab' nichts dagegen. Er wäre mein Sohn nicht, wenn er's nicht thäte."

„Ja, aber da liegt's", entgegnete Tim ernst. „Es ist ganz gut, wenn er für seine Religion streitet, aber laß ihn noch drei oder vier Jahre in dieser Schule und du wirst sehen, er streitet lieber gegen sie."

Dies erregte Miles' Unwillen auf's Neue. „Ja, wahrhaftig, du bist im Stande, Einen wahnsinnig zu machen! Wie kannst du so weit gehen, zu sagen, daß mein Sohn Protestant werde, — hast du je von einem Abtrünnigen in unserer Familie gehört? — sag'!"

„Ob ja oder nein", gab Tim bestimmt zur Antwort, „das sage ich dir offen und frei, und ich sage es dir nicht zum ersten Male, — du treibst deine beiden guten Kinder — 's ist bei Gott Schade um sie — du treibst sie selbst in den Rachen des Verderbens! Was soll ich aber weiter mit dir disputiren, da ich weiß, daß bei dir nichts damit auszurichten ist? Mary mag sagen, ob ich nicht Recht habe."

„Wohlan, wenn du meine Meinung hören willst“, antwortete seine Schwester, „ich kann nicht leugnen, daß ich Harry und Elisa viel lieber mit Tim's Kleinen nach St. Peter gehen sähe; es scheint mir unpassend, sie in eine protestantische Schule zu schicken.“

„Ei, Mary, was soll das? Es sind keine protestantische Schulen, verlaß dich darauf, — es sind —“

„Bitte, was sind sie, Miles? sag' es uns doch!“ fiel Tim in schelmischem Schmeicheltone ein.

„Was sie sind, fragst du?“ erwiederte Miles, etwas verlegen über die ihm gestellte Falle; „nun, sie sind nicht für irgend eine besondere Religion, — sie sind für alle Religionen, und ihr Beide wißt dies so gut, wie ich.“

„Bitte um Verzeihung“, entgegnete Tim ruhig, „sie sind für keine Religion, und dabei bleib' ich.“

„Wie, was meinst du damit?“

„Ich meine, was ich gesagt habe: eine Schule, die, wie du behauptest, für alle Religionen sein soll, ist in Wirklichkeit für keine, weil ein besonderes Bekenntniß nicht gelehrt werden kann, ohne daß es bei den andern betreffenden Parteien Anstoß erregt.“

„Nun wohl, das mein' ich ja eben“, sagte Miles in dem Tone eines Siegers; „die Schule ist nicht der Ort, um Religion zu lernen; die Eltern mögen sie zu Hause und der Geistliche in der Kirche lehren.“

„Ja, Tim, das scheint mir am Ende nur vernünftig“, sagte Mary. „Wie du immer siehst, gehen Harry und Elisa jeden Sonntag Morgen in die Christenlehre,

und ich denke doch, ich thue zu Hause, was ich kann, um sie zu guten Katholiken zu machen, und ihr Vater auch."

„Ganz gut, Mary, ganz gut, wenn und wo es geschieht. Aber geschieht solches von allen katholischen Eltern? Oder glaubt ihr, daß alle katholische Kinder, welche die Stadtschulen besuchen, regelmäßig am Sonntage zur Christenlehre geschickt werden? oder daß ihnen zu Hause die guten Lehren zu Theil werden und sie die Beispiele sehen, wie die Euerigen, und —"

„Nun, Tim", unterbrach ihn Miles plötzlich, „die Sache ist am Ende die: meine Kinder sind in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung so weit, wie irgend ein Knabe oder ein Mädchen ihres Alters, und was die Religion betrifft, so sind sie gegen anderer Leute Kinder nicht im Mindesten zurück. Und gerade in diesem Punkte ist in der ganzen Stadt kein Knabe, der eifriger für seine Religion einträte, als mein Harry, und er wäre keinenfalls so muthig und standhaft, wenn er eine Schule besuchte, wo nicht auch Protestanten wären."

„Wie kamen denn aber wir Beide zu unserer Anhänglichkeit an die Religion? Keiner von uns, so viel ist sicher, hat eine Schule besucht, die protestantisch oder glaubenslos gewesen wäre. Der alte Magister Finigan, der mich das gelehrt hat, was ich weiß, war der eifrigste Katholik in der Pfarre; überhaupt wohnten nur wenige Protestanten in der Gemeinde."

„Und wir hatten keinen", sagte Miles, „auch nicht einen einzigen, meilenweit in der Runde."

„Also, und doch bist du nicht im Mindesten lauer und deiner Religion weniger zugethan, als wenn du jeden Tag dich für dieselbe herumgezankt hättest.“

„Je nun, Tim, was nutzt das weitere Reden, — hier sind die Umstände, wie ich dir früher schon oft gesagt habe, ganz andere; und so lange ich sehe, daß die Kinder in ihrer Ausbildung vorwärts schreiten und dabei gute Katholiken bleiben, schicke ich sie in die Stadtschule. Es wäre doch wahrlich undankbar, wenn ich anders handeln wollte, da die Obrigkeit die Erziehung unserer Kinder besorgt, ohne sich um deren Religion zu kümmern. Was meinst du, Mary?“

Mary aber war emsig beschäftigt, eine Schüssel Maiskorn anzurichten und hatte keine Lust, um derartige Streithändel sich Kopfbrechen zu machen. „Macht's unter euch aus“, sagte sie, „ihr müßt's am besten wissen, ich verstehe doch nichts von der Sache. Ihr disputirt nun seit fünf Jahren über euere Schulen, und ich sehe noch nicht, daß etwas anders geworden ist. Wenn ich an euerer Stelle wäre, ich gäbe es auf. Ihr werdet uneinig dadurch, das ist alles, was erreicht wird.“ Sie fuhr unterdessen fort, ihre Küche zu besorgen, neben deren Wichtigkeit die Schulfrage in ihren Augen zu voller Bedeutungslosigkeit herabsank.

„Nun, gehabt euch wohl“, sagte Tim, indem er aufstand und nach seinem Hute griff. „Ich wünsche euch guten Appetit zu euerm Mittagsmahle und eine bessere Einsicht in das, wovon das Wohl euerer Kinder ab-

hängt. Gebe Gott, daß ihr nie Ursache habt, euere Blindheit zu bereuen."

Zu Hause angekommen, mußte er seiner Entrüstung Luft machen. „Ja, wahrhaftig, Nelly, dies Volk könnte einen Heiligen ungeduldig machen. Denk' dir nur, spreizt sich Miles doch wie ein Pfauhahn, daß Henry den Yankee-Buben Meister wird."

„Aber, lieber Tim, ich würde nicht mehr mit ihm disputiren. Er wird seinen Unverstand zu beklagen haben; leider nur zu bald."

„Das wird er freilich; aber muß man da nicht wild werden, wenn man sieht, wie ein sonst so vernünftiger Mann so dumme Streiche macht? Ist's doch, als wäre es ihm angethan. Und die Mary denn auch. Ich weiß, sie ist im Grunde gerade so unzufrieden damit, wie ich, daß die Kinder die Stadtschule besuchen; aber sie hat das Herz nicht, sich zu äußern. Sie ist so unterwürfig und so bereit, ihrem Manne Alles zu überlassen, als hätte sie nicht auch ein Recht an den Kindern, so gut wie er. Wahrhaftig, man kann's nicht ansehen, ohne —"

„Nun, nun Tim, sie werden selbst den größten Schaden davon haben. Du hast oft genug gesagt, daß mit Miles Nichts auszurichten sei. Und" fügte Nelly mit schelmischem Lächeln hinzu, „ich weiß denn doch, daß du nicht der Mann bist, der ein Weib wegen ihrer Unterwürfigkeit tadeln will, he Tim? — Nun setz' dich her und lass' dir's wohl schmecken."

Zweites Capitel.

Die beiden Schulen.

Als Harry am nächsten Morgen die Treppe herabkam, um zur Schule zu gehen, war seine Mutter eben mit Bereitung des Frühstücks beschäftigt. Bei dem Anblicke des Pflasters, welches das hübsche Gesicht des Knaben gänzlich entstellte, konnte sie ihren Aerger nicht unterdrücken.

„'s ist doch zu arg! Eine Schmach und Schande ist es, dich mit dem häßlichen Pflaster herumgehen zu sehen! Harry, ich rathe dir zum Guten, halte dich in Zukunft aus diesen Balgereien. Was, um des Himmels willen, bringt dich denn immer dazu?"

„Ei, Mutter, nichts Anderes, als die Religion — das weiß ja Jeder!" und Harry brach in ein Lachen aus, welches seiner Mutter nicht recht gefiel.

„Die Religion! Das ist die alte Entschuldigung! Bei deinem Vater kommst du damit wohl durch, aber mir genügt sie nicht. Siehst du denn nicht ein, daß du mehr Achtung vor der Religion zeigen würdest, wenn du dich von Zank und Hader fern hieltest und friedfertig zu sein suchtest? Du weißt, das ist eine von den acht Seligkeiten."

„Dummes Zeug, Mutter! Was habe ich mit den acht Seligkeiten zu schaffen? Das wär' doch schön, wenn ein Junge, wie ich, ruhig anhören sollte, wie solche Pinsel ihren Spott mit uns treiben. Wir seien ‚Papisten', sagen sie, und ‚schmutzige Irländer', und sehen mich

dabei an, als wollten sie sagen: ‚Du gehörst auch dazu.‘ Lieber lass’ ich mich hängen, als daß ich das ertrage!“

„Ei, ei Harry“, sagte die Mutter, „man sollte fast meinen, du schämtest dich, daß du irisches Blut in den Adern hast! Du kannst zu Zeiten sonderbar sprechen.“

Harry lachte statt jeder Erwiederung und verlangte das Frühstück. „Unsere Elisa, ich wette darauf, hat sich heute wieder verschlafen und macht nun so lange mit ihrem Beten, daß sie gewiß zu spät kommt. Ich wollte, sie machte ihr Gebet kurz ab.“

„Dir wäre es gut, wenn du dein Gebet etwas länger machtest“, entgegnete seine Mutter mit eindringlichem Tone, „dann würdest du nicht so leicht mit deinen Kameraden Händel anfangen.“

„Sei nur ruhig, Mutter, und mach’ dir darum keine Sorge. Ich will jetzt bald frommer werden und meine wilden Streiche lassen. Sind die Kuchen fertig? Mach’ etwas schnell, sonst komm’ ich zu spät zur Schule. Sieh, da kommt Lizzy. — Nun, bist du endlich mit deinem Beten zu Ende? Du bist mir ein schönes Mädchen, beinahe eine halbe Stunde zu beten, wo es ohnehin schon so spät ist. Ich möchte wetten, heute gibt’s was für dich!“

„Wenn auch!“ antwortete die Schwester. „Du weißt, daß Vater Power uns anbefohlen hat, uns durch Nichts, was es auch sei, von unserm Morgen- und Abend-Gebete abhalten zu lassen. Meine Aufgabe habe ich gestern Abend gelernt; jetzt bin ich ganz bereit zur Schule, bis auf mein Morgenbrod. Wir bekommen es doch gleich, nicht wahr, Mutter?“

„Ja, mein Kind, ich bringe es im Augenblick. Es freut mich, daß du deine Gebete gewissenhaft verrichtest. Was ich aber von Harry denken soll, weiß ich nicht; ich fürchte, in der Schule wird nichts Gutes aus ihm."

„Bst, Mutter, da kommt der Vater!" Und sogleich machte Harry sich daran, die Stühle um den Tisch zu setzen, als wollte er zeigen, wie artig er sei.

„Nun Harry", begann Miles, indem er sich niedersetzte, „was macht deine Schramme diesen Morgen? Schmerzt sie sehr?"

„Ja, Vater, sie brennt ziemlich; aber ich mache mir nicht viel d'raus. Ich habe ja Sam Herrick auch sein Theil gegeben; ich hoffe, er hat's noch besser gefühlt! Dem hab' ich eins versetzt — noch keiner von den verwünschten Yankee's hat's so bekommen."

„Recht so, Harry, ganz recht! Zeig' ihnen, was ein Irländer kann. Reich' deinen Teller und nimm von diesen warmen Kuchen. Was fehlt dir, Elisa? Du siehst so bleich aus diesen Morgen."

Diese Worte machten die Mutter aufmerksam. „Es ist wahr, Miles, sie ist ganz blaß. Weil ich mit dem Frühstück zu sehr beschäftigt war, hatte ich's noch nicht bemerkt. Du fühlst dich doch wohl, liebe Lizzy?"

„Ja, liebe Mutter, ganz wohl, gewiß", sagte das Kind mit einem schwachen Lächeln. „Sei so gut, Vater, — noch einige von den Buchweizen-Kuchen. So lang' es mir noch schmeckt, braucht Ihr nicht bange zu sein."

Das arme Kind zwang sich zum Essen, um den be-

sorgten Eltern sein Unwohlsein zu verbergen. Miles und seine Frau wechselten, ohne weiter zu sprechen, bedeutsame Blicke, und die Mutter seufzte tief auf.

Als die Kinder fort waren, ging Mary zu ihrem Manne in den Laden, wo derselbe mit der Zurichtung einiger Waarenpakete beschäftigt war.

„Nun, ich sage, wie es ist, Miles, sie bringen uns das Kind zollweise um's Leben."

„Wie so, Mary, wen meinst du?"

„Je nun, die Lehrerinnen. Sie geben ihr ganze Seiten aus Büchern zu lernen, lauter Dinge, die sie in ihrem Leben nicht braucht; und sie ist so schwach ohnehin. Der Kopf schwindelt Einem, wenn man hört, wie das arme Kind sich an den langen schwierigen Wörtern abmüht. Da hat sie Lehrstunden aller Art: Trigonometrie und Geometrie, dann Philosophie oder Rhetorik — was das für Dinge sind! — ich weiß es wahrhaftig nicht. Und hörte ich ein ganzes Jahr zu, so lernte ich doch nicht, wo aus und wo ein damit. Da sitzt sie Tag für Tag über den Büchern, bis sie am Ende Nichts mehr am Leibe hat, als Haut und Knochen."

„Pah, pah, Mary; das ist es nicht, wovon sie so mager und bleich wird. Du weißt, sie ist immer kränklich gewesen."

„Eben deshalb sollte sie nicht zu all' dem Lernen angehalten werden! Ich möchte wissen, was die Dinge mit den unverständlichen Namen ihr nützen können?"

„Ja, aber, Mary, wenn Elisa eine gute Erziehung erhalten soll, müssen wir sie in diesen Dingen unterrich-

ten lassen. Hier lernt sie Jedermann, und wir können doch unsere Kinder nicht hinter andern zurückstehen lassen."

„Das will Nichts heißen, Miles; ich wollte, man unterrichtete sie mehr in der Religion und weniger in diesen närrischen Ometrieen oder wie das Zeug heißt; es kommt Einem bald vor, als wäre es vom Bösen. Für Harry ist es sicher nichts Gutes; er wird täglich frecher und trotziger gegen uns. Vielleicht thun wir am Ende doch nicht wohl daran, daß wir unsere Kinder in diese Schule gehen lassen, — wie, Miles?"

Miles lachte über die besorgte Miene seines Weibes, welches sonst immer so heiter aussah. „Nun sag' mir doch, Mary, welches Thier hat dich heute gebissen, daß du so viel Wesens über die Schulen machst? Weißt du denn nicht, daß die meisten der Fächer, die du genannt hast, auch in den katholischen Schulen gelehrt werden? Wenn sie vom Bösen wären, wie du meinst, würden die Geistlichen sie schon fern halten. Schlag' dir deshalb diese Grillen aus dem Kopf!"

Mary konnte sich jedoch nicht davon losmachen. Die in ihrem Mutterherzen erregte Besorgniß wegen Elisa's Gesundheitszustand drängte sie zu einer weitern Entgegnung, als das Eintreten eines Kunden das Gespräch abschnitt.

Folgen wir nun Henry Blake in die Schule, um zu sehen, wie es ihm an diesem Morgen erging. Der Lehrer, Herr Simpson, war ein Mann von sehr freundlichem Ansehen und glattem Gesichte. Er hatte langes, blondes Haar, welches er sorgfältig zurückstrich, um die

geistreiche Stirne sehen zu lassen, auf die Herr Simpson nicht wenig stolz war. Seine kleinen grauen Augen warfen unruhige, argwöhnische Blicke von einem Gegenstande zum andern — eine Gewohnheit, die jedenfalls von jahrelangem Ueberwachen der Knaben herrührte. Nie hatte man an Herrn Simpson's Leibe einen abgetragenen Rock bemerkt, wie Lehrer ihn wohl während der Schulzeit zu tragen pflegen. Sein Rock war immer, wie der Rock des Irländers, als er auf den Jahrmarkt nach Donnybrock ging:

„Ein Rock, ganz funkelnagelneu; kein Fleckchen ließ er blicken"

neu und glatt und glänzend wie Herr Simpson selbst, der Haupt-Lehrer an der Stadtschule Numero fünf in New-York. Auch im Uebrigen war Herr Simpson ein feiner Mann, und seine Geschicklichkeit junge Papisten „aufzuklären" oder ihren Glauben zu „läutern", kam beinahe der Gewandtheit in der Handhabung des Knotenstockes gleich, die weiland Freund Pat von Donnybrock besaß. Dieser feine Herr nun hatte keine besondere Vorliebe für Harry Blake, der, wie seine Mutter sich ausdrückte, viel zu „stämmig" und „resolut" für den verfeinerten Geschmack des Herrn Simpson war und ihm mehr Verdrießlichkeit verursachte, als die andern Knaben alle zusammen. Aber Herr Simpson war zu klug, um seine Abneigung offen hervortreten zu lassen, wenn anders von Abneigung die Rede sein konnte; denn es war ganz seinen Grundsätzen zuwider, gegen katholische Knaben eine Abneigung zu haben; ja er war in

seinem Benehmen gegen diese noch sanfter und salbungsvoller, als gegen jeden Andern. Demgemäß nahm Herr Simpson an dem fraglichen Morgen mit Vorbedacht keine Notiz von Harry's Eintritt in den Schulsaal, obgleich die Glocke den Beginn des Unterrichts vor bereits zehn Minuten angezeigt hatte. Harry, durch das Schweigen des Lehrers einigermaßen ermuthigt, ging leisen Schrittes zu seinem Sitze, war jedoch immer noch voller Besorgniß, welchen Eindruck die mit der Prügelei vom vorhergehenden Abend in genauester Verbindung stehende Verunstaltung seines Gesichtes machen werde. Sein nächster Nachbar, Hugh Dillon, war gleichfalls katholisch, wenigstens das Kind katholischer Eltern. Da aber der Knabe von seinem fünften Jahre bis zu seinem jetzigen Alter von vierzehn Jahren stets die Stadtschule besucht hatte, war er nur noch dem Namen nach katholisch. In letzter Zeit fing er sogar an, bei den Wort- und Faustkämpfen Harry's unter dessen Gegnern seinen Platz zu nehmen, weil es ihm doch „gar zu irisch" und nur für „Paddies", *) wie Harry Blake, passend dünkte, „der Religion wegen Streit anzufangen." Diese seine Gründe erregten gewöhnlich Harry's Zorn, der ihm dann wohl zu erwidern pflegte: „Bin ich ein Paddy, so bist du auch einer; oder meinst du, ich wäre nicht in Amerika geboren, so gut wie du?"

„Nun, was brauchst du dich denn für die Irländer

*) „Paddy" — abgekürzt aus Patricius — ist der gewöhnliche Spottname der Irländer.

Der Uebersetzer.

und ihren Glauben zu wehren, wenn du kein Irländer sein willst?"

„Seht den Querkopf! Sind denn dein Vater und deine Mutter nicht auch Iren und Katholiken, so gut wie meine Eltern?"

„Ja, so viel ich weiß, sind sie's; aber was geht das mich an? Ich bin geborener Amerikaner und meine Religion suche ich mir selbst aus; dazu habe ich das Recht, wie jeder Andere. An deiner Stelle würde ich mich bedanken, mich für ein Land zu schlagen, das ich nie gesehen, oder für irgend ein besonderes Glaubensbekenntniß zu streiten. Warte doch ab, bis du dir einen Glauben gewählt hast, wie es einem freigeborenen Amerikaner zusteht!"

Dieser frühreife „Eingeborene" also war an jenem Morgen der nächste Schulnachbar unseres Freundes Harry. Zu sprechen in der Schule war natürlich untersagt; aber die Zwei wechselten bedeutungsvolle Blicke, und indem Hugh seinen Finger über die Augenbrauen legte, gab er in drolliger Mimik seine Schadenfreude zu erkennen. Dies brachte Harry's Blut in Wallung. Das Gefühl der Demüthigung wurde bei ihm noch gesteigert durch das unterdrückte Geflüster, welches sich hier und dort in den Bänken hören ließ, sowie durch die verstohlenen Blicke voller Hohn und Verachtung, welche ihm von allen Seiten begegneten. Für einen stolzen, reizbaren Knaben, wie Harry, wäre dies Leids genug gewesen, aber das Schlimmste sollte noch kommen.

„Master *) Henry Blake", rief Herr Simpson von seinem Stuhle hinter dem Tische, „komme hierher, ich habe dich Etwas zu fragen."

Harry gehorchte ohne Zögern. „Wie kommst du wohl, wenn ich fragen darf, zu dem Pflaster über deinem Auge?" Er wußte es recht wohl, hielt es aber für zweckmäßig, sich unwissend zu stellen.

„Sam Herrick gab mir einen Schlag mit dem Stocke, Herr."

„Master Herrick, komme ein Mal her." Das Herrchen kam.

„Wie kamst du dazu, Master Blake mit dem Stocke zu schlagen? Wie soll ich mir ein solches Betragen erklären?"

„Daran ist er selbst Schuld, ich versichere Sie. Er wollte beleidigt sein, weil ich gesagt hatte, Sanct Peter sei nur ein alter Fischersmann gewesen, wenn auch die Papisten noch so viel Wesens aus ihm machten."

„Ja, aber hast du nicht auch gesagt, der Papst wäre der Antichrist?" unterbrach ihn Harry. „Gib dir nur keine Mühe, dich herauszuwinden!"

„Nur Geduld, mein lieber Junge; lassen wir ihn erst ausreden", sagte Herr Simpson. „Fahre fort, Master Herrick!"

„Und da nannte er mich mit verschiedenen Schimpfnamen und gab mir zuletzt einen Stoß, daß ich gegen die Wand flog."

*) Die Anrede „Master" hat hier die Geltung „junger Herr".
Der Uebersetzer.

„Ja, aber hast du nicht gesagt, die Irländer wären alle rohes, gemeines Volk, wie es kein gemeineres auf Gottes Erdboden gäbe?“ versetzte Harry, die Sprache seines Gegners so treffend nachahmend, daß alle Schüler, zu Herrick's größtem Aerger, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Und wenn ich das gesagt habe, — ist es denn nicht wahr? Du kannst es nicht leugnen, du magst machen, was du willst.“

Harry hatte eine bittere Antwort auf der Zunge, aber der Lehrer kam ihm zuvor. Die Worte flossen diesem Herrn so honigsüß, so salbungsvoll von den Lippen, daß kein Zorniger ihrem besänftigenden Eindruck hätte widerstehen können.

„Meine lieben Knaben“, sagte er, „ihr habt beide Unrecht, ja beide“ — die Knaben sahen einander mit großen Augen an — „die Religion ist ein Gegenstand, von welchem in der Schule keine Rede sein soll, ja nicht ein Mal in der Nähe derselben. Es ist überhaupt immer und an jedem Orte für Knaben unpassend, über Religion zu streiten, da die Religion nur für Männer, für erwachsene Männer ist. Für euch, in dem Alter, worin ihr jetzt seid, ist die Religion durchaus unnöthig; wenn ihr einmal in reifem Alter steht, ist es noch übrig frühe, daß ihr in Bezug auf diese Angelegenheit euern Standpunkt nehmt. Der große Schöpfer aller Dinge hat dem Menschen freien Willen gelassen, damit er sich selbst eine Religion wähle; dies kann er aber nicht eher, als

bis er das Mannesalter erreicht hat. Ihr seht also, meine lieben Schüler, wie albern es ist, über Religion zu streiten, ehe ihr auch nur wissen könnt, was die Religion eigentlich ist. Geh' auf deinen Platz, Sam Herrick; ich hoffe, nie mehr hören zu müssen, du hättest gegen irgend eine Art von Gottesverehrung geschimpft. Selbst die römische Kirche, wenn sie auch verderbt und weit hinter der Zeit zurückgeblieben ist, hat doch noch einige Körnlein von dem Samen des Evangeliums bewahrt. Sie ist, ich glaube es sagen zu dürfen, nicht ganz götzendienerisch und behauptet doch wenigstens, den Einen wahren Gott anzubeten. Die Anhänger derselben, mein lieber Master Herrick, sind eher zu bemitleiden als zu verdammen. Deshalb bitte ich, erlaube es dir nicht mehr, über eine Sache zu streiten, die du nicht kennst."

Herrick machte seine Verbeugung und ging an seinen Platz zurück. Harry aber war über den Vorgang so entrüstet, daß er sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Herr Lehrer, meine Religion ist die beste; ich kümmere mich nicht darum, was andere Leute darüber sagen; ich werde mich für dieselbe wehren, so lange ich kann." Von Neuem allgemeines Gelächter.

„Deine Religion, Master Blake?" sagte Herr Simpson sanft. „Ich weiß nicht, wie du von einer Religion, die du hättest, sprechen kannst; hast du aber eine, so behalte dieselbe für dich. Hier ist nicht eine Religion die beste und eine andere die schlechteste, denn wir haben überhaupt mit keiner Etwas zu schaffen."

„Sie sprechen aber doch gegen die Meinige", entgegnete Harry mit fester Stimme; „ist das denn Recht, wenn Sie mit keiner Etwas zu schaffen haben? Gegen Sam Herrick's Religion haben Sie Nichts gesagt, und meine ist doch immer noch besser, als die seinige."

„Siehst du denn den Grund hiervon nicht ein, mein lieber Knabe?" fragte Herr Simpson in wo möglich noch süßerem Tone. „Ich habe über Master Herrick's Religion Nichts gesagt, weil er nicht behauptet, eine zu haben."

„So ist's", rief Sam von seinem Sitze her mit so ernster Stimme wie ein Mann, „ich habe keine."

„Da siehst du's", nahm der Lehrer wieder das Wort; „du bist, so zu sagen, der einzige Knabe in der Schule, der wegen der Religion Lärm macht. Und weil du damit gegen den Geist, wo nicht gegen den Buchstaben unserer Schulordnung handelst, so rathe ich dir ein für alle Mal, dich in Zukunft davor zu hüten. Hier ist Einer wie der Andere; — zu Hause bei eueren Eltern, da könnt ihr natürlich sein, was ihr wollt, oder was euere Eltern wollen. Aber hier, merke dir das, hast du dich bloß um deine Lectionen zu kümmern und die Religion vor der Thüre zu lassen. Da ist dein Nachbar, Master Dillon; seine Eltern hangen, glaube ich, auch dem römischen Aberglauben — bitte um Entschuldigung — der römischen Kirche an, und doch ist er so ordentlich und wohlgezogen, wie irgend ein anderer Schüler. Von dem hört man nie, daß er wegen der Religion hadert und zankt. Mit den Worten der heiligen Schrift

rathe ich dir, mein lieber junger Freund: Gehe hin und thue desgleichen."

„Herr Trimble", sagte der Lehrer dann, sich zu seinem Gehülfen wendend, „rufen Sie die erste Classe in der Mathematik auf."

Harry mußte, da er zur ersten Classe in der Mathematik gehörte, sich nun auf seinen Sitz begeben und hatte, da das Streben, seinen Platz zu behalten oder wo möglich einen bessern zu bekommen, ihn ganz in Anspruch nahm, seine wohlberechtigte Entrüstung sehr bald vergessen.

Wir wollen Harry bei seinen Parallelogrammen und Kegelschnitten lassen und einmal in die Schule zu Sanct Peter eintreten, um zu sehen, wie es dort mit den jungen Flanagan's bei dem Unterrichte des altmodischen katholischen Lehrers vorwärts geht. Herr Lanigan war ein Lehrer aus der alten Schule, pünktlich und etwas förmlich in seinem Thun und Lassen; seine gewöhnlichen Kleider waren, im Gegensatze zu denen unseres Bekannten von der Stadtschule, etwas abgetragen. Aber so lange er Sonntags in seinem Betstuhle in Sanct Peter anständig erscheinen konnte, machte ihm seine Kleidung an Wochentagen, wo ihn außer den Knaben ja doch Niemand sah, gar wenig Sorge. Wie die meisten katholischen Lehrer seiner Art, war der würdige Lanigan weit mehr um die Ausbildung seiner Zöglinge, als um das Aeußere seiner Persönlichkeit besorgt und — die Wahrheit mit einem Worte zu sagen — er war so

ziemlich das Gegentheil des geschliffenen, modischen, süß-lichen Herrn Simpson, dieses Ideals aller stutzerhaften Stadtschulmeister. Herr Lanigan stand bei den Knaben in gewaltigem Respect, denn er hielt sie in strenger Unterwürfigkeit und war in seiner Art ein Autokrat. Er war ein Ire, so handfest, wie je Einer das grüne Eiland verlassen hatte; und wenn seine Zöglinge nicht auch Iren durch und durch waren, so lag, wie er zu sagen pflegte, die Schuld nicht an ihm, sondern an diesen selbst und an ihren Eltern. „Denn", fügte er manchmal hinzu, „das ist und bleibt meine Meinung: nähmen die Eltern selbst darauf Bedacht, die alte Sitte unseres Stammes in Ehren zu halten, wir würden eine solche Verderbtheit unserer Jugend und solche Glaubenslosigkeit nicht zu beklagen haben. Braucht die Ruthe so lange euere Knaben noch jung sind, haltet die Zügel fest in der Hand, wenn sie in die Höhe wachsen, und ich will nicht Jeremiah Lanigan heißen, wenn sie nicht so katholisch werden, als ihr nur immer wünschen könnt! So halte ich's, weil diese Methode sich auf die Erfahrungen gründet, welche ich als Lehrer seit fünfundzwanzig Jahren gemacht habe. Ich habe nicht umsonst diese lange Zeit Knaben erzogen. Glaubt mir, eine ganze Fülle von Wahrheit schließt der kleine Vers in sich:

„Die Erziehung ist's, die den Gemeingeist bestellt;
Wohin der Zweig wird gelenkt, die Richtung der Baum erhält."

Diese Worte sprechen gerade den Grundsatz aus, nach welchem ich die Jugend erziehe. Ich suche den Zweig zu

biegen, so lange er noch ein Zweig ist. Denn ist er ein Mal zu einer großen, starken, unbiegsamen Eiche geworden, da bedarf es, um sie zur Unterwürfigkeit zu bringen, eines stärkern Armes, als des meinigen: des allmächtigen Armes unseres Gottes."

Solcher Art waren die Ansichten des Herrn Lanigan, freilich etwas altmodisch, zum wenigsten für Amerika, das Land des Fortschrittes; aber sie waren begründet auf gutem, gesundem katholischen Glauben und werden nie veralten, so lange es auf Erden noch Gläubige gibt, welche die Erbsünde für etwas mehr als eine theologische Spitzfindigkeit halten.

Als die drei jungen Flanagan's in den Schulsaal traten, waren die meisten Knaben schon in ihren Bänken. Herr Lanigan saß an seinem Pulte und benutzte die bis zum Beginne des Unterrichts noch freie Viertelstunde zum Durchlesen des Dubliner ‚Freeman's Journal', welches er mit der letzten Post „aus der Heimath" erhalten hatte. Edward trat, während seine Brüder zu ihren Sitzen gingen, zu dem alten Herrn hin; dieser war jedoch von seiner Lecture zu sehr in Anspruch genommen, als daß er ihn bemerkt hätte. Herr Lanigan hatte sich, wie er später erzählte, tief in eine große Rede O'Connell's hineingelesen; und da Edward zu bescheiden war, ihn zu stören, hätte er da stehen können, wer weiß wie lange noch, wenn nicht auf einmal die Schulglocke erklungen wäre. Bei dem ersten Schlage legte Herr Lanigan, dem Pünktlichkeit eine Gewissenssache war, die Zeitung zusammen.

„Auf euere Plätze, Jungen! Macht euch zum Unterrichte bereit. Nun, Ned, was hast du, mein Lieber?“

„Der Vater läßt Sie bitten, diesen Abend einen Augenblick zu uns zu kommen. Er hat etwas mit Ihnen zu sprechen. Auch möchten Sie so gefällig sein, die irische Zeitung mitzubringen; er hat gehört, Sie hätten gestern eine erhalten.“

„Ja, Ned, ich habe eine erhalten. Sage deinem Vater, wenn ich nur irgend könnte, würde ich kommen. Wie geht's zu Hause?“

„Freundlichen Dank, Herr Lehrer; Alle sind wohl.“

„Schön; setz' dich. Ich werde in fünf Minuten Grammatik vornehmen.“ Dann sagte er, indem er die Brille auf das Pult legte, mit lauterer Stimme: „Wenn es mit euern Aufgaben diesen Morgen zu meiner Zufriedenheit geht, werde ich euch etwas mittheilen, das euch Freude machen soll.“

Diese Worte brachten neues Leben in die Knaben. Die jüngern klatschten jubelnd in die Hände, während einige der ältern in schmeichelndem Tone baten: „O, lieber Herr Lanigan, wollen Sie's nicht jetzt sagen? Herr Lehrer! Thun Sie's doch, Herr Lehrer! Wir wollen dann noch einmal so fleißig sein, wenn es etwas Gutes ist.“

„Nein, nein, fahrt fort mit den Arbeiten. Ihr sollt es erwarten. Aber bedenkt, daß Alles davon abhängt, wie ihr euere Pflicht thut.“

Es ging mit den Aufgaben, wie Herr Lanigan es nicht besser verlangen konnte; sobald also die letzte Un-

terrichtsstunde vorbei war, erhob sich der würdige Mann, legte die rechte Hand auf das Pult und fragte:

„Knaben, wißt ihr, was für ein Tag morgen ist?"

Einige Stimmen antworteten: „Nein!" doch die größere Zahl rief: „Ja, Herr Lehrer, morgen ist Patricius-Tag."

„Sanct Patricius-Tag", verbesserte Herr Lanigan feierlich.

„Ja, Herr Lehrer, Sanct Patricius-Tag."

„Nun wohl; da ihr euch diesen Morgen recht gut betragen habt, werde ich, wenn ihr dies auch am Nachmittage thut, zu Ehren unseres glorreichen Patrons morgen frei geben; aber unter der weitern Bedingung, daß ihr morgen der heiligen Messe beiwohnt. Um zehn Uhr ist in Sanct Peter Hochamt. Nachher könnt ihr euch den Festzug ansehen."

„Dank, Dank, Herr Lanigan! Herzlichen Dank! Gewiß gehen wir zur heiligen Messe! Alle miteinander; verlassen Sie sich darauf!" So ließen sich von allen Seiten des Schulsaales die fröhlichen Antworten hören. Und als die Knaben, klein und groß, ihre Mützen in die Höhe warfen, laut aufjauchzend im Uebermaße ihrer Freude, da lachte Herr Lanigan recht herzlich dazu; es war ihm, als ob auch er seinen Hut in die Höhe werfen müßte, in dem süßen, herzlichen Mitgenuß ihres Glückes.

„Nun", sagte er dann, „das mag hier angehen, da die Schule zu Ende ist: aber denkt daran, euch bei dem Nachhausegehen auf der Straße ruhig zu verhalten.

Betragt euch, wie gute christliche Kinder sich betragen sollen, und erinnert euch, daß ihr alle Söhne des heiligen Patricius seid; macht ihm keine Schande durch schlechtes, rohes Betragen."

„Nein, nein; seien Sie ohne Sorgen!" war die rasche Antwort. Die Knaben brachen nun auf, um die frohe Kunde nach Hause zu bringen. Wenige nur von den Kleinern vergaßen des alten Mannes Ermahnung, recht still über die Straße zu gehen. Aber sobald Einer von ihnen nur Miene machte, dagegen zu fehlen, riefen ihn auch schon einige der Aeltern zur Ordnung. „Wie? Patrick!" (oder Michel, oder wie er denn immer hieß) „haben wir Herrn Lanigan nicht versprochen, ruhig nach Hause zu gehen? Nimm dich in Acht, daß er's nicht bereut, uns für morgen frei gegeben zu haben. Weißt du denn, ob er uns nicht vielleicht nachsieht?"

Und Herr Lanigan sah ihnen nach, herzensselig in der Freude, die er den Kindern geschaffen hatte, und erfüllt von Gedanken, denen ähnlich, welche N. P. Willis so schön ausspricht:

„Wie gern mein Blick an solchem Bild sich labt
Von jugendlichem, neckisch-heiterm Spiel!
Dann überred' ich mich, daß mein Gesicht
Noch nicht gefurcht, nicht nah' der Jahre Ziel. —
Das Blut durchströmt in neubelebtem Lauf
Die Adern eines Mann's, der schon ergrau't,
Wenn dringt zu seinem Ohr des Jubels Klang,
Wenn in ein freudestrahlend Aug' er schaut."

„Und ist es möglich", sagte er zu sich selbst, indem

er tief aufseufzte, „daß ein halbes Jahrhundert dahingegangen seit der Zeit, wo auch ich ein Knabe war? Wie räthselhaft ist doch unser Leben, wie unmerklich werden wir alt! Ja, es ist ein trauriges Gefühl, das Gefühl des herannahenden Alters; allein Dank unserer göttlichen Religion, in Einer Hinsicht bin ich nicht gealtert! Als hoher Sechsziger freue ich mich auf die Feier des Sanct Patricius-Tages mit derselben Lust wie vor vierzig Jahren. Gesegnet sei dieses Apostels Name! Er übt eine wunderbare Gewalt über irische Herzen."

Mit diesen Worten schloß Herr Lanigan sorglich die Thüre und schlug dann den oft betretenen Weg zu seiner Wohnung ein.

Als der Abend herannahte, stattete er den zugesagten Besuch in Tim's Hause ab. Er fand diesen in der Mitte einer fröhlichen, lärmenden Gruppe sitzen. Das Gemach, worin sie waren, halb Küche, halb Wohnzimmer, zeigte nichts von Luxus oder eiteler Schaustellung. Es war das Familienzimmer, wo der ganze Haushalt bei der Mahlzeit zusammenkam und am Abende von des Tages Last ausruhte. Als Herr Lanigan eintrat, hatte Tim sein kleinstes Töchterchen auf den Knieen. Kaum hatte Susy den Lehrer bemerkt, als sie hinabsprang, um auf dessen Schooß zu klettern, und zugleich auf die Erfüllung eines ihr vor Kurzem gegebenen Versprechens zu dringen.

„Ja, liebe Susy, da habe ich das Bilderbuch doch

ganz vergessen! Aber warte nur, wenn ich das nächste Mal komme, sollst du es sicher erhalten."

Susy begann zu schmollen und wollte fortfahren, von dem Bilderbuche zu plaudern, so daß ihre Mutter sich endlich genöthigt sah, sie wegzunehmen, unter dem Vorwande, sie solle den Garnknäuel, welchen das im Zimmer umherspringende Kätzchen verwirrt hatte, ihr wieder aufwickeln. Die Knaben hatten sich in eine Zimmerecke hinter Herrn Lanigan's Stuhl zurückgezogen. „Wenn er Susy einmal eine übergewischt hätte", sagte Edward zu seinem Bruder, „ich wette, sie würde nicht so an ihm hangen."

„Leicht möglich", meinte Thomas, „aber er straft Keinen, der es nicht verdient hat. Von uns hat noch Keiner seine Ruthe geschmeckt."

„Und wird es auch nicht, hoffe ich", sagte Ned. „Bst, bst, er hört uns. Horch' einmal, was er mit dem Vater spricht."

„Wirklich, wegen Miles bin ich sehr besorgt", bemerkte Tim nachdenklich; „es ist aber am Ende seine eigene Schuld, Herr Lanigan. Wenn er mit offenen Augen seine Kinder kopfüber in den Abgrund hinabstürzt, dann mag er sich die Folgen selbst zuschreiben. Auch seine Frau — sie ist meine leibliche Schwester — ist eben so sehr dagegen, wie ich, aber sie mischt sich nicht gern in die Erziehungs-Angelegenheit. Dem Mann' muß es angethan sein, anders kann ich mir's nicht erklären."

„Angethan?" sagte Herr Lanigan lachend, „ja, angethan von dem Geiste der weltlichen Klugheit! Er

denkt wie viele Andere: das zeitliche Wohl seiner Kinder werde am besten gefördert, wenn er sie in protestantische oder gemischte Schulen schicke. Der arme Mann hat sich das nun ein Mal in den Kopf gesetzt; die Zeit wird ihn schon lehren, wie sehr er irrt, besser als alle menschliche Ueberredungskunst es vermag."

„Gebe Gott, daß die Einsicht bei ihm nicht zu spät komme!" sagte Frau Flanagan mit einem schweren Seufzer. „Armer Harry, arme Elisa; möge die heilige Mutter Gottes sie beschützen!"

„Kann der Herr Pastor Nichts bei Miles ausrichten?" fragte Herr Lanigan. „Dessen Rath, dächt' ich, würde er doch nicht zuwider handeln."

„Das möcht' ich nicht mit Gewißheit behaupten", sagte Tim kopfschüttelnd. „Ich habe zugehört, wie Vater Power mit ihm über die Sache verhandelte; aber da wußte Freund Miles stets noch ein Hinterthürchen zu finden. Natürlich ging der Herr Pfarrer nicht so weit, geradezu ihm zu befehlen. Das thut er nicht, wenn es nicht durchaus nothwendig ist. Aber er sagte doch genug, daß Miles sich hätte schämen müssen, wenn er noch etwas Ehrgefühl hätte. — Nelly, du hast Herrn Lanigan nicht gefragt, ob du ihm mit einem Glas Punsch aufwarten kannst? Etwas Erwärmendes wird Ihnen gut sein, Herr Lehrer; das Wetter ist diesen Abend kalt und unfreundlich."

„Nun, ich will Ihr freundliches Anerbieten nicht zurückweisen. Ein wenig Gin*) mit Wasser, wenn Sie

*) Wachholder-Branntwein.

so gut sein wollen, werde ich annehmen, um für morgen mein Kleeblatt zu begießen. Sie werden natürlich auch bei dem Aufzuge sein, Herr Flanagan?"

„Gewiß! Das wäre schön, wenn ich nicht dabei sein sollte! Ich bin ein alter Hibernier. — Hier, auf Ihr Wohl, Herr Lanigan; mögen Sie noch manchmal die Wiederkehr dieses großen Festes erleben!"

„Dank, tausend Dank, Herr Flanagan! Ich wünsche Ihnen dasselbe. Aber erlauben Sie mir, noch einen andern wohlgemeinten Wunsch hinzuzufügen: Möge man nie von einem Ihrer Söhne sagen können, er sei ein schlechterer Katholik und ein schlechterer Irländer, als Sie. Trinken Sie nichts, Frau Flanagan?"

„Nein, Herr Lehrer, ich danke sehr; ich trinke nie etwas Stärkeres, als Thee und Caffee. — Aber Kinder, nun ist's wohl Zeit, daß ihr euch zu Bette begebt. Vorerst wünscht Herrn Lanigan ‚Gute Nacht!'"

Die Kinder gehorchten. Nachdem Herr Lanigan sich mit Tim noch über allerlei unterhalten, brach auch er auf und begab sich, von Gedanken über das morgige Fest erfüllt, nach Hause.

Drittes Capitel.

Sanct Patricius-Tag. — Das Prämienbuch.

Es war am Sanct Patricius-Tag in der Frühe. Die Irländer der Stadt waren in heiterer, freudiger Bewegung. Männer und Knaben strömten haufenweise

dem Versammlungsplatze zu, jeder im Sonntagsstaate, auf der Brust einen Strauß von „unserm unsterblichen Grün" und darüber ein Kreuz, eine Harfe oder die Figur eines Kleeblattes. Manche Sträuße waren schön, obgleich sie in den Augen derer, welche sie trugen, nur höchst unvollkommen zu ersetzen vermochten:

Das Dreiblatt, das Held
Und Barde erwählt.
Auf Irland's Fluren es grünt. *)

In den Straßen ertönten die alten, von den Hügeln und Auen Irlands mit herübergebrachten Lieder; die Knaben wiederholten ohne Unterlaß Bruchstücke irischer Sangesweisen, welche sie den verschiedenen musicirenden Banden abgelauscht hatten. Mit jedem Augenblicke mehrte sich die Menschenmenge auf dem Platze, und wie eine Musiktruppe nach der andern aufzog unter dem Spiel der Melodieen von „Sanct Patrick's-Tag", „Garry Owen" oder „Die Maid, die in Irland geblieben" —

*) Der heilige Patricius — St. Patrick — ein geborener Brite, war Mönch in dem Kloster Glastonbury in England und begann unter dem Könige Laogaire im Jahre 433 den Irländern das Evangelium zu predigen. In kurzer Zeit war dasselbe über die ganze Insel verbreitet. — Der irische Dichter und begeisterte Geschichtschreiber seines Volkes Thomas Moore erzählt zu seinem Gedichte: „O the Shamrock!", dessen Refrain hier in die Erzählung verflochten wird, St. Patrick habe, als er den heidnischen Iren die Dreieinigkeit gepredigt, sich des Kleeblattes bedient, um ihnen dieses Geheimniß zu versinnbilden, und dies sei vielleicht die Veranlassung, warum „die Insel der Heiligen" diese Pflanze zum National-Emblem angenommen habe.
Der Uebersetzer.

so kam immer mehr Leben in die Masse. Die wilde Begeisterung der keltischen Natur hatte ihren Höhepunkt erreicht; Freude funkelte in jedem Auge und bewegte die Herzen Aller. Da auf einmal stimmte einer der Musik-Chöre das Lied an: „Die Verbannung von Erin" und die übrigen fielen mit ein; — in einem Augenblicke war Alles verändert: der Glanz der freudestrahlenden Augen erblich, alle Herzen wurden weich, wenn nicht traurig; wie ein Zauber lag es über der ganzen Versammlung und kein Laut war zu hören, als die sanften, klagenden Töne der Musik. Die Erinnerung an vergangene Zeiten hatte sich Aller bemächtigt. Weit, weit weg trug ihr Herz sie, zu dem Lande der Väter und den Stätten der Kindheit. Die Gegenwart trat für den Augenblick ganz zurück und sie durchlebten von Neuem die Scenen der Vergangenheit. Manches Auge füllte sich mit Thränen um die theuern Eltern und Geschwister, die sie nicht hoffen durften jemals wiederzusehen. Manches Herz seufzte tief auf vor Sehnsucht nach

„der stillen Hütte an des Waldes Saum"

die vielleicht von einem erbarmungslosen Gutsherrn oder einem unmenschlichen Zehntbeamten dem Boden gleich gemacht war. Langsam und trauervoll starb die Melodie dahin; die Musik ging in eine andere Tonart über — und schnell wie der Gedanke waren die Thränen weggewischt. Heiterkeit kehrte auf die Gesichter zurück, und alle Füße stampften den Takt zu „Garry Owen na Glora". — — So ist das irische Herz unter dem Einfluß irischer Musik.

Endlich hatte sich der Festzug geordnet und nach der Domkirche zum h. Patricius in Bewegung gesetzt. Dort war feierliches Hochamt und Dr. Levins hielt eine Predigt über das Leben und die Tugenden des heiligen Patricius. Nach dem Gottesdienste ordnete der Zug sich wieder und setzte sich neubelebt in Bewegung.

Tim Flanagan und seine drei Söhne waren so recht in ihrer Seligkeit. Auch Miles hatte die Sorge um's „Geschäft" für heute seiner Ehehälfte überlassen und sich zu Ehren des heiligen Patricius auf die Beine gemacht. Harry war mit ihm da, wenigstens dem Körper nach, aber kaum mit dem Geiste; denn inmitten dieses begeisternden Schauspiels konnte er den Gedanken nicht zurückdrängen, daß er wohl in mehreren Unterrichtsfächern seinen Rang verlieren werde. In der Mathematik, seinem Lieblingsstudium, welchem er mehr Eifer zuwandte, als den übrigen Fächern zusammengenommen, war er gestern noch „Erster"; morgen wird er „Letzter" sein, weil er heute die Schule versäumt; und was noch schlimmer ist, als dieses, sein Todfeind, Sam Herrick, wird den von ihm verscherzten Platz einnehmen. Wie werden Hugh Dillon und die andern katholischen Knaben, welche in die Schule gingen, ohne sich um Patricks-Tag zu kümmern, ihn auslachen! Wie leid ist es ihm, daß sein Vater ihn von dem Besuche der Schule abgehalten hat! Vergebens bestrebt er sich, den Klängen der Musik zu lauschen oder die patriotisch-religiösen Inschriften der Banner zu lesen — es hilft Nichts.

„Es geht nicht", dachte er und bedauerte auf's Neue,

zum Feste gekommen zu sein. „Für den Vater und den Onkel lasse ich mir's gefallen", sagte er bei sich, „die sind von Irland herübergekommen und daran gewöhnt. Ich aber wäre lieber bei meiner Mathematik — oder hätte den Sam Herrick zwischen." Dann wunderte er sich, wie seine Vettern, die jungen Flanagan's, solchen Antheil an der Sache nehmen könnten. „Die", fiel ihm aber ein, „brauchen auch nicht zu fürchten, morgen ihren Platz in der Klasse zu verlieren; sonst würden sie eben so wenig Vergnügen an dem Spektakel haben, wie ich; darauf wett' ich. Sie haben heute keine Schule, und ich wollte, wir hätten entweder auch keine, oder mein Vater hätte mich hinein gehen lassen. Das ist meine Meinung!" Und der arme Harry seufzte tief auf. Das jedoch kam ihm nicht in den Sinn: daß er nicht in der rechten Schule sei und daß all' seine Verdrießlichkeiten von seiner protestantischen Umgebung herkämen. — —

Edward Flanagan bemerkte die Niedergeschlagenheit seines Vetters und suchte ihn aufzuheitern. „Ist es nicht ein Glück", sagte er, „daß das Wetter heute so schön ist! Die Straßen sind zwar nicht ganz trocken, aber das macht nichts. Thut es deinem Herzen nicht wohl, Harry, so viele Irländer zusammen zu sehen? Ich möchte vor Freude aus der Haut springen, wenn ich sie alle so einherziehen sehe."

„Wir sind aber nicht alle Irländer, wie du meinst; wir sind keine irische Jungen."

„Was sind wir denn anders?" fragte Edward erstaunt.

„Nun, Amerikaner, meine ich doch; oder sind wir nicht in Amerika geboren?“

„Ja, ich glaube wohl“, erwiederte Ned hastig; „aber was soll das? Sind wir nicht Söhne von Irländern und Söhne des heiligen Patrick, wie Herr Lanigan uns gestern sagte. Ja wahrlich, Sanct Patrick ist der Ehre würdig, die wir ihm zollen, — oder weißt du nicht, was er für Irland gethan hat?“

„Hab's oft genug gehört, was er für Irland gethan hat; aber das hilft mir Nichts. Ich glaub' nicht, daß er mir wieder zu meinem Platz in der Schule verhelfen kann. Sieh' nur, ich war Erster in der Mathematik, Zweiter in der Rhetorik, Dritter in der Naturkunde. Morgen bin ich Letzter in Allem! Daß sie auch stets Patricks-Tag hier feiern müssen! Ich wollte, sie hätten ihn in Irland gelassen, das wollt' ich!“

Ned Flanagan traute kaum seinen Ohren; er riß seine großen blauen Augen weit auf und betrachtete seinen Vetter mit sprachlosem Erstaunen. Er schien zu erwarten, daß Harry in Lachen ausbrechen werde; aber Harry lachte nicht, seine Miene blieb ernst.

„Wie, Harry, was hast du im Sinn, daß du solche Reden führst? So was höre ich heute zum ersten Mal von dir. Du machst gewiß Spaß; nicht wahr, du willst mich foppen?“

„Durchaus nicht; es ist mein völliger Ernst.“

„Desto schlimmer!“ entgegnete Ned. „Dann kannst du meinethalben allein laufen, Herr Yankee! Es ist also doch wahr, was der Vater immer gesagt hat!“

„Was hat er denn gesagt?"

„Frag' ihn selbst, wenn du ihn siehst." Mit diesen Worten wandte der junge Kämpe für irische Sitte sich zu seinen Brüdern, welche dicht hinter ihm kamen. „Das muß aber Vater Power hören, Wort für Wort!" murmelte er in sich hinein.

Der Umzug war zu Ende. Die Banner und die Musikchöre waren in das Festlokal eingezogen, wo mehrere hundert Söhne Irland's zu einem gemeinsamen Mahle sich versammelten, um in Gemüthlichkeit den Tag zu beschließen. Von der Straße war das Fest verschwunden. Nur hier und dort sah man noch einige Gruppen von Iren, kenntlich an dem grünen Schmucke vor der Brust, ihren Weg nach Hause nehmen. Auch Tim Flanagan war mit den Knaben in seiner Wohnung angelangt und setzte sich eben mit ihnen zu dem, heute um einige Stunden später zugerichteten, trefflichen Mahle, als Edward begann: „Woher mag es doch kommen, daß Harry Blake manchmal so seltsame Reden führt?"

„Was hat er denn gesagt, Ned?" fragte sein Vater. Edward wiederholte ihm das ärgerliche Zwiegespräch. Zu seiner größten Verwunderung aber bemerkte er, daß sein Vater nur darüber lächelte, während seine Mutter sagte, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und Andere mit den ihrigen in Ruhe lassen. „Wenn du Harry helfen könntest, dann wäre es eine andere Sache; aber das kannst du nicht, lieber Ned, wie die Dinge nun ein Mal stehen. Seid zufrieden für

euch, Kinder, und gebt euch an's Essen. Ihr seid ja doch halb todt vor Hunger."

Tim versorgte die um den Tisch geordneten Kinder nach der Reihe; zuletzt dachte er auch an sich. Aber seine Eßlust war verschwunden. Nelly zu Gefallen, welche sich große Mühe mit einer guten Schüssel gegeben hatte, versuchte er zu essen; aber es mundete ihm durchaus nicht. Seine Heiterkeit schien ihn ganz verlassen zu haben; selbst die Possen der kleinen Susy blieben unbemerkt. Endlich schob er den Teller zurück und sagte zu seinem gegenübersitzenden Weibe mit verstörter und bekümmerter Miene: „Es ist wahrhaftig zu arg; — da muß ein Heiliger die Geduld verlieren."

„Was meinst du, lieber Tim?" fragte sein Weib besorgt, Messer und Gabel niederlegend. „Du meinst doch nicht das Fleisch? Wenn's nicht gut ist, so kann ich wahrhaftig Nichts dafür. Ich habe mein Bestes gethan, es dir recht zu machen."

Tim lachte, wie seine Frau erwartete, laut auf. „Das weiß ich, Nelly, das weiß ich. Ich kann deinen Braten auch nur loben. Aber ich dachte an Miles Blake. Da siehst du: es kommt gerade, wie ich dir oft gesagt habe, daß es kommen werde. Der Junge — ich meine Harry — müßte jetzt einer der prächtigsten Burschen von New-York sein, wäre er nur unter das richtige Regiment gekommen. Er war ein so vielversprechendes Kind, als mir jemals eines unter die Augen gekommen ist; ich hoffte, er würde zu unserer Aller Ehre aufwachsen. Aber du siehst, wie es steht: — Schande

wird er uns machen, Nelly, wenn der liebe Gott es nicht bessert."

„Ruhig, ruhig, Tim; wie kannst du das sagen? Bis jetzt haben wir doch so Schlimmes noch nicht von ihm erlebt, und du weißt, es ist früh genug, sich vor dem Bösen zu bekreuzen, wenn man ihn sieht. Gräme dich weiter nicht um ihn; du hast ja Alles gethan, was in deinen Kräften stand, um Miles zur Einsicht zu bringen; und am Ende wird doch er es vor Gott zu verantworten haben, nicht du. Wenn wir es nur so einrichten könnten, daß Harry mehr Umgang mit unseren Knaben hätte! Denn das ist das Unglück, daß er sich zu viel unter Jungen anderen Gelichters herumtreibt."

„Freilich ist 's das, Nelly; und dann der protestantische Unterricht, den er erhält. Der liebe Gott wache über ihn! Aber warte nur, ich will seinem Vater noch ein Mal den Herrn Pastor auf den Hals schicken. So leicht geben wir's nicht auf!" Nachdem Tim sich ausgesprochen und sein Herz erleichtert hatte, kehrte seine natürliche Heiterkeit zurück, und beim Schäkern mit den Kindern hatte er seine Sorgen bald vergessen.

Gegen Abend erschien Elisa Blake in Tim's Wohnung. Ihr sonst bleiches Gesicht war leicht geröthet, ihre Züge heiter, ihr ganzes Wesen ungewöhnlich aufgeregt. Sie hatte ein kleines, in blaues Papier eingeschlagenes Päckchen in der Hand, welches wohl die Ursache ihrer Freude enthalten mußte. Wenigstens konnte man so aus der Art und Weise schließen, mit der sie es betrachtete und den andern Kindern zeigte. Sie eilte

zu ihrer Tante, die, mit der Nadel beschäftigt, in der Nähe des Ofens saß, fiel ihr um den Hals und küßte sie. Dann nahm sie die kleine Susy auf den Schooß und begann das kostbare Päckchen zu öffnen, während die übrigen Kinder sich eifrig herumdrängten, um zu sehen, was es gäbe.

„Was hast du denn eigentlich da, Elisa?“ fragte die Tante. „Du bist ja ganz absonderlich heiter?“

„O, etwas Prächtiges, Tantchen, — sieh' nur ein Mal!“ rief sie, während sie aus der Papierhülle ein schön in Goldschnitt gebundenes Buch mit reicher Deckverzierung hervorzog. „Auch schöne Bilder sind darin, Susy, die werd' ich dir zeigen“, lispelte sie dem Kinde zu.

„Das ist ja ein sehr schönes Buch, liebe Elisa; wie kamst du dazu?“

„Ja, das ist die Hauptsache, Tantchen! Ich hab' es diesen Nachmittag von meiner Lehrerin, Fräulein Davison, zur Belohnung erhalten, für mein gutes Betragen. Ich dachte, du würdest dich freuen zu hören, daß man in der Schule so zufrieden mit mir ist; darum bin ich schnell gekommen und wollte dir und dem Onkel das schöne Buch zeigen. Du weißt wohl, die Schule gefällt mir nicht, wenigstens hat sie mir früher nicht gefallen; aber Fräulein Davison ist so freundlich, daß ich jetzt mehr Freude an der Schule habe. Sieh', was für ein herrliches Buch!“

Das Aeußere des Buches wurde gebührend bewundert. Dann fing Frau Flanagan an, den Inhalt zu

untersuchen, indem sie sagte: „Ich bin begierig, ob das Innere dem Aeußern entsprechen mag."

„Gewiß, liebe Tante! Es sind so viele schöne Bilder darin!"

„Ja, das sehe ich. Aber wie heißt der Titel? ‚Die Schönheiten der Geschichte.' Nun, das scheint etwas Gutes zu sein. Hast du schon darin gelesen, Elisa?"

„Noch nicht viel, ungefähr ein Capitel."

„Und worüber handelte dies?"

„O, wie früher in Spanien die Leute wegen ihrer Religion verbrannt worden sind. Das hat mir nicht sehr gefallen; es ist zu traurig, so Etwas zu lesen; aber es muß doch wohl wahr sein. Fräulein Davison sagt, es sei Alles ganz wahr. Aber das war doch schlecht, Leute zu verbrennen, weil sie von ihrer Religion nicht ablassen wollten! War das nicht schrecklich, Tante?"

In diesem Augenblicke trat ihr Onkel ein und die Kinder riefen wie mit Einer Stimme: „Vater, Vater, sieh' ein Mal, was für ein Geschenk Elisa von ihrer Lehrerin erhalten hat, — ein schöneres Buch hast du noch nicht gesehen, sicher nicht!"

„Von ihrer Lehrerin?" wiederholte Herr Tim trocken. „Darf man es ein Mal sehen?" — „Aus dem Revier kann nicht viel Gutes kommen", murmelte er vor sich hin.

Elisa reichte ihm das Buch und zeigte ihm die auf ein weißes Blatt vor dem Titel geschriebenen Worte: Für Fräulein Elisa Blake, als Belohnung für ihre Ord-

nungsliebe, ihr gutes Betragen und ihren Fleiß. Stadtschule Numero drei. New-York, im März 18 . . .

„Soweit wäre Alles ganz in Ordnung, Elisa", sagte ihr Onkel. „Nun wollen wir auch ein Mal sehen, was für ein Buch es ist. Ich will hoffen, ein gutes; aber ich habe meine Bedenken." Schweigend blätterte er einige Zeit darin, bis er plötzlich mit einem nachdrücklichen „Hum" inne hielt und ganz bedächtig die Ecke eines Blattes umbog, ohne sich an Elisa's dringende Einreden zu stören. Bald bog er zum größten Leidwesen des armen Mädchens ein zweites Blatt um, dann noch eines, während ihm das Blut immer mehr in die Wangen stieg, je weiter er im Buche vorwärts kam. Elisa fing an zu zittern, und selbst ihre Tante war voller Erwartung, was es geben werde.

„Nun lieber Tim, was für ein Buch ist es denn?"

„Es ist, wie ich's erwartet habe, nur noch ein Wenig schlimmer", gab dieser zur Antwort. „Hör' ein Mal, Nelly, und du, Elisa; was sagt ihr zu dem hier?"

Der Abschnitt, welchen er ihnen vorlas, handelte von den Segnungen der Reformation, von den Verdiensten und dem Ruhme Derer, die eine Rolle in derselben gespielt, besonders von Luther, Calvin und der Königin Elisabeth; von der Abscheulichkeit und Verderbtheit des Papstthums und dessen systematisch entsittlichendem Einflusse auf das menschliche Gemüth; von seiner grundsätzlichen Feindseligkeit gegen wissenschaftliche Ausbildung und somit gegen die Civilisation; von den Gräueln der klösterlichen Genossenschaften und dergleichen.

„Um Gotteswillen, hör' auf!" rief Frau Flanagan. „Wir haben genug gehört, schon zu viel! In's Feuer verdient es geworfen zu werden. Kein Katholik darf das lesen!"

„Pah, Nelly, du sprichst wie eine recht unwissende, umnachtete Papistin; 's wäre doch jammerschade, ein so schönes Buch zu verbrennen." Bei diesen Worten hielt er es spottend in die Höhe und fragte: „Was meinst du dazu, Elisa?"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Onkel", erwiederte das junge Mädchen; „ich wundere mich, warum Fräulein Davison mir ein solches Buch wohl gegeben hat. Sie weiß doch recht gut, daß ich katholisch bin. Sobald ich nach Hause komme, werde ich dem Vater die Stellen zeigen, die du gelesen hast, und Fräulein Davison das Buch morgen zurückgeben. Ich fürchte, der Vater wird recht böse werden."

„Gebe Gott, daß er's werde!" sagte Frau Flanagan mit herzlicher Inbrunst. „Wer weiß, vielleicht gehen ihm dadurch die Augen auf?".

„Wenn das geschähe", sagte Tim, „dann wär's ein wahres Glücksbuch; es hätte dann fertig gebracht, was wir während fünf Jahren mit aller Mühe versucht haben, und doch vergeblich."

„Du weißt, Tim, der liebe Gott hat für jed' Ding seine Zeit. Nimm selbst das Buch, geh' gleich hin zu Miles und zeige es ihm. Elisa mag hier warten, bis du zurückkommst. Bleib' aber nicht zu lange fort, ich

bitte dich; wir alle werden neugierig sein, zu hören, wie die Sache abläuft."

„Darf ich mitgehen, Vater?" fragte Edward.

„Nein, du bleibst hier bei Elisa und der Mutter. Seid brav!" wandte er sich zu den Kleinern, „ich werde euch Etwas mitbringen."

„Wärst du nicht lieber mitgegangen, Elisa?" fragte die Tante leise.

„O, nein, Tante! Ich bleibe viel lieber hier. Ich bin nicht gern zu Hause, wenn der Vater zornig wird; dann ist nicht gut mit ihm zurechtkommen."

„Dir, Elisa, sagt er doch sicherlich nie Etwas? Gegen deine Mutter wird er manchmal etwas heftig, das weiß ich; auch Harry bekommt von Zeit zu Zeit sein Theil; aber ich meinte, gegen dich könnte er nie unfreundlich sein."

„Das ist er auch nicht, Tante. Aber ich bin nicht gern dabei, wenn mit Jemand gezankt wird; das thut mir ganz wehe. Ich fürchte, der Vater geht morgen in die Schule und macht dort Verdruß. Aber Fräulein Davison hat gewiß nichts Uebeles dabei gedacht, als sie mir das Buch gab; sie wird wohl nicht wissen, daß wir Katholiken in Betreff der Bücher so strenge sind. Der Jessy Macpherson hat sie dasselbe Buch gegeben."

„Aber Jessy Macpherson ist eine Protestantin?"

„Freilich ist sie das."

„Sieh', das macht den Unterschied. Was für den Einen paßt, ist darum nicht auch gut für den Andern."

„Warum, liebe Tante, können wir nicht Alle dieselbe

Religion haben?" meinte Elisa; „wir hätten dann nicht nöthig, uns über Bücher zu streiten."

„Es gehört ein klügerer Kopf dazu, wie der meinige, um dir dies zu beantworten, Elisa. Ich weiß nur, daß wir leider nicht Alle dieselbe Religion haben, daß aber die unserige die wahre ist, und daß wir sie darum mit Gottes Hülfe zu bewahren suchen müssen."

„Ja, Tante; wenn wir sie aber haben, sollt' ich meinen, wir könnten sie so leicht nicht verlieren. Kann man denn durch das Lesen eines Buches protestantisch werden?"

„Ja, ganz gewiß", fiel Edward muthig ein, ehe seine Mutter zu antworten Zeit hatte. „Es war, wie Vater Power uns gelehrt hat, der Genuß der verbotenen Frucht, welcher den ersten Menschen zum Sünder machte, und du weißt, Elisa, daß wir schlechte Bücher nicht lesen dürfen; wenn wir sie nun doch lesen, so sind wir Protestanten, weil, wie Herr Lanigan sagt, ein Protestant ein solcher ist, der sich gegen das rechtmäßige Ansehen der Kirche auflehnt. Ist es nicht so, Mutter?"

„Ich denke wohl, Ned", antwortete die Mutter mit ganz verklärter Miene. „Ihr Kinder werdet jetzt so gelehrt, daß wir nächstens zu euch in die Schule gehen können."

„O nein, liebe Mutter!" entgegnete der Knabe mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe; „da könnte ein kleiner Bursche, wie ich, sich lange, lange Zeit plagen, ehe er so viel wüßte, wie du. Kinder können nie so verständig sein, wie ihre Eltern; denn, wie im Katechismus

steht, die Eltern sind von Gott über uns gesetzt, um uns zu leiten und zu führen."

„Und das Buch —", fragte Elisa etwas ungeduldig, „glaubst du, Vater Power würde sehr böse sein, wenn er erführe, daß ich es bekommen habe?"

„Keinesfalls so böse, als wenn er hörte, du wolltest es behalten", versetzte Frau Flanagan lächelnd. „Wenn dir und deinem Vater daran läge, Vater Power's Zufriedenheit zu besitzen, so würdet ihr der Gelegenheit, derartige Bücher zu bekommen, ganz aus dem Wege gehen. Doch, Kinder, es wird spät; es ist Zeit, daß ihr euch an die Aufgaben macht." ——

Als Tim Flanagan, die Hände in den Taschen und mit einer Miene, als wäre durchaus nichts geschehen, in seines Schwagers Laden trat, fand er Miles von der Bedienung einiger Kunden dermaßen in Anspruch genommen, daß er mit einem Kopfnicken als Gruß fürlieb nehmen mußte. „Geh' hinein", sagte Miles, „dort findest du Mary."

Frau Blake deckte eben den Tisch für das Abendessen. Harry war bei dem Lichte einer gläsernen Oel-Lampe, wie sie in den östlichen und mittleren Staaten der Union üblich sind, mit seinen Aufgaben beschäftigt.

„So fleißig, Harry?" fragte der Onkel, indem er sich auf einen Stuhl in seiner Nähe niederließ. „Du scheinst dem Studium mehr zugethan zu sein, als früher. Was beschäftigt dich denn so sehr?"

„Biblische Geschichte, Onkel."

„Hm, biblische Geschichte! Gut. Doch bin ich kein besonderer Freund von Dem, was die Protestanten aus der Bibel machen; es sind Kniffe dahinter, verlass' dich darauf!"

Harry lachte und wollte eben eine witzige Erwiderung machen, als die Thüre sich öffnete und sein Vater eintrat.

„Du kommst gerade recht, Miles", sagte seine Frau. „Ich wollte dich eben rufen. Das Abendessen ist fertig und Harry kann so lange in den Laden gehen, bis du gegessen hast."

„Schön!" sagte Miles. „Nun, Tim, setz' dich her und iß mit. Was bringst du gut's Neues?"

„All' das Gute, wovon ich weiß, ist der Rede nicht werth, ausgenommen die schöne Schüssel mit Kuchen, die Mary eben in den Backofen geschoben hat."

„Die Kuchen kommen mir recht erwünscht, denn ich bin hungerig wie ein Wolf. Frisch, Mary, bring' sie herbei, so hurtig du kannst."

„Da sind sie schon, Miles, und recht warm. Nun, Tim, setze dich und versuche, ob sie so gut schmecken, wie sie aussehen."

„Wenn's denn sein muß", sagte Tim, seinen Stuhl an den Tisch rückend. „Von guten Freunden läßt man sich so Etwas nicht zwei Mal sagen. Während du deinen Hunger stillst, Miles, will ich dich Etwas fragen. Hast du das Buch gesehen, welches Elisa heute in der Schule bekommen hat?"

„Ja, gewiß!“ war die lebhafte Antwort beider Gatten. „Ist es nicht ein schönes Buch?“

„Von außen ist's schön genug“, antwortete Tim kalt. „Es thut mir leid, daß ich das von dem Inhalte nicht auch sagen kann. Habt ihr es durchgesehen?“

„Nein, noch Keiner von uns hatte Zeit dazu; was enthält's denn?“

„Wartet bis nach dem Essen, dann will ich euch Einiges daraus vorlesen. Gib mir noch eine Tasse Thee, Mary, sei so gut!“

„Ich wette“, warf Miles in empfindlichem Tone hin, „dir behagt das Buch darum nicht, weil Elisa es von ihrer Lehrerin bekommen hat?“

„Ich will kein Wort darüber verlieren, Miles, kein Wort. Das Buch mag für sich selbst reden!“

Frau Blake sah ihren Mann schweigend an. Sie fürchtete wohl, daß die Sache nicht in Ordnung sei, beschloß aber, ihre Zeit abzuwarten, und dann ein Wörtchen mitzureden.

„Nun lass' hören“, sagte Miles, als das Mahl beendet war. „Spute dich aber, Tim, damit auch Harry zum Essen kommt. Wo hast du das Buch?“

„Hier ist es; lies selbst!“ sagte Tim, mit dem Finger auf den Abschnitt: „Ueber die Reformation“ hinweisend.

Miles fing an, laut zu lesen und machte eine Zeit lang keine andere Bemerkung, als daß ihm hin und wieder ein „Hum“! oder „Beim heiligen Georg“! über die Lippen fuhr. Nach und nach hieß es aber: „Ei,

das wäre nicht übel! Die Reformation? Eine schöne Reformation das, in der That!" Tim und Mary sahen einander an, sagten aber kein Wort. An Miles' Gesicht merkten sie, daß es in ihm zu kochen anfing; sie wollten jedoch den Ausgang abwarten.

„Ja", sagte Miles, „sicherlich war's eine große Zeit und Heinrich der Achte war wirklich ein prächtiger Kerl,

,Als er verworfen hat des Papstes Macht,
Die Spaltung zwischen Kirch' und Königthum vollbracht;
Als um Sanct Peter's Herrschaft er gerungen
Und sich als Haupt den Christen aufgedrungen.'*)

Hier steht aber keine Silbe von den Ursachen der Reformation!"

„O doch", sagte Tim mit scharfem Spott. „Steht denn da nicht Allerlei von der ,Verderbtheit der Kirche', dem ,unwürdigen Treiben des Clerus' und dem ,mehr als heidnischen Aberglauben des Volkes'? Schau doch nur zu!"

„Ah, richtig! da steht mehr als zu viel von dieser Sorte; aber nur solche abgedroschene Ausflüchte. Ueber die wirklichen Ursachen finde ich kein Wort. Kein Wort von des alten Heinrich unfläthigem Betragen, oder von dem verruchten Cranmer, welcher seine Metze in einer Kiste aus Deutschland herüber schmuggelte! Es ist wohl wahr, was Ward in seinen Gesängen sagt:

,Mit Lastern aller Art besä'n sie die Nation,
Und machen so sie reif zur Reformation.'**)

*) „Ward's Cantos" Cant. I. p. 29.
**) Ebendaselbst pag. 54.

Tim wartete geduldig ab, bis Miles seiner Entrüstung ein wenig Luft gemacht hatte; dann fragte er ihn ganz ruhig: „Was hältst du von einem solchen Buche, wie dies, Miles, als Geschenk für deine Tochter?“

„Etwas Gutes gewiß nicht“, fuhr Miles auf; „und wenn Gott mir bis morgen das Leben läßt, werde ich's diesem Fräulein Davison in's Gesicht sagen. Beim heiligen Georg! das werd' ich.“

„Ja, du wirst Heldenthaten thun“, erwiederte Tim, „davon bin ich überzeugt. Was wird dir aber das Zurückgeben des Buches nützen, wenn du nach wie vor deine Kinder dem Einflusse einer protestantischen Schule aussetzest? Weißt du denn nicht, daß es, wie das Sprichwort sagt, mehr Wege gibt, einen Hund um's Leben zu bringen, als ihm den Hals mit Butter zuzuschmieren? Dieses Schelmenbuch da ist nur eine Art, wie sie den katholischen Kindern in diesen Stadtschulen zu Leibe rücken. — Meine kleine Ellen fängt auch an zu lesen und da hat Schwester Maria Teresa ihr dieser Tage ebenfalls eine Belohnung für gutes Betragen gegeben. Aber darin ist kein Gift, ich versichere dir; Nichts von papistischer Unwissenheit oder den Segnungen der Reformation, von all' dem Nichts! Es ist das Leben des heiligen Franz von Sales. Da Ellen selbst noch nicht viel lesen kann, so läßt sie sich's von Ned vorlesen, und die Kinder sind alle so eingenommen davon, als wäre es ein Erzählungsbuch. Ned hat, wie du weißt, vor einiger Zeit als Zeichen der Zufriedenheit seines Lehrers das Leben des heiligen Patricius bekommen; er kann's bei-

nahe auswendig, so hat er d'ran gehangen. Schick' deine Kinder in die Schule, in welche ich die meinigen schicke, und du hast nicht nöthig, wild zu werden oder den Lehrerinnen schlechte Bücher zurückzugeben!"

„Wollte Gott, Miles, du gäbest Tim's Rath endlich Gehör!" sagte sein Weib. „Noch wäre es Zeit", setzte sie betrübt hinzu.

„Hängen lass' ich mich lieber! Hab' ich die Kerze verbrannt, so will ich auch das Stümpfchen verbrennen; wo sie so lange waren, sollen sie auch bis zum Ende bleiben! Tim stellt immer seine Kinder als Muster hin; ich will ihm aber zeigen, daß die meinigen gute Katholiken bleiben, trotzdem sie in die Stadtschule gehen. Was das unglückliche Buch betrifft, so will ich schon dafür sorgen, daß Elisa nie wieder eine solche Belohnung bekommt."

Frau Blake schüttelte bedenklich den Kopf, während Tim die Melodie von „das Häuschen am Fuße des Hügels" zu pfeifen anfing. Miles hatte, wie sein Weib zu sagen pflegte, „seinen Kopf aufgesetzt" und ging nun in übeler Laune zur Ablösung Harry's in den Laden. Dieser kam, um zu Nacht zu essen. Tim merkte aus Allem, es sei Zeit, daß er sich fortmache.

„Es ist eine recht traurige Geschichte, lieber Tim", sagte seine Schwester leise zu ihm. „Wie, wenn wir Vater Power bäten, es noch ein Mal mit ihm zu versuchen? Wolltest du mit diesem wohl darüber sprechen?"

„Gern will ich das, wenn ich dir damit einen Gefallen

thue. Ich habe aber meine Gründe, mir nicht viel davon zu versprechen."

„Und die wären, Tim?"

„Laß das! Ich mag dir's nicht gern sagen; es würde dir wenig Vergnügen machen." Tim wünschte ihr „Gute Nacht" und nickte, durch den Laden schreitend, Miles seinen Gruß zu. Auf dem Wege nach Hause brummte er in den Bart:

„Hast, ohne daß er's wollt', bekehrt du auch den Narren,
Am Ende wird er doch auf seinem Sinn beharren."

Auf die mancherlei Fragen, welche ihm beim Eintritt in seine Wohnung entgegentönten, gab Tim kurz zur Antwort: „Fräulein Davison wird ihr Buch morgen wieder sehen und deinen Vater auch, Elisa. Das ist Alles, was ich sagen kann."

„Lieber Himmel!" rief Elisa, „wie kann ich Fräulein Davison dann unter die Augen kommen? Ich wollte, der Vater nähme mich entweder aus der Schule oder ließe mich das Buch behalten. Was in aller Welt soll ich machen, liebe Tante?"

„Der liebe Gott möge dir helfen! Ich würd' es gern, aber ich kann nicht. Bitte Gott und die heilige Jungfrau, daß sie dich behüten. Doch nun ist es Zeit, denk' ich, daß du nach Hause gehst; deine Mutter wird dich erwarten." — „Arme Mary", seufzte sie, als Elisa fort war, „dein Mann bereitet dir mit seinen wahnsinnigen Ideen ein hartes Loos; muthwillig bricht er den Stab, welcher dein Alter und das seinige stützen sollte."

„Ja wahrlich, das thut er, Nelly; und wenn die

Zeit kommt, wo er ernten wird, was er jetzt säet, kann Niemand ihn bedauern. ‚Wie man sich bettet, so schläft man,' pflegte meine gute selige Mutter zu sagen. Gott sei ihrer armen Seele gnädig!"

„Amen!" sagte Nelly fromm. Nun wurde das Abendgebet verrichtet, welches Tim laut vorbetete. Dann ging die ganze Familie zu Bette, nachdem sie zum Schlusse noch sich und die Ihrigen dem Schutze des heiligen Patricius für das kommende Jahr empfohlen hatte.

So endete Sanct Patricius-Tag in Tim's friedlichem Haushalt.

Am folgenden Morgen führte Miles Blake seine Tochter in die Schule und gab dort zu Elisa's größter Bestürzung das unheilvolle Buch zurück. „Er und seine Tochter fühlten sich überaus verbunden, und es sei ihm sehr erfreulich, so viel Gutes von ihr zu hören; aber sie sei ein katholisches Kind und dürfe ein solches Buch weder lesen noch behalten."

„Wirklich?" rief Fräulein Davison in großem Erstaunen; „was haben Sie denn Schlimmes in dem Buche gefunden, Herr Blake?"

„Durch und durch schlecht ist es, Fräulein Davison, durch und durch! Nein, ich bitte Sie, geben Sie Elisa keine Bücher mehr, mag sie auch noch so fleißig und aufmerksam sein."

Das war für das zarte und fromme Fräulein ein gewaltiger Schlag; aber die junge Dame ertrug ihn in christlicher Geduld als einen neuen Beweis des blinden

Eifers der Römlinge. „Arme Geschöpfe!" seufzte sie mitleidig; „sie haben Augen und wollen nicht sehen, Ohren und wollen nicht hören; wir möchten sie gern erleuchten, aber sie wollen sich nicht erleuchten lassen! Wie traurig ist es, so zu sitzen in Finsterniß und in den Schatten des Todes, wo doch das volle Licht der evangelischen Wahrheit leuchtet!" Und sie brachte doppelt sorgfältig ihre glänzenden schwarzen Locken in Ordnung, ehe sie in das Schulzimmer ging, indem sie sich vornahm, diese „traurige Geschichte" gehörig auszubeuten.

Viertes Capitel.

Der Baum fängt an, Früchte zu tragen.

Am andern Morgen, als Harry und Elisa sich zur Schule bereit machten, fragte die Mutter Elisa, ob Fräulein Davison ihr nichts wegen des Buches gesagt habe.

„Nein, Mutter, kein Wort; doch konnte ich sehen, daß sie nicht zum Besten auf mich zu sprechen war. Es schmerzte mich dies recht sehr, denn ich hörte, daß mehrere Mädchen darüber scherzten und spotteten. So oft ich an einer der Bänke vorüber gehen mußte, hieß es: ‚Ei! Wirklich? Hat man je so Etwas gehört!' oder es fragte Eine die Andere: ‚Möchtest du nicht auch eine Papistin sein?' und die Antwort lautete: ‚Wahrhaftig nicht; dann dürfte ich ja keine Prämien annehmen.'"

„Nun, es ist auch gar kein Wunder, daß sie sich

darüber lustig machen", sagte Harry. „Es war wirklich gemein vom Vater, das Buch zurückzugeben. Das ist meine Meinung."

„Deine Meinung!" entgegnete die Mutter, das Bügeleisen, welches sie in der Hand hatte, niedersetzend; „wer hat dich denn um deine Meinung gefragt? Wie kannst du dir erlauben, so von dem zu sprechen, was dein Vater zu thun für gut findet?"

„Oho, Mutter!" rief Harry und schlug dann ein solches Gelächter auf, daß seine Mutter, ihres gerechten Unwillens ungeachtet, sich des Mitlachens kaum enthalten konnte. „Laß das gut sein; ich denke, ich habe so ziemlich dasselbe Recht, meine Meinung zu äußern, wie jeder Andere; oder bin ich nicht ein eingeborener Bürger der Vereinigten Staaten?"

„Mach', daß du mir aus den Augen kommst, du gelbschnäbeliger Maulaffe, oder du kommst nicht mit heiler Haut davon! Du ein Bürger? Ja, wahrhaftig; laß mich das noch einmal hören, ehe du den Knabenschuhen entwachsen bist, und ich bin im Stande und — und sag' es deinem Vater, so wahr ich das Leben habe."

„Nun, nun Mutter! so grausam wirst du doch nicht sein", sagte der junge Schalk, sprang aber zugleich, seine Schwester mit sich ziehend, zurück und aus dem Zimmer. „Komm' Elisa, es ist die höchste Zeit zur Schule, merke ich."

„O, pfui, Harry, schäme dich! wie konntest du so mit der Mutter sprechen?"

„Wie so?“ entgegnete Harry auffahrend, „habe ich nicht die reine Wahrheit gesagt?“

„Und wenn das wäre, in der Weise hättest du ihr doch nicht begegnen dürfen. Ich bin recht böse auf dich, Harry.“

„Ei, sieh' doch, Elisa! glaubst du denn, daß ich immer ein Kind bleiben soll? Werde ich nicht auch bald ein Mann sein?“

„Freilich wirst du das.“

„Also! Wie kannst du dir denken, daß ich jemals wie ein Mann handeln oder sprechen soll, wenn ich nicht bei Zeiten anfange?“

Eben waren sie vor dem Schulhause angelangt und Harry trennte sich von seiner Schwester mit den Worten: „Nun geh' deiner Wege, und was die Mutter zu mir sagte, sage ich jetzt zu dir: ‚Laß mich noch ein Mal so etwas von dir hören, so bin ich im Stande und — und sage es deinem Vater!'“ Harry ahmte seiner Mutter so geschickt nach, daß ein Anderer sicher hätte lachen müssen; aber Elisa war nicht dazu aufgelegt und betrat den Schulsaal mit recht schwerem Herzen. Sie befand sich in einer Stimmung, in welcher ihr das Naserümpfen und die Sticheleien ihrer Schulgenossinnen recht ungelegen kamen. Ihre Niedergeschlagenheit wurde allgemein bemerkt und dem Kummer um die verlorene Prämie zugeschrieben. „Es schadet ihr nicht“, ließ sich Eine und die Andere vernehmen; „ich hoffe, man wird dafür sorgen, daß sie keine Prämie mehr zurückgeben kann.“

Elisa Blake war zu der Zeit beinahe dreizehn Jahre

alt, und obgleich für ihr Alter mit besonderm Verstande begabt, sah sie doch durchaus nicht ein, was es nützen könne, daß ihr Vater das Buch zurückgegeben habe. Sie bedauerte natürlich den Verlust des schönen Geschenkes und nahm sich vor, im Falle sie jemals wieder eine derartige Auszeichnung bekommen würde, zu Hause Nichts zu sagen und dieselbe wohl zu verbergen. „Es ist unausstehlich, so verhöhnt zu werden", sagte sie zu sich selbst. „Was konnte mir das Buch schaden, besonders wenn ich nicht einmal darin las!"

Unvorsichtiger Weise theilte Elisa diese Gedanken einem andern Mädchen mit, welches in ihrer Nähe saß und ihre „intimste Freundin" war. Jane Pearson, so hieß dieselbe, blieb nach dem Schlusse des Unterrichts noch zurück, um Fräulein Davison von Elisa's „gutem Vorsatze" in Kenntniß zu setzen; und als letztere am nächsten Morgen in die Schule kam, fand sie sich zu ihrem größten Erstaunen bevorzugter als sie es je gewesen. Fräulein Davison hatte ihr in der Nähe ihres eigenen Tisches einen Sitz bestimmt, „weil", sagte die zuvorkommende Dame, „das arme Fräulein Blake so schwächlich ist; sie darf sich nicht zu sehr anstrengen, und ich muß ihr bei ihren Aufgaben ein wenig behülflich sein."

Elisa konnte sich diese Umwandelung durchaus nicht erklären, bis Jane Pearson ihr bei der ersten Gelegenheit den Schleier des Geheimnisses lüftete. „Das hab' ich gethan, liebe Elisa; ich sagte ihr, du hättest dir vorgenommen, in Zukunft deine Prämien zu behalten, wie wir auch. Du brauchst mir nicht zu danken; ich weiß,

daß du mir bei Gelegenheit eben so gefällig sein wirst. Gib dir nun recht Mühe und gewinne dir die Prämie wieder."

Und Elisa gab sich Mühe; ihr Stolz war durch den Spott ihrer Mitschülerinnen gekränkt und sie nahm sich vor, in Zukunft ihnen dazu keinen Anlaß mehr zu geben. Bisher war sie in jedem Fache eine der Ersten gewesen, und jetzt wollte sie in ihrem Range bleiben, es koste, was es wolle. Allerdings war ihr dies nur möglich, wenn sie sich die Gewogenheit der Lehrerin bewahrte; aber das lag ja nur an ihr selbst und es war ihr fester Entschluß, dies unter allen Umständen zu thun. In Wahrheit konnte sie ihre Mitschülerinen nicht wohl leiden; die meisten derselben waren roh und ausgelassen und durchaus feindlich gegen die Katholiken; natürlich für sie ein Grund mehr, sich von Keiner übertreffen zu lassen.

Nach dem Schlusse der Schule wartete Elisa an der nächsten Straßenecke auf ihren Bruder. Dieser kam in Gesellschaft eines Knaben seines Alters, Zachary Thomson mit Namen, der lebhaft und gutherzig wie kaum ein Anderer seiner Mitschüler und Harry's vertrauter Freund war. Zachary hatte, wie er zu sagen pflegte, den Harry lieber wie alle Andere, obgleich dieser in die Paddy-Kirche gehe; er werde ihm auch immer helfen, Sam Herrick und die Andern möchten machen, was sie wollten.

Elisa wollte weggehen, als sie Zach mit Harry kommen sah; aber Letzterer rief ihr zu, sie möge warten.

Die beiden Knaben waren eifrig im Gespräche begriffen und Elisa hörte, daß Zach zu Harry sagte: „Du kommst also, nicht wahr? Um hundert Dollars wollte ich nicht, daß du so Etwas versäumtest. Morgen wirst du das selbst gestehen müssen."

„Bst", sagte Harry, „mache nicht, daß meine Schwester dich hört. Sie möchte es dem Vater oder der Mutter sagen; dann wäre mir jede Möglichkeit abgeschnitten, und das für eine gute Zeit, wenn nicht für immer. Ich komme jedenfalls, wenn ich mir das Geld verschaffen kann."

„Ei, du kannst dir's ja vom Vater fordern, und sagen, du brauchtest es für sonst Etwas."

Harry nickte beistimmend. „Elisa", redete er dann diese an, „da ist Zach Thomson, der möchte dich gern sprechen. Du sollst, sagt er, an einem Nachmittage zu seinen Schwestern kommen und mit ihnen Thee trinken. Ich werde auch hingehen."

„Nicht wahr, Sie kommen, Fräulein Blake?" wandte Zach sich vertraulich zu ihr. „Jane und Arabella sprechen immer von Ihnen, und die Mutter wird sich recht freuen, Sie und Freund Harry bei uns zu sehen."

Elisa erröthete. Sie war nicht gewöhnt, mit „fremden Knaben" zu sprechen, und überdies wußte sie nicht, wie man diese Einladung zu Hause aufnehmen werde.

„Sie sind sehr freundlich", sagte sie, „ich — — ich will meine Mutter fragen, ob ich darf.",

Zachary lachte laut auf; dies machte Elisa stutzig und trieb ihr das Blut noch mehr in die Wangen.

„Ei, um's Himmels Willen, was hat denn Ihre Mutter damit zu schaffen? Können Sie nicht an irgend einem Tage nach der Schule zu uns kommen, um mit den Mädchen — und mit uns", fügte er mit einem bezeichnenden Blicke auf Harry bei, „zu spielen. Versprechen Sie mir, daß Sie kommen wollen. Ja?"

„Nein, nein", entgegnete Elisa, indem sie wegging, „nicht ohne die Mutter zu fragen. Komm, Harry, zu Hause wird man nicht wissen, wo wir bleiben."

„Sogleich, Elisa. — Wo treffen wir uns?" fragte er Zachary kaum hörbar.

„An der Ecke der Canal-Straße. Aber genau um halb sieben! — Nun, Adieu Fräulein Blake! Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe. Sie sollen sehen, wir werden Vergnügen haben."

Elisa schüttelte den Kopf und setzte mit Harry ihren Weg fort. „Nun, Harry", fragte sie, „wo gehst du diesen Abend mit Zach hin?"

„Ei, wo soll ich denn hingehen? Wie kommst du darauf, ich hätte irgendwo hin zu gehen?"

„Ich habe es ja gehört; du brauchst dich also nicht zu verstellen. Vater und Mutter sollen nicht wissen, wohin ihr geht!"

„Unsinn, Lizzy! Du bildest dir bloß Etwas ein. Ich sage dir, ich weiß Nichts davon, daß wir irgendwohin gehen sollen."

„Ich bleibe dabei, daß ihr es wollt, und ich errathe auch so ziemlich, wohin ihr geht."

„Wohin denn, Fräulein Naseweis?"

„In's Theater wollt ihr gehen, Harry; nun weißt du's!"

„In's Theater?" wiederholte Harry mit erheuchel= tem Staunen. „Das Mädchen hat den Verstand ver= loren! Wo soll ich Geld für's Theater hernehmen, wenn ich auch hingehen wollte? Ich habe doch wahrhaftig kein Geld!" setzte er mit bitterem Nachdrucke hinzu. „Dafür sorgt der Vater schon."

„Lieber Himmel, wie unschuldig kannst du dich stel= len! Als wenn ich nicht Alles gehört hätte, was ihr Beide verhandelt habt? Du hast gar nicht nöthig, dem Vater Possen vorzumachen, als ob du ein neues Buch brauchtest, oder so Etwas."

Harry sah ein, daß seine Versuche, die wirkliche Sachlage zu verheimlichen, vergeblich waren. Er gab sich nun alle Mühe, Elisa zu überzeugen, daß es ihm durchaus nicht schaden könne, wenn er in das Theater gehe; die meisten seiner Mitschüler besuchten dasselbe, und sie würden es ihm verargen, wenn er nicht auch wenigstens von Zeit zu Zeit hinginge. Jetzt schon mach= ten sie ihn zur Zielscheibe ihres Witzes, und sagten, wie er nur so knickern könne mit seinem Gelde; denn daß er keines habe, wollten sie ihm nicht glauben.

Die Geschwister kamen an einem Conditor=Laden vorüber, und Harry erinnerte sich plötzlich, daß er noch einen halben Shilling in der Tasche habe. Dieser halbe Shilling, in kluger Berechnung für Zuckerzeug verwen= det, lieferte einen entscheidendern Beweisgrund, als alle übrigen, und besiegte schneller Elisa's Gewissensbeden=

ken, als ihres Bruders ganze Beredtsamkeit es gekonnt hätte. Sie versprach, für dieses eine Mal das Geheimniß zu bewahren, jedoch unter der Bedingung, daß nichts Derartiges mehr vorkommen dürfe. An der Miene, mit welcher Harry dies zusagte, war schon zu erkennen, wie ernst es ihm mit dem Gelöbniß gemeint war.

Gegen Abend paßte Harry die Gelegenheit ab, wo sein Vater allein im Laden war, und bat ihn um einen halben Dollar für ein neues Wörterbuch. „Ei", sagte der Vater, „ich glaubte, du hättest eins?"

„O nein, Vater, ich habe keins."

„Es ist mir aber doch, als hätte ich dir selbst eins gekauft — damals, als ich dir das Landkartenbuch angeschafft habe."

„Du meinst mit dem Schul-Atlas, Vater? Nein, das war eine neue Rhetorik."

„Nun wohl, mag's sein wie es will, hier ist der halbe Dollar für das Wörterbuch; quäle mich jetzt nicht mehr. Nimm es aber in Acht, das lass' dir gesagt sein."

Eine halbe Stunde später unterhielt Harry bereits Zach Thomson und einige andere seiner Genossen mit der Erzählung seiner gelungenen List. Es machte ihm Vergnügen, sie eingestehen zu hören, daß keiner von ihnen es hätte besser machen können. „Ja", meinte Silas Green, ein Bube von zwölf bis dreizehn Jahren, „du warst dem Alten zu schlau. Ihr wißt ja, Kameraden, er ist ein Irländer, ein Paddy; von dem läßt sich nichts Anderes erwarten, als daß er von unser Einem übertölpelt wird."

„Ich rathe dir, Silas Green, halte deine Zunge im Zaum! Mein Vater ist kein Narr, so wenig wie andere Leute, und so klug wie der deinige wird er wohl auch noch sein. Sprich noch einmal in der Art von ihm, und ich werde dafür sorgen, daß du noch lange daran denkst."

„O, ich wollte dich nicht beleidigen, Harry", vertheidigte sich Silas Green. „Habe ich denn etwas von dir gesagt?"

„Das nicht, aber von meinem Vater, und das ist ganz dasselbe."

„Laßt das, Jungen, Nichts mehr davon!" fuhr Zach in dem Tone eines Befehlshabers dazwischen. „Jetzt ist zu Streitigkeiten keine Zeit. Seid ihr alle bereit?" Die Knaben antworteten mit „Ja." — „Hurrah! auf denn nach Bowery! Macht, daß wir fortkommen; es wird so schon schwer halten, hineinzukommen."

Eine halbe Stunde später finden wir Harry im Bowery-Theater über die Brüstung einer Galerie gelehnt und bis zur innersten Faser seines Seins von den wilden Heldenthaten Fra Diavolo's begeistert. Indem seine Ohren die gewaltige Beredtsamkeit dieses Räuberhauptmannes mit Wonne einschlürfen, lernt er Recht und Unrecht, Tugend und Laster glücklich vermengen.

Diese Momente machten Epoche in Harry's Leben. Es war das erste Mal, daß er einer Bühnenvorstellung beiwohnte; was er sah, durchzuckte wie ein elektrischer Schlag die Tiefen seiner Seele. Er vergaß, daß es außer der Bühne noch eine andere Welt gebe, und hätte

gewünscht, nimmermehr dahin zurück zu kehren. Aber ach! auch das Ende des Stückes kam; der Vorhang fiel und der Zauber war gebrochen.

„Wie? Ist's vorbei?" fragte Harry in einem Tone zwischen Furcht und Hoffnung.

„O nein", erwiderte Zachary, „jetzt sehen wir noch das Nachspiel. Du bleibst doch?"

Harry wußte zwar nicht, was ein Nachspiel war, aber er meinte doch Alles sehen zu müssen. „Es ist noch früh", dachte er. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er einen in der Nähe Stehenden sagen hörte: „Es ist halb elf." Bei diesen Worten stieg auf einmal das Bild des ihn zu Hause erwartenden Sturmes vor seiner Seele auf. Schon glaubte er die Züchtigung seines Vaters zu fühlen und die scheltende Mutter vor sich zu sehen. Zu seinem größten Leidwesen sah er sich genöthigt, diesen Ort der Wonne zu verlassen.

„Wie, du willst wirklich gehen?" flüsterte Zach.

„Ja, ich darf keinen Augenblick länger bleiben. Ich dachte nicht, daß es schon so spät sein könnte."

„Du darfst nicht — he?" riefen die Kameraden lachend. „Ei, man sollte doch meinen, du wärest jetzt in dem Alter, wo man kein Kind mehr ist."

„Das mag sein; aber der Vater würde mich umbringen, wenn ich länger ausbliebe. Es ist mir jetzt schon angst und bange."

„Denk' doch Einer! Wirklich? Ist das dein Ernst?" So äußerten die Knaben ihre Verwunderung, ehe sie Harry's „Gute Nacht" erwiederten.

Als dieser aus dem Saale mit seinen strahlenden Lichtern, seinen prächtigen Scenerien und den tausend und aber tausend glückseligen Menschengesichtern auf die dunkele Straße hinaustrat, rang sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust und er sagte zu sich selbst: „Die haben's gut! Ich wollt' ich wär' auch mein eigener Herr, wie sie — warum können die thun, was ihnen gefällt, und ich muß so gebunden sein?"

Zu Hause angekommen, fand Harry zu seinem größten Troste, daß sein Vater schon zu Bette war. Die Mutter war aufgeblieben, um ihn zu erwarten, und hatte sich die Zeit des Harrens mit dem Ausbessern von Strümpfen verkürzt. Auf Harry's leises Klopfen an der Hausthüre eilte sie schnell hinaus, um zu öffnen. Im ersten Drange schlüpfte ihr ein „Gott sei Dank" über die Lippen; aber sie that sich Gewalt an, um dem Knaben eine möglichst ernste Miene zu zeigen, und fragte ihn, wie er bis zu so später Stunde habe ausbleiben können und wo er gewesen sei.

„Still, Mutter, sprich nicht so laut! Wo ist der Vater?"

„Er ist schon eine Stunde im Bette — und dort solltest du auch sein. Aber, um des Himmels willen, wo bist du so lange gewesen?"

Harry zögerte; er war noch nicht recht gewohnt, sich mit Lügen zu entschuldigen, und konnte doch auch die Wahrheit nicht sagen.

„Ich war bei — bei Onkel Tim."

„Lüge mir nicht, Junge! Du warst nicht bei Onkel

Tim. Onkel Tim ist mit seinen Knaben bis neun Uhr hier gewesen. Ich weiß sehr wohl, wo du warst. Im Theater warst du! Elisa hat mir Alles gesagt, — du brauchst also nicht zu lügen."

„Weiß es der Vater?"

„Nein, sicherlich nicht. Der würde nicht zu Bette gegangen sein, wenn er es wüßte! Elisa hat mir es erst gesagt, nachdem der Vater zur Ruhe war, als sie sah, daß ich so ungehalten über dein Ausbleiben wurde. Und wie hat mich das betrübt! Kind, Kind! Noch am Sonntage vor acht Tagen hat Vater Power so gegen diejenigen geeifert, welche in's Theater gingen oder ihre Kinder dahin gehen ließen! Verlaß dich d'rauf, wenn dein Vater wüßte, daß du im Theater gewesen wärest, — abgesehen davon, daß du ihn mit dem Wörterbuch-Kaufen belogen hast — er ließe dir keinen Knochen im Leibe ganz! Deine Schulkameraden haben dich wieder verleitet, das sehe ich wohl; und sie werden dich, wenn der liebe Gott Sich nicht erbarmt, noch in dein Verderben führen."

„Nun, liebe Mutter", sagte Harry schmeichelnd, „mache, daß der Vater nur diesmal Nichts erfährt, und es soll nicht wieder geschehen. Nicht wahr, Mutter, das thust du?"

„Versprechen kann ich's dir nicht. Du hättest eine gehörige Züchtigung verdient."

„Wenn ich aber eine Züchtigung bekomme, Mutter, — ich versichere dir, sie wird mich nicht bessern! Du magst mich so böse ansehen, wie du willst, ich mache

mir Nichts d'raus. Wenn der Vater in die Hitze geräth und sich, wie er es nennt, an mir ‚abkühlt', dann werde ich künftig in's Theater und überall hingehen, so oft ich dazu kommen kann. Jetzt hast du die Wahl!" Mit diesen Worten nahm er trotzig die Lampe und wollte weggehen.

„Was willst du denn sagen, wenn dein Vater fragt, wo du gewesen bist?"

„O, darum kümmere dich nicht, Mutter; dafür will ich schon sorgen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Kind; möge Gott dich auf gutem Wege halten! — Du bist bereits von ihm abgewichen", fügte sie leise hinzu, als sie die Treppe hinaufstieg. „Dann aber, Miles, Miles! dann hast du viel zu verantworten. Gott wolle dir diese Nacht deine Schuld verzeihen und dich deinen Irrthum erkennen lassen. Ich fürchte, Niemand anders vermag es, so sehr bist du in dein Streben nach zeitlichem Vortheil verstrickt. Bedauernswerther Mann! Gott stehe dir bei — und mir, obgleich es meine Schuld nicht ist."

Am andern Morgen erhielt Harry von seinem Vater gleich einen Verweis wegen seines späten Ausbleibens. „Aber wo warst du denn?" fragte er ihn, nachdem er ihm seine Meinung derb gesagt hatte. „Wo hast du den Abend zugebracht, Harry?"

„In Thomson's, Vater. Zach Thomson, Silas Green und ich zeichneten Karten den ganzen Abend."

„Karten? — Ist's wahr, daß ihr Karten gezeichnet habt?"

„Ja, Vater, gewiß ist es wahr." Harry war eben eifrig mit dem Wichsen seiner Stiefel beschäftigt und so kam die verdächtige Röthe, die sein Gesicht überzog, auf Rechnung seiner Anstrengung. Er war noch nicht so abgehärtet, daß seine Schamröthe ihn nicht hätte verrathen können.

Nun hatte Miles vor Herrn Thomson, als einem Manne, der in der Geschäftswelt auf sichern Füßen stand, gewaltigen Respect. Derselbe führte ein ausgebreitetes Geschäft in Colonialwaaren, und Miles nahm öfter seinen Credit für ein Paar hundert Dollars auf einige Zeit in Anspruch. Thomson war im Ganzen ein gefälliger, herzensguter Mann, und Miles hatte noch immer einen nachsichtigen Gläubiger an ihm gefunden. Diese Umstände waren Harry wohl bekannt, und er wußte sie geschickt zu benutzen. Seine Mutter und Elisa wechselten bedeutungsvolle Blicke und erstere trat, in stummem Erstaunen ihre Hände zusammenschlagend, hinter Miles' Rücken. Dieser war auf einmal ganz gelassen geworden.

„Nun, wenn es so ist, Harry, dann mag dir's für diesmal hingehen. Ich war besorgt, du möchtest dich in schlechter Gesellschaft herumtreiben; aber in Thomson's wirst du nichts Uebeles und Unanständiges sehen, dessen bin ich gewiß. Es ist eine so achtungswerthe Familie, und eben so auch die Green's, daß es dir nur von Nutzen sein kann, wenn du mit ihnen umgehst. Von diesen wird dich auch Keiner wegen deiner Religion kränken, wie, Harry?"

„Was denkst du, Vater? In zwanzig Jahren wür-

dest du bei ihnen kein Wörtchen über Religion hören. Weder von Zach Thomson oder Silas Green, noch von Joe Smith — du kennst ja Joe Smith, nicht wahr? Sein Vater hat den großen Laden an der Ecke von Broadway und Howard-Straße."

„Ja wohl, Harry, ich kenne ihn; er ist ein prächtiger Mann."

„Und Joe ist ein eben so prächtiger Junge, Vater. Doch, was ich sagen wollte: von ihnen allen wirst du nie hören, daß sie über uns ‚Papisten' losziehen, wie Sam Herrick, Mark Edwards und diese ganze Gesellschaft. Es ist ihnen ganz gleichgültig, ob ein Junge katholisch ist, wenn er ihnen nur sonst ansteht."

„Laß das gut sein", nahm Frau Blake das Wort; „ich für meinen Theil sähe lieber, wenn du mit katholischen Knaben Umgang hättest. Mögen es noch so gute Kameraden sein, die alle sind doch kein passender Umgang für dich. Warum kannst du nicht mit deinen Vettern oder dem jungen Reilly, oder mit Sheridan's umgehen?"

„Pah, pah, Nelly, sprich nicht so närrisch!" entgegnete ihr Mann heftig. „Es ist doch sicherlich besser, daß ein Knabe Bekanntschaften macht mit solchen, die über ihm, als mit solchen, die unter ihm stehen. Ich kann wirklich nicht begreifen, wie eine Frau von deiner Einsicht nur so reden kann. Und gar die Sheridan's und der Reilly! Das will auch Etwas heißen, sich mit denen abgeben, — solche Jungen findet man überall, so viele wie Brombeeren. So ist es aber nicht mit den An-

dern: das empfiehlt, wenn man sich in ihrer Gesellschaft hält, und sind sie später herangewachsen, so können sie Harry einen Nachschub leisten, welcher ihm im Geschäfte recht wohl zu Statten kommt."

„Jawohl", sagte Frau Blake, durch die Geringschätzung, mit der Miles von ihren Freunden sprach, nun auch gereizt, „sie leisten ihm Nachschub, aber viel eher zum Galgen als zu etwas Anderm. Gott steh' uns bei, wie hoch willst du hinaus! Du willst die Nase rümpfen über die Reilly's und die Sheridan's, und am Ende auch über die Flanagan's? Das steht dir prächtig an, Miles Blake, wahrhaftig es steht dir an!"

„Nun, komm' nur nicht aus der Fassung, Mary", entgegnete Miles lachend, „ich hab's ja nicht böse gemeint; man steigt nicht höher auf einer Leiter, als sie Sprossen hat. — Macht, daß ihr in die Schule kommt, Kinder."

Als die Kinder fort waren, machte Frau Blake sich von Neuem an ihren Mann. „Hör', Miles, wenn ich an deiner Stelle wäre, mit Zach Thomson oder Aehnlichen ließ ich Harry nicht umgehen."

„Glaub's schon, Mary — Tom Reilly oder Mike Sheridan würden dir gut genug sein."

„Ei, können sich die denn nicht sehen lassen, so gut wie jeder Andere? Sie sind so rechtschaffener Leute Kinder, wie so ein Thomson oder Green nur immer sein mag, und von noch besserm Stamme als jene. Von den Unserigen weiß man doch, daß sie von frommen Christen herstammen, was von deinen ‚achtungs-

werthen Leuten' sich eben nicht sagen läßt. Achtungswerthe Leute, wahrhaftig! Gerade, als wenn man nicht dann am achtungswerthesten wäre, wenn man Gott im rechten Glauben liebt und ehrt! Wenn du so viel von diesen Burschen wüßtest, wie ich von ihnen weiß, ich bin überzeugt, du würdest Harry so weit von ihnen halten, als du immer könntest."

„Nun, was weißt du denn?" fragte Miles, den diese Worte doch ein wenig ängstlich machten.

„Wenig Gutes, Miles; ich sag' es noch ein Mal: es wird Harry's Unglück sein, wenn er in solcher Gesellschaft bleibt."

„Wahrlich, Mary, ich hätte dir mehr Verstand zugetraut! Siehst du denn nicht ein, daß du stolz darauf sein kannst, wenn dein Kind mit den Söhnen reicher, allgemein geachteter Männer Umgang hat, wie Herr Thomson und Herr Green es sind?"

„Nicht im Mindesten bin ich stolz darauf, Miles. Je reicher ihre Väter sind, desto schlimmer ist es für Harry; denn um so mehr Geld, von dessen Gebrauch sie keine Rechenschaft zu geben brauchen, haben sie in der Tasche. Denk' an meine Worte: Harry wird bald auch Geld haben müssen, mag er es nun bekommen, wie er will; er wird in's Theater gehen wie sie, und wer weiß, wohin sonst."

„In's Theater, Mary? Du träumst, so gewiß ich Miles Blake heiße. Der Junge sollte sich unterstehen, ohne mein Wissen so irgendwo hinzugehen!"

„Es mag sein und mag auch nicht sein", erwiderte

Frau Blake mit Nachdruck. „Deine ‚achtungswerthen Leute' gehen alle an solche Orte, Mann und Frau und Kind. Wenn du willst, daß Harry zu einem ehrbaren, fleißigen Manne und guten Christen aufwachse, dann halte ihn von jener Gesellschaft fern."

„Aber wie kann ich denn das? Sie sind ja alle Schulkameraden von ihm."

Frau Blake lächelte. „Aha, da liegt's; da hast du's: sie sind seine Schulkameraden; — wessen Schuld ist denn das, Miles? Aber da steh' ich und plaudere, während ich auf den Markt gehen sollte. Bedenk', Miles, was ich dir gesagt habe", fügte sie, sich an der Thüre noch einmal umwendend, hinzu. „Es ist weit genug gekommen; geht es noch weiter, dann werden menschliche Kräfte nicht mehr ausreichen, es besser zu machen."

Miles blieb seinen eigenen Gedanken überlassen. Mary's Rede hatte doch einigen Eindruck auf ihn gemacht. Er schritt, die Hände in den Seitentaschen, mit einem gelegentlichen „Hum" oder „Möglich wär's" in dem kleinen Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, und warf durch eine in der Thüre eingefügte Glasscheibe einen Blick in den Laden, um zu sehen, was dort vorgehe. Als er nun gleich darauf einige gute Kunden eintreten sah, schlug er seine Sorgen in den Wind. „Herr Thomson", sagte er bei sich, indem er die Thüre zum Laden öffnete, „ist mir als Freund schätzbarer wie Tim Flanagan oder Vater Power, und ihretwegen werde ich ihm nicht auf die Füße treten. Er sagte mir mehr als einmal, er habe die Katholiken gern, welche

ihre Kinder in die Stadtschule schickten; denn sie bewiesen dadurch, daß sie keine Fanatiker seien. Das war ohne Zweifel ein Wink für mich, und so werde ich meine Kinder lassen, wo sie sind."

Am Nachmittage nach der Schule fragte Elisa die Mutter, ob sie ihr erlauben wolle, den Abend bei Jane und Arabella Thomson zu verbringen. „Harry und ich mußten versprechen zu kommen; eher wollten sie uns durchaus nicht von sich lassen."

„Wie konntet ihr so Etwas versprechen, ohne mich darum gefragt zu haben? Ihr geht nicht hin, und dabei bleibt's."

„Aber, Mutter, das wäre doch gar zu ärgerlich! Wir haben ja noch nie einen Abend anders, als bei Onkel Tim zugebracht. Laß uns nur dieses eine Mal gehen, dann wollen wir auch nie mehr darum bitten. Es wäre ja ganz unhöflich, wenn wir unser Wort nicht hielten. Nicht wahr, liebe Mutter, du läßt uns dieses eine, einzige Mal gehen?"

Frau Blake konnte dem flehenden Blicke ihres Töchterchens nicht widerstehen, und so gab sie denn, wenngleich sehr ungern, ihre Zustimmung. „Sorgt aber, daß ihr spätestens um acht Uhr wieder hier seid. Bleibt ihr eine Minute länger, so wird der Vater euch holen kommen, und ihr werdet sehen, was es gibt."

„Sorge nicht, Mutter; wir werden zur gehörigen Zeit zurück sein. Du sollst uns nie mehr gehen lassen, wenn wir nicht Wort halten!"

Es war ungefähr fünf Uhr, als Harry und Elisa

sich frohen Muthes und im Sonntagsstaate auf den Weg machten. Von der Familie Thomson ward ihnen die herzlichste Aufnahme zu Theil, und sie „amüsirten“ sich, wie sie sagten, ganz vortrefflich. Unterhaltungen verschiedener Art wechselten mit mancherlei Gesellschaftsspielen, welche bald von dem Einen, bald von dem Andern in Vorschlag gebracht wurden. Alles ging zu allgemeiner Zufriedenheit, nur fand Elisa es gar nicht fein, wenn Zach sich zu viele Freiheit gegen sie erlaubte. Das rohe Tummeln zwischen Knaben und Mädchen war ihr überhaupt neu und kam ihr seltsam vor. Manchmal wollte es ihr bedünken, daß man bei ihren Bäschen und deren Genossinnen Spiele solcher Art doch nie sähe. „Ich kann dieses Küssen nicht ausstehen“, sagte sie zu sich selbst. Da sie aber ihre Schüchternheit von Allen, sogar von ihrem Bruder, verlacht sah, dachte sie, sie müsse es eben zu überwinden suchen. Als der Thee servirt wurde, hatte sie wirklich ihr scheues Wesen, wie man ihre Zurückhaltung nannte, zum guten Theil überwunden und dem wilden Treiben bereits Geschmack abgewonnen. Harry, welcher allzeit aufgeräumt und ein Freund wilder Späße war, fühlte sich ganz in seinem Elemente.

Beim Thee zeigten sich Herr und Frau Thomson gegen die beiden Gäste außerordentlich freundlich. Frau Thomson nahm von Elisa's Fortschritten in der Schule Anlaß, dieselbe mit Schmeicheleien zu überhäufen. „Fräulein Davison“, sagte sie, „hat mir erzählt, daß sie kein Mädchen in der Schule habe, welches sie Ihnen an die

Seite stellen könnte. Ich wollte nur, sie könnte von Jane und Arabella gleich Gutes sagen."

Elisa erröthete und stammelte einige Worte über Fräulein Davison's unverdientes Wohlwollen.

„Und was sagst du denn zu meinem jungen Freunde Harry?" fragte Herr Thomson. „Wenn Alles wahr ist, was Zach mir von ihm erzählt, so ist er wirklich ein Capitaljunge, und wir werden noch erleben, daß er im Senate sitzt. Nun, Harry, lassen Sie mich Ihnen ein Stückchen von dieser kalten Zunge vorlegen."

Harry, dessen Appetit durch das Spielen geweckt war, fing an, den Zungenschnitten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als Elisa ihm mit fieberhafter Hast in's Ohr flüsterte: „Harry, Harry, denkst du nicht daran, daß heute Freitag ist?" — „Still, still!" antwortete dieser, das Gesicht mit Gluth übergossen, „mach' nicht, daß Jemand dich hört! Hier wissen sie Nichts von Freitag. Du brauchst ja Nichts davon zu nehmen, wenn du nicht willst; aber sage nur nicht, warum, sonst werden wir ausgelacht."

Elisa that, wie Harry ihr geheißen hatte, drohte ihm aber beim Nachhausegehen, daß sie es Vater Power sagen werde, wenn sie ihn noch einmal am Freitag Fleisch essen sehe.

„Pah! kann ich's ihm denn nicht selbst sagen, wenn ich zur Beichte gehe? Du darfst nicht plaudern — versprich mir, daß du Nichts sagst!"

„Versprechen kann ich das nicht", antwortete Elisa, „du hast verdient, dafür derb gestraft zu werden."

Aber Harry verstand seine Schwester zu behandeln. Ehe sie ihre Wohnung erreichten, hatte er sie zu dem verlangten Versprechen bewogen. Vater und Mutter erfuhren Nichts von der Sache, und dies war Alles, was Harry wollte.

Fünftes Capitel.

Die Schule zu St. Peter. — Ein Besuch des Seelsorgers.

In der Schule zu St. Peter, wie wohl in allen katholischen Schulen, die diesen Namen verdienen, war es gebräuchlich, daß der Katechismus jeden Tag zuerst von allen Unterrichtsfächern vorgenommen wurde. Diejenigen Schüler, welche ihren Katechismus am Besten wußten, durften bei der h. Messe dienen, und da stets nur wenige hierzu genommen wurden, strebten die Knaben mit besonderem Eifer nach dieser Ehre. Herr Lanigan hatte immer eine gute Anzahl in der Religionslehre wohl bewanderter Knaben, und diese wechselten bei dem Gottesdienste ab. Wurde in Erfahrung gebracht, daß Einer von ihnen sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, zum Beispiel einer Lüge, des Ungehorsams gegen Eltern und Lehrer, des Fluchens oder sonstiger Rohheiten, so wurde ihm das Recht, dem Priester beim heiligen Opfer zu dienen, augenblicklich entzogen. Diese Strafe hatte ein solches Gewicht bei den Schülern, daß sie dadurch von jedem bedeutendern Vergehen zurückgehalten wurden.

Vor Herrn Lanigan hatten die Knaben überhaupt

eine heilsame Furcht; denn es war bekannt, daß er, wenn es nöthig wurde, die Ruthe zu handhaben verstand, wie kein Anderer auf zehn Meilen in der Runde. Doch er griff erst dann zu körperlicher Züchtigung, wenn andere Mittel sich als unzulänglich erwiesen hatten. Sah er sich aber genöthigt, dieses letzte Mittel anzuwenden, so that er es im Ernste. Dies wußten die Knaben und das verhinderte sie, wie Herr Lanigan zu sagen pflegte, es bis zum Aeußersten kommen zu lassen.

Aber er hatte noch ein anderes, nicht minder kräftiges Zuchtmittel. Es war dies der Einfluß Dr. Power's, welcher damals und noch manches folgende Jahr als Pastor an der Kirche zu St. Peter wirkte. Dr. Power war in der That ein Mann von vielen Gaben; ausgestattet mit einem gesunden, durchdringenden Verstande, war er ein wahrer Riese auf dem Felde religiöser Streitfragen, ein gewaltiger und beredter Prediger, dabei mild und leutselig im Umgange. Die Jugend war der Gegenstand seiner besondern Fürsorge, und sie hing wegen der herzgewinnenden Freundlichkeit seines Benehmens mit inniger Liebe an ihm. Wie der große Weltapostel verstand er, „Allen Alles zu sein", so daß er nicht weniger geliebt, als gefürchtet und geachtet wurde.

Von ihm hieß es mit Recht in einem Lobgedichte von J. A. Shea: daß, — wo er wirkte —

„das Vorurtheil nach langer Herrschaft ward beschämt,
Der Irrthum sah mit Trauer welken seine Saat,

Die Heuchelei, die selten Jemand noch bezähmt,
In Reue weint', wenn mild er ihr entgegen trat."*)

Dieser Mann also lenkte zu der Zeit, aus welcher ich erzähle, die Geschicke der Schule zu St. Peter. Er war Doctor der Gottesgelehrsamkeit; aber das Volk, in dessen Mitte er wirkte, zog vor, ihn einfach „Vater Power" zu nennen, wie dies bei den Irländern so gewöhnlich ist. In der ihnen eigenthümlichen, ganz kindlichen Anhänglichkeit an ihre Geistlichen fassen die Iren alle Ehre und allen Rang in dem patriarchalischen Namen „Vater" zusammen.

Die Mehrzahl der Knaben war so gesittet und wohl erzogen, wie es Knaben, welche in einer großen Stadt aufwachsen, nur immer sein können. Doch waren unter ihnen einige unruhige Geister, welche zuweilen in der kleinen Gemeinde Verwirrung erregten und nur dadurch in der gehörigen Unterwürfigkeit gehalten werden konnten, daß Herr Lanigan zuweilen zur Ruthe seine Zuflucht nahm. Einer von diesen Burschen war Mike Sheridan, ein Sprößling der mit Frau Blake und ihrem Bruder Tim verwandten Familie dieses Namens. Mike war ein wilder Hitzkopf, voll Muthwillen und nie vergnügter, als wenn er Jemanden einen rechten Possen spielen konnte. Dabei war er bis zum Uebermaße gutherzig und hätte keinem Menschen auf die Dauer einer halben Stunde böse sein können. Er lernte ohne große Mühe, wenn er nur wollte; da dies aber nicht oft der

*) John Augustus Shea: „Lines on the Very Rev. John Power."

Fall war, so ging er gewöhnlich in die Schule, ohne seine Aufgaben angesehen zu haben, und mußte sich, wenn er aufgerufen wurde, lediglich auf den Beistand Derer verlassen, welche fleißiger gewesen waren und ihm zuflüsterten. Seine Nachbaren waren auch immer bereit, ihm aus der Noth zu helfen, vorausgesetzt, daß Herr Lanigan sie nicht beobachtete; denn Mike war der Liebling seiner Mitschüler. Er stand in dem Alter Harry's, mochte also fünfzehn Jahre zählen. Mike hatte noch einen jüngeren Bruder in der Klasse, Namens Peter. Dieser war ein zurückhaltender, schüchterner Junge; ihm waren die Bücher das Liebste auf der Welt, und er verehrte Herrn Lanigan, nach Vater Power, als den gewaltigsten Machthaber des Erdkreises. Ein anderer jener schwierigen Charaktere war Tom Reilly, der Vetter von Mike und Harry, ein frühreifes Genie von dreizehn Jahren. Wenn er in einer andern Schule gewesen wäre, hätte Tom sich vielleicht für einen Mann gehalten; da aber Herr Lanigan vorzeitige Männlichkeit in seinem Gebiete nicht aufkommen ließ, mußte er sich einstweilen bescheiden, Knabe zu bleiben, so wenig dies auch nach seinem Geschmacke war.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter schreiten, wollen wir einen Blick in den Hörsaal werfen, in welchem Herr Lanigan lehrte. An einem prächtigen, sonnigen Morgen, in den ersten Tagen des Mai, war der Religionsunterricht bereits vorüber, und die erste Klasse sollte zeigen, was sie in der Geographie gelernt hatte. Es ging zur Zufriedenheit, und Herr Lanigan schickte

sich an, einige fernere Fragen zu stellen. In seinem bescheidenen grauen Rocke, die Brille auf der Nase, saß er da und ließ, während er seine Stimme durch einige „Hem“ vorbereitete, seine Augen über die Reihen hinschweifen, um seine Streitkräfte zu mustern. Die Knaben schauten mit erwartungsvollen Blicken auf ihren Oberherrn; einige sahen einander mit bittender Geberde an, in welcher zu lesen war: „Nicht wahr, du hilfst mir?“

Nachdem Herr Lanigan noch ein „Ahem“ als Einleitung vorausgeschickt hatte, begann er: „Nun, euere heutige Aufgabe handelt von Spanien. Lawrence Boylan, sage mir, was für ein Land ist Spanien?“

„Es ist ein großes und wichtiges Land in Europa. Sein Boden ist im Ganzen fruchtbar, obgleich viele Strecken mit Waldungen bedeckt sind. Die Schweiz ausgenommen, ist es das gebirgigste Land jenes Welttheils.“

„Ganz gut, Lawrence, ganz gut so. Mike Sheridan, jetzt ist die Reihe an dir. Was für einen Charakter haben die Spanier?“

„Die Spanier sind — sind ernst — ernst und“

„Nun, weiter!“

Mike sah in seiner Noth einmal um sich; es wagte aber Keiner zu sprechen, denn die Miene des Lehrers weissagte nichts Gutes.

„Nur weiter, sag' ich! Was für einen Charakter haben die Spanier?“

Mit einem Male glaubte Mike die Sache erfaßt zu haben und beeilte sich, den geistreichen Gedanken so recht in seiner ursprünglichen Frische mitzutheilen. „Sie sind

ernst, stolz und gemessen in ihrem Benehmen, aber träge und nachlässig —"

„Halt, Mike, wir haben genug gehört", sagte Herr Lanigan mit einem Lächeln, welches er nicht zurückzuhalten vermochte. „Ich glaube, wenn ich dich weiter reden ließe, du würdest den Spaniern Alles aufhalsen, was ihre und unsere Feinde aus ihnen zu machen für gut finden. Der Folgende mag antworten. Edward Flanagan, sag' du es! Nur unverzagt!"

„Die Spanier sind ernst, stolz und gemessen in ihrem Benehmen; sie sind tapfer, großmüthig, mäßig und gastfrei und — und besitzen eine Seelengröße" — Edward stockte.

„Nur voran, Edward; so weit ist Alles richtig. Also die Spanier besitzen eine Seelengröße —"

Durch diese Nachhülfe kam Edward's Rede wieder in Fluß: „welche sie vor niedriger Handlungsweise bewahrt."

„Recht so, Edward; steig' auf, mein Sohn. Nun sieh, Mike, welche entgegengesetzten Eigenschaften du ihnen beizulegen im Begriffe warst. Man könnte versucht sein, zu glauben, du habest deine Geographie in der Schule des Herrn Simpson gelernt. Tom Reilly, kannst du mir einige der bedeutendsten Städte Spaniens nennen?"

„Ja", sagte Tom lebhaft. „Madrid, Saragossa, Toledo, Salamanca, Granada, Bilbao, Pampeluna, Valladolid —"

„Gut Tom, es genügt schon. Nun, das hättest du gewußt; kannst du mir auch sagen, was Salamanca

und Valladolid so berühmt gemacht hat? Denn diese Städte waren während einiger Jahrhunderte berühmt durch ganz Europa."

„Gewiß!" antwortete Tom. „Sie waren berühmt wegen ihrer großen Festigkeit, ihrer Pracht und —"

„O, nichts dergleichen, Tom." Die Knaben kicherten über Tom's Irrthum. „Kann Einer mir es sagen? — Nein? Nun so hört! Diese beiden Städte waren berühmt, weil jede derselben eine große Universität oder Unterrichts-Anstalt hatte, wohin Studenten aus allen Theilen der gebildeten Welt geschickt wurden. Es waren zwei der größten Unterrichts-Anstalten, welche die Welt je gekannt hat. Ihr sehet, das ist ziemlich viel für Zeiten, welche von manchen lügenhaften protestantischen Geschichtschreibern ‚Jahrhunderte der Finsterniß' genannt werden. Weiter, Jungen! Kann mir Einer von euch sagen, weshalb Saragossa merkwürdig ist?"

Keiner antwortete.

„Keiner weiß es, wie ich sehe, und ich habe auch kaum mehr erwartet, weil es in euerer Geographie nicht vermerkt ist. Aber gebt jetzt Acht, damit ihr das nächste Mal antworten könnt. Saragossa ist bemerkenswerth als ein Ort, wo sich eines der berühmtesten Gnadenbilder der heiligen Jungfrau befindet, ‚unsere liebe Frau zur Säule' genannt. Wer von euch weiß, was man unter Gnadenbild versteht?"

Einen Augenblick schwiegen Alle; da ließ Peter Sheridan sich mit schüchterner Stimme hören und wurde dabei roth bis hinter die Ohren über seine Kühnheit. „Ein

Gnadenbild ist ein Bild oder eine Statue irgend eines Heiligen, wohin die Leute beten gehen, wenn sie eine besondere Gnade von Gott erflehen wollen, und wo Gott auf die Fürbitte jenes Heiligen zuweilen Wunder geschehen läßt."

Herr Lanigan schlug mit der rechten Hand auf sein rechtes Knie, wie er zu thun pflegte, wenn er besonders zufrieden war. „Brav, lieber Peter, brav! Ja, sehr brav! Aber woher weißt du das?"

„Ich habe es in dem kleinen Buche gelesen, welches Sie so freundlich waren, mir vorige Woche zu geben, als ich Erster in der Grammatik wurde."

„Seht, Knaben, laßt euch dies ein Beispiel sein!" rief Herr Lanigan freudig. „Das nützt doch Etwas, wenn man einem Jungen, wie Peter, ein Buch gibt. Er liest nicht bloß, er behält auch, was er liest. Nach der Schule, Peterchen, kommst du zu mir; du sollst ein schönes Bild bekommen. Nun, Tom Reilly, wie ist Spanien begrenzt?"

Tom begann mit seiner gewöhnlichen Zungenfertigkeit: „Spanien ist begrenzt im Norden vom Mittelmeer —"

„Falsch, falsch! Der Folgende!"

„Entschuldigen Sie", sagte Tom; „wenn Sie einen Blick auf die Karte werfen wollen, werden Sie finden, daß ich Recht habe. Sehen Sie, ist das Mittelmeer nicht gerade oberhalb Spanien?"

„Ei, du Zwerg von einem Menschen!" rief der Lehrer, indem er ihn mit dem Ausdrucke der tiefsten Ver-

achtung durch die Brille betrachtete, „was nimmst du dir heraus? Bildest du dir ein, du könntest dich zu meinem Lehrmeister aufwerfen? Wahrlich! Das Mittelmeer gerade über Spanien! Ich habe große Lust, dich über die Bank zu legen, um Etwas von diesem Eigendünkel aus dir herauszuklopfen. Du bist mir ein schöner Patron, du! Merk' dir's, Tom Reilly, so lange du in meiner Schule bist, erlaube dir ja nicht mehr, etwas Anderes zu meinen, wie ich, oder gar darauf zu bestehen, nachdem ich dich eines Bessern belehrt habe. Sonst! — so wahr ich Lanigan heiße, es geht dir nicht gut! Ich meine doch, dein Rücken müßte noch die letzte Lection spüren, die ich dir gegeben habe? Hüte dich, daß du nicht wieder eine bekommst. So lange du unter meiner Aufsicht bist, hast du auf mich zu hören! Verstanden?"

„Ja", war die schüchterne Antwort Tom's, der nicht den Muth hatte, die Augen aufzuschlagen.

„Jetzt, Edward Flanagan", sagte der Lehrer, „nenne du mir die Grenzen von Spanien."

Edward antwortete richtig und wies dann, auf des Lehrers Geheiß, das Betreffende auf der Karte nach. Für Tom war dies eine große Demüthigung, die er nie mehr vergaß; in spätern Jahren pflegte er zu sagen, sie sei ihm Gold werth gewesen. Und sie nutzte ihm in Wahrheit mehr, als noch so viel Gold ihm hätte werth sein können.

Am Nachmittage nahm Herr Lanigan den kleinen Sheridan mit zu Vater Power. Peter's Herz hüpfte

vor Freude, als der Priester, nachdem er den erfreulichen Bericht des Lehrers gehört, ihm die Hand auf das Haupt legte und Gottes Segen auf ihn herabflehte.

„Gott segne dich, Peter, Gott segne dich! Du legst den Grund zu einem guten und gemeinnützigen Leben. Das Erwerben von Kenntnissen, sagt man, sei das ehrenwertheste Streben der Jugend; aber in Wirklichkeit gereicht die Wissenschaft nur zum Verderben, wenn sie nicht durch christliche Grundsätze geleitet und geregelt wird. Vergiß das nie, Peter! Es ist sehr gut, ein kenntnißreicher Mann sein, aber ein glaubenstreuer Christ sein, ist besser! Geh' jetzt schön nach Hause, Peter, und hier ist ein Shilling für Kuchen."

Peter machte seine Abschiedsreverenz, so gut er sie in seiner Schüchternheit zu Stande brachte, und eilte auf dem kürzesten Wege nach Hause, unter beständigem Nachsinnen, was er mit dem blinkenden neuen Shilling wohl anfangen sollte. „Vater Power", sagte er zu sich selbst, als er eben vor einem Conditorladen angelangt war, „gab mir denselben, um Kuchen zu kaufen. Einige von diesen Kuchen wären mir schon ganz recht; aber wenn ich dann Mike und der kleinen Annie, dem Vater und der Mutter davon gegeben habe, so sind sie bald verzehrt und mit dem ganzen Shilling hat's ein Ende. Kaufe ich mir aber ein Buch dafür, dann habe ich lange Etwas zu lesen. Ich denke, ich kaufe mir ein Buch."

Der arme Peter fühlte in dem Augenblicke Hunger; die schönen Kuchen am Schaufenster winkten ihm um so

verlockender; aber Peter's Philosophie siegte über den Appetit, und entschlossen ging er weiter. Auf dem Heimwege kam Peter an einen Buchladen. Er trat ein; es war jedoch nichts Leichtes, ein passendes Buch zu dem geringen Preise eines Shillings zu finden.

Peter hatte ein wohlbegründetes Mißtrauen gegen protestantische Bücher, und doch wußte er nicht wohl sie von andern zu unterscheiden. Der Verkäufer legte ihm eine Menge Bücher vor, wie sie von den Knaben gewöhnlich gekauft wurden; Peter erinnerte ihn von Zeit zu Zeit daran, daß er nicht mehr als einen Shilling ausgeben könne. Einige Mal, wenn der Titel ihn ansprach, sagte er bei sich, indem er das Buch hin und her wandte und genau betrachtete: „Wenn ich nur wüßte, ob es kein protestantisches ist.“ Zuletzt fiel ihm eine wohlfeile Ausgabe von Robinson Crusoe in die Hände, und da er seinen Vater oft davon hatte erzählen hören, sagte er zu sich selbst: „Das kann kein schlechtes Buch sein, sonst würde der Vater nicht davon sprechen.“

„Was kostet dieses?“ fragte Peter schüchtern.

„Du magst es nehmen für einen Shilling; es sollte aber eigentlich anderthalben kosten.“

Peter dankte dem gefälligen Manne und steckte das Buch in die Tasche. Jede Minute däuchte ihm lang wie eine Stunde, bis er nach Hause kam und dort den neu errungenen Schatz zeigen konnte.

Als er den Hergang ohne Umschweife erzählt hatte und seine Belohnung herzensselig aus der Tasche zog, waren seine Eltern eben so voller Freude, wie er selbst.

„Sag' ein Mal, Mike", wandte der Vater sich an diesen, „wie kommt's, daß du nie so eine Belohnung mit nach Hause bringst, wie Peter?"

„Ja, Vater, das weiß ich nicht", erwiderte Mike in seiner gewöhnlichen barschen Aufrichtigkeit. „Vielleicht kommt's daher, daß ich nicht immer mit dem Kopf über den Büchern hänge, wie Peter thut. Die Mutter sagt auch immer, ich hätte keinen Kopf zum Lernen; dann ist's ja meine Schuld nicht, gelt Mutter? — Es wird mit mir sein, wie mit deinem Bruder Terry, von dem du erzählst, er hätte es nie weiter gebracht, als daß er im Gebetbuche lesen konnte."

„Mach' daß du hinauskommst, du Dummkopf!" rief die Mutter, indem sie sich den Anschein gab, als suche sie die Gerte, mit welcher sie zu Zeiten Mike's Rücken zu bearbeiten pflegte. „Mach' dich hinaus oder ich schlage dir die Knochen entzwei. Wärest du so flink beim Lernen, wie du bei deinen Narrenstreichen bist, wir könnten ein anderes Lied von dir singen. Daniel", wandte sie sich an ihren Mann, „hast du draußen keine Arbeit für ihn?"

„Gewiß", antwortete dieser, indem er sich abwandte, um sein Lächeln zu verbergen; „ein Junge, der nicht mit dem Kopfe arbeiten will, muß die Hände brauchen. Komm, Mike, du kannst ein Paar Pferde putzen."

Daniel Sheridan war seines Zeichens Fuhrmann. Er hielt immer sechs bis acht Pferde und eben so viele Knechte dazu, für welche er beständig Beschäftigung hatte. Er war ein aufrichtiger, rechtschaffener Mann; freilich

hatte er einen etwas harten Kopf, auf der andern Seite aber ein sehr gutes Herz, und war stets bereit zu helfen, wenn es irgend in seiner Macht stand. In seinen jungen Jahren war er ein wenig unbändig und zum Trunke geneigt gewesen. In der letzten Zeit hatte er das Trinken gelassen und war wohlhabend geworden. Er hatte, wie er sich auszudrücken pflegte, „immer seinen Nothpfennig und wurde, Gott sei Dank, den Verlust eines Shillings nicht gewahr."

Lassen wir nun Daniel mit seinem Sohne an ihrer Arbeit im Stalle und Peter bei seinem Robinson Crusoe, aus welchem er seiner Mutter vorliest, während diese die Tischgeräthe abspült — und sehen wir ein Mal, was Miles Blake und seine Familie machen.

Harry war bereits mehrere Male im Theater gewesen, natürlich ohne Vorwissen seines Vaters. Den Verdacht seiner Mutter hatte er durch schlau ersonnene Vorwände abzuwehren gewußt; nur Elisa fing an, die Wahrheit zu vermuthen. Einige Umstände, die ihr bekannt wurden, ließen sie fürchten, daß das Geld, welches Harry ausgebe, nicht auf ehrlichem Wege in seine Hände komme. Diesen Verdacht ihrem Vater oder auch nur ihrer Mutter mitzutheilen, konnte sie nicht über sich gewinnen, weil sie zu sehr die Folgen fürchtete, die das für ihren Bruder haben werde; sie beschloß jedoch, ihn selbst darüber zur Rede zu stellen. Elisa war zu der Zeit noch ein kluges, verständiges Mädchen, voller Gefälligkeit und Wohlwollen, und hing mit der innigsten Liebe an ihrer Familie.

„Harry", sagte sie eines Nachmittags auf dem Heimwege zu ihrem Bruder, „ich möchte doch wissen, wie du zu all' den Kuchen und Süßigkeiten, die ich immer bei dir sehe und zu dem vielen Obst kommst."

Harry machte große Augen, versuchte jedoch die Sache mit Lachen abzufertigen. „Wie ich dazu komme, Elisa? Ei, das eine kaufe ich bei der alten Frau an der Ecke und das andere beim Conditor."

„So meine ich nicht", versetzte Elisa. „Wo du diese Sachen kaufst, weiß ich wohl; ich frage, wie du zu dem Gelde kommst?"

„Ich glaube wohl, daß du das wissen möchtest", erwiderte Harry aufgebracht. „Ein vorwitzigeres Mädchen, als du bist, habe ich noch nicht gesehen!"

„Du brauchst dich nicht zu wundern, daß ich vorwitzig bin. Wenn ich auch Nichts davon weiß, so wird doch der Geldkasten im Laden davon erzählen können, fürchte ich. Das Geld für die guten Sachen muß irgendwo herkommen, und ich weiß auch, daß du Abends in das Theater gehst. Du machst Miene, zu leugnen? Gib dir keine Mühe, es nutzt Nichts."

„Woher weißt du, daß ich in's Theater gehe?" entgegnete Harry barsch.

„Das ist gleich; ich weiß es, — und damit genug. Ich werde es der Mutter sagen, und das heute noch."

In diesem Augenblicke kam Sam Herrick an ihnen vorbei. Es war immer, als ob ein junger Teufel in Sam's Augen lauere, so hinterlistige, kalte Bosheit lag

in seinem Blicke, — bei einem Knaben von vierzehn Jahren schien sie ganz unnatürlich. Er war in Begleitung eines großen sechszehnjährigen Burschen, Namens Ezechiel West, dessen plumpe sächsische Züge mit seiner untersetzten, gedrungenen Gestalt im Einklange standen.

„Heda, Blake!" rief Herrick mit rohem Lachen, „warst du kürzlich beichten? Ich wette, du hast das nächste Mal eine anständige Rechnung in Ordnung zu bringen. Was meinst du, West?"

„Ich glaub' auch", war die Antwort; „aber er wird sich hüten, Alles zu sagen. Er sollte sich vom Zach helfen lassen. Hör' Blake, dein Vater oder wer bei euch zu Hause das Regiment führt, muß ein rechter Narr sein. Zach erzählt, er gäbe dir kein Taschengeld, — und doch merkt er nicht, daß du ihm die Dollars platt schlägst? Das muß ein Dummkopf sein, ohne Gleichen!"

„Ja, wie soll der auch klare Augen haben?" rief Sam mit bitterm Hohn; „der kann Nichts sehen, wegen des blauen Dunstes, welchen der Pfaffe in der Kirche ihm immer vormacht. Die Papisten können natürlich die Dinge nicht so klar sehen, wie andere Leute. Nicht wahr West?"

Ehe dieser aber Zeit zu einer Antwort hatte, war Herrick schon durch einen kräftigen Faustschlag Harry's auf den Boden hingestreckt. West ergriff das Hasenpanier; für einen Streit, wobei es Stöße absetzte, hatte er wenig Sinn, obgleich er im Prahlen und Schwadroniren so leicht nicht seines Gleichen fand.

„Warum eilst du so, Ezechiel?“ rief Harry lachend. „Warte doch ein wenig!“

Ezechiel aber war schon zu weit fort, als daß er ihn hätte hören können. Harry zog die erschreckte Elisa mit sich, während ein vorbeikommender Herr seinem erlegenen Feinde auf die Beine half.

„Diese Papisten sind doch schreckliche Menschen!“ begann der Fremde lächelnd. „Das nenne ich mir eine schlagende Beweisführung.“

„Wie meinen Sie?“ fragte Sam, indem er sich den Staub von den Kleidern klopfte.

„Ich meine, junger Freund, der alte Pfaffe da in der Kirche hätte einen Protestanten auf keine schönere Art niederschlagen können; ist's nicht so?“

„O, Sie haben gehört, was ich zu Blake sagte“, erwiderte Sam trotzig. „Nun, mag's hören, wer Lust hat; was liegt mir daran! Der Geistliche ist ein alter Kerl, und ich habe ihn noch ganz anders nennen hören. Ich hasse die Priester; ja, ich hasse alle, und auch Sie würden sie hassen, wenn Sie so viel von denselben wüßten, wie ich.“

„Ich weiß viel mehr von ihnen, als du glauben magst“, sagte der Herr mit demselben ruhigen Lächeln; „aber Gott behüte mich, daß ich einen meiner Mitmenschen hassen sollte. Nun, Adieu! Folge meinem Rath und lass' diesen Knaben künftig in Ruhe. Du siehst, er hat eine eigene Methode, Streitfragen zu erledigen, und braucht lieber den Arm dabei, als die Zunge.

Halte dich von ihm, wenn dir deine gesunden Glieder lieb sind."

Sam merkte nun, daß der Herr sich über ihn lustig mache; der scharfe durchdringende Blick desselben wurde ihm auch etwas unbehaglich. Sich weiter mit diesem neuen Bekannten einzulassen, hatte er deshalb keine Lust und sprang, ohne sich lange zu bedenken, in ein benachbartes Gäßchen. Eine alte irische Obsthändlerin, welche die Scene mit Vergnügen angesehen hatte, brach in lautes Lachen aus, als sie Sam und seinen starken Genossen, einen nach dem andern Reißaus nehmen sah. „So hab' ich aber meiner Lebtage noch Keinen niederlegen sehen! Ach! Gottes Segen über Sie, lieber Herr Pastor; Sie können mit ihnen abfahren, wie es sich gehört."

„Ei, seid Ihr da, Molly?" fragte Dr. Power, denn dieser war es. „Nun, wie geht's Euch?"

„O, Gott und Euer Ehrwürden sei's gedankt! ich kann nicht klagen. So lange ich genug verdiene, um den Hunger zu stillen und ein Paar Lappen anzuschaffen, die ich mir und meinem Alten umhängen kann, so lange bin ich gern zufrieden."

„Das freut mich, Molly. Zufriedenheit und Gewissensruhe wohnen gewöhnlich zusammen."

„Freilich ist dies der Platz nicht, daß man Euer Ehrwürden mit einem armen alten Geschöpf, wie ich bin, plaudern sieht", sagte Molly, sich über den Tisch hinbeugend, mit kaum hörbarer Stimme; „aber ich wollte gern ein Mal mit Euer Ehrwürden sprechen,

eben wegen dieses jungen Blake. S'ist Jammer und Schade, daß sein Vater ihn da drüben in die verkehrte Schule gehen läßt! Hier sitze ich die ganze Woche, Tag für Tag, und sehe Alles, was vorgeht; und ich sag' Ihnen, der Junge ist auf dem besten Wege zur Hölle — bitte Euer Ehrwürden um Verzeihung, daß ich das Wort vor Ihnen ausspreche. Mich geht's nicht an; aber bis in's Herz hinein thut mir's weh, daß ich sehen muß, wie der Junge eines wackern Irländers auf so schlimmen Wegen geht. Sagen Sie Herrn Blake, ich hätt's gesagt: wenn er vernünftig wär', nähm' er den Jungen aus der Schule da. Thut er's nicht bald, dann wird's zu spät sein."

„Ich danke Euch, Molly, für Euern freundschaftlichen Rath", sagte der Geistliche. „Ich werde nicht ermangeln, so bald als möglich danach zu handeln. Die Wahrheit zu sagen, ich war eben auf dem Wege, Herrn Blake wegen derselben Angelegenheit zu besuchen. Guten Abend, Molly. Gott sei bei Euch!"

„Und mit Euch, Ehrwürden! Der liebe Gott erhalte Sie uns recht lange. — Was sollten wir ohne Sie anfangen?" Diese letzte Frage richtete Molly an sich selbst, während sie dem weiterschreitenden Seelsorger nachblickte.

Harry und Elisa waren kaum zu Hause angelangt und gerade beschäftigt, den erlebten Vorfall zu erzählen, als der Ladenjunge eiligst meldete, Vater Power sei im Laden und verlange den Herrn zu sprechen.

Miles eilte hinaus, den geehrten Besucher zu empfan-

gen, während Mary ihre Blicke durch das Zimmer schweifen ließ, um zu sehen, ob Alles in der gehörigen Ordnung sei. „Trage diesen Krug in die Kammer, Elisa“, rief sie dieser zu, „und dann setze dich; auch du Harry! Still’ nun, und laßt mich keinen Laut hören! Sie kommen schon herein.“

„Wie geht es Ihnen, Herr Blake? Und Ihren Kleinen, was machen die?“ fragte Dr. Power mit der ihn auszeichnenden, feinen Höflichkeit, indem er sich auf einen Stuhl niederließ.

„Dank, Euer Hochwürden! Alles wohl. Wollen Sie sich nicht näher an den Ofen setzen?“

„Nein, nein, ich danke. Ich sitze lieber hier; es ist mir von meinem Gange warm genug. — Nun Harry“, wandte er sich lächelnd an diesen, „du hast ein Mal wieder deine Faust in Anwendung gebracht?“

Harry sah erstaunt auf. „Ei, Sie wissen das?“

Dr. Power lachte. „O, ich war keine Tagreise davon, als du deinen Mann so geschickt in den Sand gelegt hast. Ich hätte nicht geglaubt, daß du ein so tüchtiger Faustkämpfer wärest.“

Weder Miles noch sein Sohn fühlte die Spitze dieser Bemerkung; der letztere erröthete und blickte mit frohlockender Miene seine Mutter an; der Vater fühlte sich geschmeichelt.

„Ja, doch, Hochwürden, Harry ist ein Kämpfer, wie kaum ein anderer in der Stadt, wenn er überhaupt seines Gleichen hat. So jung er ist, so nimmt er für

seine Religion so wacker Partei, als ich es nur immer vermöchte."

„Bitte, sagen Sie mir doch, Herr Blake, was verstehen Sie darunter: für die Religion Partei ergreifen?" fragte der Seelsorger.

Blake sah sich gefangen; seine Frau hustete leise, womit sie ihm zu verstehen geben wollte: „Aha, jetzt bekommst du deinen Theil."

„Was ich darunter verstehe?" wiederholte Miles. „Ei nun, wenn Einer immer bereit ist, mit der Zunge oder der Faust die zum Schweigen zu bringen, welche gegen seine Religion losziehen. Das nenne ich für die Religion auftreten."

„Ganz recht, lieber Freund, das ist ohne Zweifel eine Art für seinen Glauben einzutreten, aber es ist bei Weitem nicht die beste."

„Und welche wäre die, Herr Pfarrer?"

„Das will ich Ihnen sagen. Die beste und wirksamste Art, Ihre Religion zu vertheidigen, ist: die Pflichten derselben zu erfüllen und alle Ihre Handlungen nach ihren Grundsätzen zu regeln. Wenn Sie so verfahren, werden Sie für Ihre Religion Achtung erzwingen und nie in die Lage kommen, die Faust für dieselbe gebrauchen zu müssen. Dagegen können Sie Jahr aus Jahr ein mit Ihren protestantischen Bekannten streiten und zanken, und werden dieselben nur mehr erbittern, gegen Sie sowohl wie gegen Ihre Religion, — oder vielmehr gegen das, was Sie Religion zu nennen belieben. So ist es mit Harry. Ich fürchte sehr, daß

seine Religion, wenn er deren je gehabt hat, entweder schon verloren ist, oder doch bald in diesen ärgerlichen Zwistigkeiten, denen Sie ihn aussetzen, verloren gehen wird."

„Vater Power", rief Miles mit gehobener Stimme und erglühendem Gesichte, „ich achte und ehre Sie, aber ich muß mir eine solche Rede doch verbitten! Ich habe, das sage ich Ihnen noch ein Mal, so viel Religion, wie irgend Einer haben kann, und was Harry betrifft, so bin ich fest überzeugt, daß er sein Leben für dieselbe einsetzen würde, so gut wie ich selbst."

„Alles ganz schön, Herr Blake. Alles ganz schön, was das angeht. Da aber wahrscheinlich weder Sie noch Harry berufen sein werden, für die Religion zu sterben, meinen Sie nicht, daß es gut wäre zu lernen, wie man für dieselbe lebt? Ich spreche durchaus nicht von Ihnen; das ist der Zweck meines gegenwärtigen Besuches nicht. Aber ich muß darauf bestehen, daß Sie Ihre Kinder dem verderblichen Einflusse protestantischer Schulbildung und dem Umgange mit protestantischen Kindern entziehen. Ich habe über diesen Punkt zu wiederholten Malen mit Ihnen gesprochen, und Sie hatten mir auch vor einiger Zeit zugesagt, Ihre Kinder aus der Stadtschule wegzunehmen. Wie kommt es nun, daß dieselben immer noch hingehen?"

Frau Blake beeilte sich, diesen Vorwurf von sich abzuwälzen. „Glauben Sie mir, Vater Power, es geschieht nicht mit meiner Einwilligung, daß sie noch hingehen; ich hatte mit Miles schon manchen Verdruß

deswegen. Er sagt aber, sie lernten dort besser als in einer katholischen Schule."

„Wirklich? Und wie wissen Sie denn das, Herr Blake?"

„Weil", gab Miles zur Antwort, indem er seinen Aerger zu unterdrücken suchte, „weil in den katholischen Schulen zu viel Zeit mit Beten, Katechismus und all' diesen Dingen versäumt wird. Das ist die reine Wahrheit, Vater Power, und die mag meinetwegen hören, wer will."

„Es scheint hiernach, als ob Sie Beten und Katechismus weder für nützliche noch für nothwendige Dinge hielten?"

„Das nicht, wenn sie nur am gehörigen Orte bleiben. Der Schulsaal ist aber nicht der Ort, Beten oder Katechismus zu lernen; das soll man den Kindern in der Kirche oder zu Hause beibringen."

„Verzeihen Sie, Herr Blake, gerade das Schulzimmer ist der Ort, um Alles zu lernen, was gelernt werden muß. Wird die Religion von dem Schulzimmer ausgeschlossen, so wird sie von dem Herzen des Kindes ausgeschlossen. Die Religion, mein lieber Herr Blake, darf Ihren Kindern nirgend fern sein. Die Religion muß ihre Studien, ihre Worte, ihre Handlungen regeln und bestimmen, wenn sie zu echten Christen heranwachsen sollen. Sind Sie aber zufrieden, daß Heiden oder Abtrünnige aus ihnen werden, — dann frisch voran auf dem Wege, den Sie jetzt einhalten! Frau Blake, wollen Sie so gut sein und uns auf einige Mi-

nuten allein lassen?" Bei diesen Worten sah er mit bezeichnender Miene nach den Kindern.

„Gewiß, Euer Hochwürden. Kommt hinauf, Kinder!" Harry und Elisa sahen sich ahnungsvoll an und folgten ihrer Mutter. „Der hat sicherlich Etwas erfahren", flüsterte Harry seiner Schwester zu.

„Bst, er hört uns", entgegnete Elisa kaum vernehmbar. „Nicht für einen Dollar wollte ich jetzt an deiner Stelle sein."

„Was liegt mir daran! Den geht's ja Nichts an. Ich wollte, er bliebe zu Hause, anstatt den Vater und die Mutter gegen uns aufzuhetzen."

„Wissen Sie, Herr Blake", fragte Dr. Power, „daß Ihr Sohn sich an den Theaterbesuch gewöhnt hat?"

„Theater! Vater Power! Nein, mein Junge war noch nicht ein einziges Mal im Theater, daß ich weiß."

„Aber er war sehr oft darin, ohne daß Sie es wissen."

„Unmöglich! Nein, unmöglich! Wie sollte er an Geld kommen, um in's Theater zu gehen — oder geht man da umsonst hinein? Wie?"

„Das ausfindig zu machen, ist ganz Ihre Sache, mein Freund", sagte der Seelsorger ruhig. Dann fügte er mit wehmüthigem Lächeln hinzu: „Sollten Sie gewahr werden, daß Ihr Sohn sich Ihre Leichtgläubigkeit zu Nutzen gemacht und Ihr Vertrauen mißbraucht hat, daß er also nicht viel Religion in seinem Herzen und seinem Kopfe, wenn auch ein gutes Theil in seiner Faust hat, dann Herr Blake, haben Sie dies nur sich selbst

zuzuschreiben. Hätten Sie ihn von Kindesbeinen an in eine katholische Schule geschickt, so würde er vielleicht jeden Tag eine halbe Stunde mit Beten und Katechismus verbracht haben, aber nach aller menschlichen Voraussicht würde er jetzt ein pflichttreuer, gewissenhafter Knabe, ein braver Sohn und frommer Christ sein. So sind die Kinder Ihres Schwagers Flanagan. Nehmen Sie alle Knaben, welche die Schule zu St. Peter besuchen; es werden einige darunter sein, welche etwas ausgelassen sind und gern einen tollen Spaß machen; ihre Späße jedoch sind eben nur jugendliche Kurzweil, nicht solche verbotene Vergnügungen, wie die frühreife protestantische Jugend sie sich verschafft; und Sie werden wenige unter denselben ungehorsam und widerspänstig finden. Die Kinder derjenigen Eltern hingegen, welche, wie Sie, die gemischten Schulen begünstigen, wachsen — mit sehr seltenen Ausnahmen — ohne Furcht vor Gott und ohne Scheu vor den Menschen auf, verachten im Herzen ihre Eltern und werden von Tag zu Tag gleichgültiger gegen Pflicht, Tugend und Religion. Guten Abend, Herr Blake. Wenn ich Ihnen Kummer gemacht habe, so thut es mir leid; aber eine fressende Wunde läßt sich ohne das scharfe Messer nicht heilen. Gebe Gott Ihnen die Gnade, daß Sie sich meine Ermahnungen zu Nutzen machen! Auf baldiges Wiedersehen!"

Miles war so verwirrt und verlegen, daß er kein Wort hervorbringen konnte; ehe er sich gesammelt hatte, war der Seelsorger weggegangen.

Sechstes Capitel.

Ein Helfer in der Noth. – Freundschaftliche Ermahnungen.

„Nun, Miles, was hat Vater Power gesagt?“ fragte Frau Blake, indem sie mehr laufend als gehend die Treppe herabkam.

„Du kannst auch noch fragen! Ich denke, Mary, du weißt es so gut wie ich“, entgegnete ihr Gatte ärgerlich. „Sag' du mir, wie es kommt, daß der Junge jeden Abend in's Theater gehen kann, — ohne daß du Etwas davon gewahr wirst, wie es scheint, — oder ist es möglich, daß du ihm das hast durchgehen lassen?“

„Wohlan, Miles, die Wahrheit zu gestehen, er war ein Mal im Theater, aber nicht mit meinem Wissen und Willen. Ich erfuhr es erst kurz vorher, ehe er von da zurückkam. Es war an dem Abend, wo Tim mit seinen Kindern bei uns war.“

„Ja, und da sagt der Schurke, er sei in Thomson's gewesen! Ich sehe sehr wohl, wie die Sachen stehen. Es scheint ihm schon zur Gewohnheit geworden zu sein! Er bestiehlt mich, dieser unverschämte Bube, — gewiß, das thut er. Komm herunter, Harry! Mary, bring 'mal die Peitsche her, welche Dan Sheridan neulich hier liegen ließ.“

„Um Gottes willen, Miles“, bat Frau Blake flehentlich, „schlag' ihn doch nicht! Verzeih' ihm dieses einzige Mal noch, und ich stehe dir dafür, daß er so bald nicht wieder in's Theater gehen soll.“

„Laß mich gewähren, Weib! Ich will ihm eine Lec-

tion geben, an die er zeitlebens denken soll. Schaff' mir die Peitsche, sag' ich dir! Komm herunter, du junger Spitzbube", rief er mit der ganzen Gewalt seiner Stimme, und fügte drohend hinzu: „oder ich hole dich."

Frau Blake schien die Peitsche gar emsig zu suchen, dieselbe wollte jedoch nicht zum Vorschein kommen. Harry trat in das Zimmer; ihm folgte Elisa. Das Mädchen war bleich wie der Tod.

„Nun", sagte Miles, einen vernichtenden Blick auf seinen Sohn heftend, „du bist mir ja zu einem saubern Schurken herangewachsen, — und ich hatte von all' deinen Streichen nicht einmal eine Ahnung! Schweig', Junge; keine Silbe! Ich sehe, die Lügen schweben dir auf der Zunge, aber laß sie nicht über die Lippen kommen! Mary, was machst du denn, daß du die Peitsche nicht bringst? Ich will ihm eine Lection geben, daß er nicht mehr wagen soll, mir blauen Dunst vorzumachen. — Karten gezeichnet in Thomson's, — ja, wahrhaftig!"

„Wer geht denn so mit meinem Namen um?" ließ sich eine Stimme aus dem Laden vernehmen, und Herr Thomson selbst trat ein.

Harry's Miene heiterte sich auf, Elisa wischte eiligst die Thränen aus den Augen, und Frau Blake ließ von dem vergeblichen Suchen nach der Peitsche ab, um Herrn Thomson einen Stuhl hinzustellen. Miles allein ließ sich nicht irre machen.

„Um's Himmels willen, was geht denn hier vor?" fragte Herr Thomson, sie der Reihe nach ansehend. „Ist Etwas verkehrt?"

„Ja, gewiß, Herr Thomson", beeilte sich Miles zu antworten, „es ist Etwas verkehrt, und zwar sehr verkehrt." Dann fuhr er fort, sein Leid zu klagen.

„O, o", sagte Herr Thomson, als Miles seinen Bericht geendet hatte, „weiter Nichts? Dann war es nicht der Mühe werth, so viel Aufhebens zu machen. Beruhigen Sie sich, Herr Blake; setzen Sie sich! Ich kann mich nicht genug wundern, daß Sie wegen einer bloßen Kinderei einen solchen Aufruhr anrichten. Wir sind auch jung gewesen, lieber Freund. Sehen Sie, mein Zachary geht fast jeden Abend in's Theater, und ich bin doch nicht weniger besorgt, ihn ordentlich zu erziehen, als Sie es wegen Ihres Sohnes sein können. Sie wissen, mein Werther, die Knaben müssen ihr Vergnügen haben. Bekommen Sie es nicht mit unserer Einwilligung, so nehmen sie es ohne dieselbe, das ist das Ganze! Ueberhaupt ist ja das Theater so übel nicht, daß man die Knaben nicht einen Abend dort zubringen lassen dürfte! Sie können Vieles dort lernen. Nun, Miles, verzeihen Sie Ihrem Sohne dieses Mal."

„Alles schön, Herr Thomson, aber das Geld", sagte Blake ärgerlich; „er hat das Geld aus meiner Kasse gestohlen!"

„Nun, — angenommen, er hat es gethan; es war nicht schön, das gestehe ich; aber Ihr Durchpeitschen wird die Sache nicht bessern. — Harry, komm einmal her, mein Junge. Wenn dein Vater dir für diesmal die Strafe erläßt, willst du dann versprechen, nie mehr so

Etwas zu thun, das heißt, nie mehr ohne deines Vaters Wissen Geld zu nehmen?"

„Sein Versprechen ist mir gar Nichts — keinen Strohhalm ist es werth", rief der Vater dazwischen; „bei der ersten Gelegenheit wird er ihm untreu werden, das weiß ich gewiß!"

„Nun, Miles", sagte Herr Thomson, „ich bitte, thun Sie es aus Gefälligkeit für mich: schlagen Sie Harry nicht. Ich kann die körperliche Züchtigung gar nicht ausstehen; es ist eine barbarische Methode. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen, nicht wahr?"

Miles erinnerte sich jetzt, daß sein Name wegen eines nicht unbeträchtlichen Schuldpostens, der bereits vor Monaten hätte berichtigt werden sollen, in Herrn Thomson's Büchern stand. „Nun ja, Herr Thomson", sagte er, „es würde mir schwer fallen, Ihnen die erste Bitte abzuschlagen, die Sie an mich stellen. Geh' hinauf an deine Arbeit, Harry; ich verzeihe dir für dieses Mal. Aber merke dir, wenn ich je erfahre, daß du mir einen Heller aus der Kasse stiehlst oder ohne mein Wissen in's Theater gehst, so wahr ich —"

„Nur nicht schwören, mein Theuerster!" unterbrach Herr Thomson, und gab Harry und Elisa einen Wink, hinauszugehen. „Schwören ist eine gröbliche Beleidigung Gottes. O, mein bester Miles, wie sehr sollten wir doch besorgt sein, unserer Zunge einen Zaum anzulegen, wie die Schrift sagt! Sie können sich nicht vorstellen, Frau Blake, welche Freude es mir macht, so zur rechten Zeit gekommen zu sein. Es würde mir in

der Seele wehe gethan haben, wenn ein so hübscher Junge, wie der Ihrige, auch nur einen Streich bekommen hätte. Aber, da ich eben daran denke, was beabsichtigen Sie aus dem Jungen zu machen?"

„Es war meine Meinung, ihn an ein Handwerk zu thun. Er hat sein sechszehntes Jahr beinahe erreicht, und wenn er in seiner Ausbildung auch noch lange nicht so weit ist, als er sein sollte, so ist das seine Schuld und nicht die meinige. Er muß einmal anfangen, seinen Unterhalt selbst zu verdienen."

„Da haben Sie Unrecht, Miles, durchaus Unrecht", sagte Herr Thomson, superklug den Kopf schüttelnd. „So ein Junge ist zu gut für's Handwerk. Warum wollen Sie ihn nicht studiren lassen? Lassen Sie ihn zum Beispiel Advokat werden."

„Das ist's, was ich zu Miles gesagt habe, wer weiß wie oft", fiel Frau Blake hastig ein. „Er kann es sehr wohl bestreiten, Harry auf Advokat oder Doctor studiren zu lassen. Da müßte man sich ja bis in die Seele schämen, ihn an die Hobelbank oder den Ambos zu stellen! Gott vergelt' es Ihnen, Herr Thomson; Sie sind ein besserer Freund und ein einsichtsvollerer Mann, als die Andern alle."

Miles machte Einwendungen wegen des Kostenpunktes, und behauptete, sein Geld zum Betriebe des Geschäftes nöthig zu haben. Diesem stellte Herr Thomson aber die Versicherung entgegen, daß Miles ihn stets bereit finden werde, ihm mit einem Darlehen auszuhelfen. „Und", fuhr er fort, „Harry wird dann meinen

Zachary zum Collegen haben; der soll auch Advokat werden. Sie können noch ein oder zwei Jahre bei Herrn Simpson in der Schule bleiben, und dann schicken wir sie zusammen auf das Columbia-Collegium. Das macht sich, wie wir's nicht schöner wünschen können."

Alles war ganz gut und hätte gewiß Jeden von ihnen befriedigt; Miles jedoch hatte noch etwas Anderes zu berücksichtigen.

„Ein vortrefflicher Plan, Herr Thomson", sagte er, „aber unglücklicher Weise kann ich nicht darauf eingehen, wie gern ich möchte. Vater Power — unser Seelsorger, Herr Thomson — war eben hier und gab mir einen so derben Verweis, weil ich Harry nicht in die zu unserer Kirche gehörige Schule schicke, daß ich mir fest vorgenommen habe, ihn doch von jetzt an hingehen zu lassen."

Herr Thomson machte eine düstere Miene. „Euere Seelsorger sind schlimme Kunden", sagte er nach einer kleinen Pause. „Sie mögen sonst so gut sein, wie andere Leute; aber sie haben so ihre Art, die Leute unter ihre Herrschaft zu bringen. Wissen Sie denn in Ihren eigenen Sachen nicht besser, was gut und was nicht gut ist, als dieser Mann — dieser Vater Power? Wer gibt ihm denn das Recht, über Ihre Handlungen zu urtheilen?"

Wußte nun Miles auch recht gut, **was** er hierauf zu antworten habe, so war er doch um die Art, **wie** er es vorbringen sollte, in Verlegenheit. „Wir Katholiken, Herr Thomson" — hier stockte er — „sind ge-

wohnt, unsern Geistlichen zu gehorchen. Sie sind erfahrener, als wir, Herr Thomson, und zudem halten wir sie für die Stellvertreter Gottes."

Ein verdrießlicher Husten hatte plötzlich Herrn Thomson befallen, so daß er einige Minuten lang nicht antworten konnte. „Haltet sie für was Ihr wollt", sagte er dann, „sie bleiben am Ende doch Menschen, und ihr Urtheil menschliches Ermessen. Euer Geistlicher mag ganz tüchtig sein auf der Kanzel, wenn er Euch so hübsch erzählt von den ‚Geheimnissen der Religion', — den spöttischen Nachdruck herauszuhören, welchen Herr Thomson auf diese Worte legte, war Miles nicht geschliffen genug — „aber, wenn es sich darum handelt, in welche Schule Sie Ihren Sohn schicken sollen, dann sind Sie der Mann, dessen Urtheil gilt, nicht der Geistliche."

„Wohl, Herr Thomson, ich will nicht darüber streiten; es mag seine Richtigkeit haben, was Sie sagen; Vater Power machte indessen noch verschiedene Einwendungen."

„Lassen Sie mich diese gefälligst hören."

Miles konnte sich nicht dazu entschließen, Herrn Thomson zu wiederholen, was Vater Power gesagt hatte, weil er seinen geschätzten Freund zu beleidigen fürchtete; er gab sich deshalb den Anschein, als koste es ihn erstaunliche Mühe, sich des Gesagten zu erinnern. Das Gedächtniß seiner Frau war nicht so kurz und setzte sie in Stand, Herrn Thomson zu dienen. „Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Herr Thomson, Vater Power, wie auch mein Bruder Tim und die meisten

unserer Freunde, sind besorgt, daß Harry und Elisa ihre Religion vernachlässigen. Sie sagen, protestantische Schulen seien für protestantische Kinder, und wir sollten die unserigen in katholische Schulen schicken, wenn wir wollten, daß sie katholisch blieben."

Miles wurde verdrießlich über die unbesonnene Schwatzhaftigkeit seiner Frau, und suchte den übeln Eindruck, welchen ihre Worte gemacht haben möchten, zu verwischen. „Sie sehen", sagte er, sich zu einem Lächeln zwingend; „daß meine gute Frau das Gehörte falsch aufgefaßt hat. So gerade hat der Geistliche es nicht gemeint, und was die Andern betrifft, so ist deren Urtheil nicht hoch anzuschlagen."

Der Mangel an Uebereinstimmung in der Berichterstattung des würdigen Paares machte Thomson innerliches Vergnügen; es paßte jedoch durchaus nicht in seinen Plan, dadurch überrascht oder ergötzt zu scheinen. „Es mag sein, wie es will", sagte er, „ich weiß, daß Ihre Geistlichen unsern Stadtschulen entgegen sind; warum aber, ist mir ein Räthsel. Ich glaube fast, sie fürchten, ihre Gläubigen möchten klüger und gebildeter werden, als sie selbst sind. Doch ich versäume bloß meine Zeit, Miles, — ich habe ja recht verstanden, Sie sind entschlossen, Ihren Sohn in die Schule am Barclay-Platz zu schicken?" Bei diesen Worten spielte ein so höhnisches Lächeln um seine Lippen, und der Ton seiner Stimme war so voller Spott, daß es Miles nicht entgehen konnte, und seinen Stolz wie seinen Eigennutz aufstachelte.

„O nein, Herr Thomson, entschlossen gerade nicht“, beeilte er sich zu entgegnen. „Da Sie wünschen, daß ich Harry noch für das eine Jahr zu Herrn Simpson schicke, so will ich Ihrem Rathe nicht zuwider handeln. Ich weiß selbst, daß der Junge zu weit voran ist, um jetzt in Lanigan's Schule zu gehen. Ich bin nun ein Mal zwischen zwei Feuer gerathen, und es gilt gleich, an welchem ich mich verbrenne.“ Die letztern Worte brummte Miles in den Bart; für Thomson's Ohren waren sie auch wohl nicht berechnet.

„Wie? Was sagen Sie da?“ fragte Herr Thomson in seinem harten Yankee-Accent.

„O, entschuldigen Sie, es ist ein Sprichwort aus unserer alten Heimath. Sie nehmen's hoffentlich nicht übel, Herr Thomson?“

„Keineswegs“, antwortete Thomson mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit. „Es steht also fest, daß Harry in der Stadtschule bleibt?“

„Wir werden uns die Sache überlegen“, warf Frau Blake dazwischen.

„Es ist schon überlegt, Mary“, entgegnete ihr Gatte heftig. „Sorge du für deine Angelegenheiten, liebes Weibchen. Wir wollen es mit Harry noch ein Jahr bei Herrn Simpson versuchen, und Sie, Herr Thomson, haben wohl die Güte, ein gutes Wort bei dem Lehrer einzulegen, daß er meinem Harry so schnell vorwärts hilft, als es irgend geht.“

„Gewiß, Miles, ich werde selbst mit Herrn Simpson sprechen, und das heute noch. Nun, guten Abend! Adieu,

Frau Blake! Seien Sie unbesorgt, Ihr Sohn ist in guten Händen."

Miles erinnerte sich auf einmal, daß er im Chatam-Square ein Geschäft zu besorgen habe und ging deshalb mit Herrn Thomson aus. Er ließ seine Frau nicht eben in der heitersten Stimmung zurück. Sie hatte vor Herrn Thomson große Achtung; nichtsdestoweniger war sie der Meinung, es wäre besser, wenn Harry unter katholischen Kindern lebe und eine katholische Schule besuche. Darin konnte sie Herrn Thomson durchaus nicht beistimmen, daß er und Miles besser zu beurtheilen verständen, was hier zu thun sei, als Vater Power.

Elisa und Harry hatten dem vorhergehenden Zwiegespräche mit der größten Theilnahme gehorcht. „Da siehst du", sagte Harry leise, „daß Herr Thomson der beste Freund ist, den ich in der Welt habe. Wäre es nach Vater Power's Willen gegangen, dann fühlte ich jetzt meinen Rücken nicht mehr. Welches Glück, daß er seinen Zweck nicht erreicht hat!"

„O pfui, Harry! sprich nicht so von Vater Power; er hat es sicher nicht übel gemeint."

„Ja, doch! er hat es übel gemeint; ich weiß das und werde es ihm nicht vergessen. Ha, das wäre eine Freude für ihn gewesen, hätte er mich dem alten Lanigan in die Klauen bringen können! Lieber wollt' ich an's Ende der Welt laufen, als in eine solche gemeine Schule gehen. Aber es ist doch gut, daß Herr Thomson dem Vater einen so vernünftigen Rath gab. Sonst hätte es mir am Ende nichts genutzt, mich zu

wehren; er hätte doch gethan, was er wollte! Ich habe keine Lust, jetzt wieder ein kleines Kind zu werden, um den Katechismus aufzusagen und all' dieses Zeug; dafür bin ich längst zu groß!"

Elisa verwies ihm nochmals sanft diese Ausdrücke, aber Harry lachte nur. „Halte deinen guten Rath für dich, bis du darum gefragt wirst, naseweises Dämchen! Der Vater und Herr Thomson sind jetzt fort. — Nun, Elisa", fuhr er lebhafter fort, „wo ist das Buch, das du mir zeigen wolltest?"

„Welches Buch?"

„Je nun, das Buch, welches Fräulein Davison dir gegeben hat."

„Sprich nicht so laut, die Mutter könnte es hören", sagte Elisa, und nahm aus einer Schublade ihres Schreibtischchens ein schön gebundenes Buch, auf dessen Rücken der vielversprechende Titel stand: „Belehrende Erzählungen für die Jugend".

„Das ist also die neue Belohnung?" sagte Harry lachend, „es ist wirklich ein schönes Buch. Aber, wie stellst du dich an, es vor den Alten verborgen zu halten?"

„Welche Alte meinst du?" fragte Elisa ganz unbefangen.

„Ei, unsere Alten da unten." Hierbei wies er mit dem Finger die Treppe hinab.

Elisa wurde sehr böse, wenigstens schien es so. Sie riß ihrem Bruder heftig das Buch aus der Hand, legte es an seinen Platz und verschloß die Schublade. „Ich sage dir, Harry, ich schäme mich für dich.

Ich hätte große Lust, der Mutter zu sagen, in welchem Tone du von ihr und Vater Power sprichst."

„Nur voran, Lizzy — ich bin dabei, fang' du nur an!" lachte der unverbesserliche Junge. „Weißt du auch, was ich thun werde, wenn du der Mutter das erzählst? Hab' ich nicht auch Etwas von dir zu erzählen? He! Schwesterchen? Nun zeig' ein Mal, wie kühn du bist! Nicht wahr, jetzt hab' ich dich gefangen?"

„Durchaus nicht", entgegnete Elisa ärgerlicher als zuvor. „Einen Preis annehmen, wenn man einen bekommt, ist so schlimm nicht, als Geld stehlen und in das Theater gehen, oder von Vater und Mutter und gar vom Herrn Pastor unziemlich reden. — Willst du plaudern, so thu's nur!"

Da Harry sah, daß die Sache eine andere Wendung nahm, als er beabsichtigt hatte, suchte er seine Schwester zu besänftigen. Er gelobte sich zu bessern und sagte, Elisa's Stimme nachäffend und ihre eigenen Worte wiederholend: „In meinem Leben will ich nicht mehr von Vater und Mutter, oder gar von Vater Power unziemlich reden."

Hierdurch noch mehr aufgebracht, war Elisa im Begriffe, den Hader von Neuem anzufangen, als ihre Mutter rief:

„Kommt herunter, Kinder! Was macht Ihr eigentlich da oben? Ihr sprecht ja so laut!"

„Elisa überhört mich: ich habe auswendig zu lernen, Mutter", rief Harry, indem er seiner Schwester mit der Faust drohte, daß sie still schweige.

„Um des Himmels willen“, sagte die Mutter, „ist es denn nöthig, daß du so laut dabei sprichst? Du bist ja in keiner Mühle. Komm, Elisa, hilf mir dieses Betttuch säumen; ich muß nach dem Nachtessen sehen.“

In den Abendstunden kam Tim Flanagan, um die Familie Blake abzuholen, mit dem Bemerken, er habe auch Dan Sheridan mit seiner Frau und Frau Reilly eingeladen.

„Ich denke, wir lassen Harry und Elisa zu Hause“, meinte Miles; „sie haben noch ihre Aufgaben zu lernen.“

„O nein“, entgegnete Frau Blake, „sie haben auswendig gelernt, während du mit Herrn Thomson weg warst. Und so eifrig waren sie darüber her, daß ich drei oder vier Mal rufen mußte, ehe sie mich hörten.“

Harry gab Elisa einen Wink; diese erröthete. Doch weder Vater noch Mutter bemerkten die Blicke, die sie wechselten. Onkel Tim brachte die Sache zum Abschlusse, indem er die Kinder ihre Hüte nehmen hieß. Miles konnte nicht mitgehen, ehe der Laden geschlossen war; er versprach nachzukommen.

Unterwegs erzählte Frau Blake ihrem Bruder von dem Besuche des Pfarrers, und wie trotzdem Herr Thomson ihren Mann bewogen hätte, Harry noch ein Jahr zu Herrn Simpson gehen zu lassen.

„Nun“, sagte Tim, „dann ist keine Hoffnung mehr für ihn. Du kannst dich darauf gefaßt halten, Mary, daß die Sache den Ausgang nimmt, wie er nicht anders möglich ist — ich sage es dir offen, es ist der Weg zum Verderben. Aber du, arme Frau, was kannst du

thun? Und was können wir Alle mehr thun, als wir bisher gethan haben?"

Die Familie Sheridan und Frau Reilly waren herzlich erfreut, Frau Blake zu sehen. — Sie wären ja alle Vettern und Basen unter einander, meinten sie, und Mary Blake wäre wirklich ein gutes Geschöpf, immer zuvorkommend und freundlich gegen die Ihrigen. Sie wünschten nur, daß sie von Miles dasselbe sagen könnten. „Miles strebt hoch hinaus; von ihm kann man also nicht erwarten, daß er sich viel um unseres Gleichen kümmert", äußerte Dan Sheridan vertraulich, während Frau Blake die Treppe hinaufgegangen war, um Hut und Shawl abzulegen. Diese spöttischen Worte wurden von Frau Reilly, einer großen hagern Matrone in einer Wittwenhaube und schwarzem Merino-Kleide, buchstäblich genommen. Frau Reilly war im Ganzen eine gute Person: eine aufrichtige Freundin und aufopferungsfähige Mutter, überhaupt eine fromme Christin; sie hatte nur die unglückliche Neigung, die Achtbarkeit ihrer eigenen Verwandtschaft zu überschätzen, und stets irgend ein ausgezeichnetes Mitglied ihrer Familie, sei es längst verstorben oder noch am Leben, in der Unterhaltung eine Rolle spielen zu lassen. Familienstolz war Frau Reilly's Schwäche, und Dan Sheridan hätte Frau Reilly auch zu gut kennen sollen, um diese zarte Saite ihres Gemüthes zu berühren. Dan war aber gerade kein scharfer Kopf und bedachte selten, welchen Eindruck seine Worte machen könnten.

„Unseres Gleichen? Das wäre!" begann Frau Reilly,

sich in die Brust werfend. „Ei, ei, Dan, ich denke doch, unseres Gleichen sind immer so viel werth, wie seines Gleichen. Als meine Base, Mary Flanagan, ihn geheirathet hat, haben die Leute alle große Augen gemacht und unter sich gesagt, die Tochter meines Onkels Ned habe sich sehr herabgelassen, ihn zum Manne zu nehmen. Mein Onkel, der hochwürdige Herr O'Flynn, sagte damals, er ginge nicht auf die Hochzeit, wenn er's nicht der Schande wegen müßte. Unseres Gleichen, wahrlich! Hast du's gehört, Tim?"

„Nein, Sally. Was war's denn? Etwas über die Familie?" fragte Tim, schelmisch mit den Augen zwinkernd. „Dieser Dan Sheridan hat, ich fürchte sehr, gar nicht den gehörigen Begriff von der Achtbarkeit der Familie, in welche er geheirathet hat. Du solltest ihm einmal über diesen Gegenstand den Text lesen, liebe Sally; unter allen Flanagan's ist Keiner, der das so gut versteht, wie du."

Frau Reilly's langes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, denn ihr würdiger Ernst konnte dem gutmüthigen Spotte Tim's nie widerstehen. „Schäm' dich, Tim; du bist auch immer mit einem Spaß bei der Hand. Es ist doch nicht zum Lachen, daß so geringschätzend von einer biedern alten Familie gesprochen wird? Aber jetzt still davon! da kommt Mary. Sie ist zu Zeiten etwas empfindlich, obgleich sie von unserer Familie ist."

„Warum hast du die Kinder nicht mitgebracht, Jenny?" fragte die Eintretende, sich zu Frau Sheridan wendend.

„O, der Peter war nicht von seinen Büchern wegzubringen, und so ließen wir auch Mike zu Hause, um ihm Gesellschaft zu leisten. Dem kam's aber hart an! Der Mike ist ein verspielter Junge, gar nichts anders; er ist so voller Streiche wie ein Affe. Habt ihr gehört, wie er neulich mit dem jungen Dillon umgesprungen ist?"

Alle antworteten verneinend, ausgenommen Edward Flanagan und seine Brüder, welche zu lachen anfingen. Von allen Seiten hörte man Aeußerungen, welche zeigten, daß man von Dillon keine besonders hohe Meinung hatte. „Er wird ihn hoffentlich rechtschaffen durchgeprügelt haben", sagte Tim lebhaft. „Das ist ein Teufelsjunge, dieser Hugh Dillon."

„Ja, wenn Mike ihn nicht prügelte", rief sein Vater, „dann hat ihn noch keiner geprügelt! Er hat ihn in den Koth getaucht, gehörig, wie es ihm gebührte. Das Schönste war, Hugh hatte eben neue Kleider am Leibe und ging so stolz einher wie ein Pfauhahn. Aber der Mike hat ihm die Federn geputzt, daß Gott erbarm'! Und der Bursche ist drei Jahre älter, wie der Meinige!"

„Aber, was hatten denn die Zwei mit einander?" fragte Tim begierig. „Was hat er dem Mike gethan?"

„Nicht das Geringste", versetzte Dan. „Meine Jungen, dieser Dillon und Ned hier, gingen aus der Schule ein Stück Weges zusammen; da kamen zwei der Schwestern von St. Peter an ihnen vorüber. Die Schwestern hatten große Eile, denn es war bald an der Zeit, wo ihre Schule beginnen sollte. ‚Seh' Einer die zimperlichen

Gesichter mit ihren wunderlichen Mützen', sagte Dillon. ,Eine saubere Gesellschaft, diese Nonnen! Ich wette, sie selbst halten sich für besser, als andere Leute sind; aber hängen laß ich mich, ich thu' es nicht.' Mike hatte genug gehört; er hob die Faust und im Nu lag Dillon in der Straßenrinne und jammerte um seine neuen Kleider. Einige Vorübergehende fingen an, über Mike zu schimpfen und nach den Constablern zu rufen. Mike hatte jedoch nicht Lust, dieselben abzuwarten und lief, ohne sich nur einmal umzusehen, in's Schulgebäude. Peter war beinahe todt vor Angst, und dem Ned wird es nicht viel besser zu Muthe gewesen sein; sie wurden aber einig, um keinen Preis Etwas von dem Vorfalle verlauten zu lassen, bis sie sehen würden, ob der alte Dillon Lärm darüber mache oder nicht."

„Nun, hat er's gethan?"

„Meiner Treu, er hat es gethan", sagte Dan ruhig. „Er kam an demselben Abend in gewaltiger Aufregung zu mir und drohte Mike, was nur zu drohen war. Ich lachte dazu, wie ihr euch leicht denken könnt. ,Mein lieber Mann', sagte ich ihm, ,ich will Euch Eines zu bedenken geben: Ihr solltet Euern Sohn von Zeit zu Zeit selbst strafen oder in eine Schule schicken, wo er gestraft würde, wie er's verdient, dann käme mein kleiner zwölfjähriger Junge nicht in Versuchung, es zu thun. Macht, daß Ihr nach Hause kommt, John Dillon, hört Ihr, und lehrt Euern Sohn Achtung gegen Leute, denen Achtung gebührt. Wenn Ihr so vernünftig wäret, als Ihr alt seid, so würdet Ihr kein Wort mehr über

die Sache verlieren. Nun habt Ihr meinen Rath gehört. Wenn er Euch nicht gefällt, dann thut, was Ihr wollt.' Aber gelacht habe ich, Tim! Ging er doch zum Hause hinaus, ohne nur ein Wort mehr zu sagen! Sein hoffnungsvoller Sprößling sieht seit der Zeit den armen Mike an, als ob er ihn mit Blicken durchbohren wollte; — er bleibt ihm aber vom Leibe, das versichere ich euch."

„Ich gestehe", sagte Tim, „es macht mir Freude zu hören, daß dein Mike so viel Courage hat. Der wird ein Mal ein prächtiger Junge! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, he, Dan?" Dan lächelte beifällig, und in seinen Mienen war zu lesen: „Wenn ein Mann aus ihm wird, wie sein Vater einer ist, bin ich gern zufrieden."

„Du mußt diese Geschichte noch einmal erzählen, wenn Miles da ist", sagte Tim. „Es wäre mir lieb, wenn er gerade das hörte."

„Von Herzen gern", erwiederte Dan. „Das wird nach seinem Geschmacke sein, nicht wahr Harry?"

Harry war mit einem neuen Schulbuche Edward's entweder wirklich sehr beschäftigt oder wollte es wenigstens scheinen. „Meinen Sie mich, Herr Sheridan?" fragte er, den Kopf aufrichtend.

„Ja, dich, Freund Blake", antwortete Dan mit schelmischem Lächeln. „Was ich gesagt habe, hat aber nicht viel auf sich. Weißt du, Jedermann ist unter Umständen etwas harthörig? He?"

Harry wurde weidlich ausgelacht. Indem trat Miles ein.

„Da kann man sehen, was es heißt, bis über die Ohren in Geschäften stecken!“ rief Dan. „Unser eins kann gehen, wohin er Lust hat und wann er Lust hat, aber der arme Miles darf sich keinen Zoll breit von der Stelle rühren, ehe der Laden geschlossen und der Schlüssel in seiner Tasche ist.“

„Da sagst du nur die Wahrheit, Dan“, bemerkte Miles. „Ich bin wirklich mit Geschäften überladen. Doch das ist noch nicht Alles! Da hat die Gemeinde mir noch eine neue Last auf den Hals geladen.“

Alle staunten und horchten auf. „Wie so? Was denn, Miles?“ fragte Tim ängstlich, denn ungeachtet der Zwiste über die Schulfrage, hatte er doch ein sehr theilnehmendes Herz für seinen Schwager. „Sprich, was ist's?“

„Nun, weiter Nichts, als daß sie mich zum Kirchenrechner von St. Peter gemacht haben. Als ob ich sonst nicht genug zu thun hätte!“

Sowohl Dan als Tim merkten die innere Selbstbefriedigung ihres Schwagers, trotz dem Anstriche von Mißvergnügen, den er sich zu geben wußte. Dan fühlte sich gedrungen, seine Freude über die Ehre, welche seinem Freunde widerfahren war, an den Tag zu legen; aber Tim sagte ohne Umstände: „Zu dem Amte gratulire ich dir nicht, Miles; denn, die Wahrheit zu gestehen, ich habe vor den Kirchenräthen nicht viel Respect. Es ist gewöhnlich wenig hinter ihnen. Unter fünfzig Kirchenvorstehern findet man kaum Einen, welcher einen Funken Religion hat. Für meinen Theil könnte mir Einer

noch so viel Geld bieten, ich nähme keine Kirchenrechnerstelle an."

„Sauere Trauben, Tim, he?" sagte Miles mit erzwungenem Lächeln; „wenn man dir sie anböte, würdest du sie annehmen, so gut wie ein Anderer. Es muß doch Einer Kirchenrechner sein, wie sollten die Kirchen sonst zurecht kommen, möcht' ich wissen?"

„Wie kamen sie denn in Irland zurecht, he, — wo man von einem Ding, wie ein Kirchenrechner, nie Etwas gehört hat? Du weißt wohl, Miles, daß ich nicht gern streite. Mir ist nur so viel bekannt, daß die meisten Kirchenvorsteher mit ihren Geistlichen in Hader gerathen. Es muß also Etwas nicht in Ordnung dabei sein, wenn ich dir auch nicht sagen kann, was. Meine unumstößliche Meinung ist, daß Keiner, der gegen seinen Seelsorger rebellirt, jemals in dieser oder in der andern Welt glücklich werden kann. Kommt er auch hier zu Etwas, bald wird es wieder zusammenschmilzen, wie der Schnee im Frühling. Es ist ein alt' Wort und ein wahr' Wort: ‚Was der Teufel dir heute schenkt, das nimmt er morgen wieder.'

Alle lachten, ausgenommen Miles und seine Frau, welche letztere auf die ihrem Manne zugefallene neue Würde nicht wenig stolz war. Miles wollte eben eine bissige Antwort geben, als Frau Reilly sich beeilte, ihr Wörtchen anzubringen.

„O pfui, Tim Flanagan, wie kannst du nur so wegwerfend von der Ehre reden, welche Miles zu Theil geworden ist? Ich fühle mich geschmeichelt, Miles, und

es freut mich, zu hören, daß man dich zum Kirchenrechner ernannt hat. Tim sollte der Letzte sein, welcher mit Mißachtung von solchen Aemtern redet, denn sein Onkel — er war zugleich mein Onkel, Miles — ist auch Kirchenrath gewesen. Ja, Miles, mein Onkel Paddy — Gott hab' ihn selig! — war Kirchenrath und Bruderschaftsvorsteher, gewiß an zwanzig Jahre. Und du weißt so gut wie ich, Tim, daß er und der alte Pastor O'Regan so vertraut zusammen waren, wie man nur sein kann — gerade wie Brüder waren sie."

Dieser Beweisführung war Nichts mehr entgegenzusetzen, und Tim bekannte sich gern als überwunden. So ließ man die Sache fallen, um zu etwas Besserm überzugehen. Nelly brachte nämlich eben unter der Beihülfe Elisa's einige Herzstärkung auf den Tisch. „Hast du schon gehört, Miles, wie Mike Sheridan den jungen Dillon bedient hat, den Schlingel?"

„Nein, davon hab' ich noch Nichts gehört. Aber, Tim, das merk' dir, wenn es Etwas über die Schulen ist, dann behalt' es für dich. Du weißt von alten Zeiten her, daß es bei mir nichts nutzt, auf den Busch zu klopfen."

„Geh' zum — Kuckuck!" rief Tim in scherzendem Tone; es war ihm aber bitterer Ernst. „Glaubst du denn, ich hätte nichts Anderes zu thun, als mich um deine Schulangelegenheiten zu bekümmern? Ich geb' dir mein Wort d'rauf, von mir wirst du nicht viel mehr darüber hören. Iß du selbst die Suppe, die du dir eingebrockt hast; ich esse die meinige. Wir wol-

len sehen, wem's am Besten bekommt. Erzähl' ihm die Geschichte, Dan. Er ist's zwar, meiner Treu, nicht werth; doch laß immerhin hören!"

Dan wiederholte also seine Erzählung und Miles gab sich den Anschein, als sei er über den jungen Dillon höchst aufgebracht. „Er war immer ein unbändiger, nichtsnutziger Bursche", sagte er.

„Du wirst entschuldigen!" fiel Tim ihm in die Rede, „als ich ihn vor beiläufig acht Jahren kennen lernte, war er ein so lieber und wohlerzogener Knabe, als man einen sehen konnte. Herr Simpson — dieser glatte Schelm — hat ihn zu dem gemacht, was er nun ist; ihn wie die Uebrigen, worunter sein kluger Vater ihn geworfen hat — Gott verzeih' ihm seine Sünde! — — Aber halt, ich hab' ja versprochen, nichts über die Schulen zu sagen, und mit Gottes Hülfe will ich's auch halten — für jetzt wenigstens. Zum Disputiren ist überhaupt nicht die Zeit. Kommt, rückt an den Tisch und versucht Nelly's Küche. Jedes Ding zu seiner Zeit und an seinem Orte!"

Siebentes Capitel.

Die Schule der barmherzigen Schwestern. — Flanagan's Haushaltung.

Da wir im Vorbeigehen einen Blick in die unter der Leitung des sehr frommen Fräuleins Davison stehende Mädchenschule geworfen haben, würde es weder billig noch höflich sein, wenn wir an der Schule der

barmherzigen Schwestern ganz vorbeigingen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese vortrefflichen Frauen ohne Ausnahme, eine wie die andere, sich durch ächt weibliche Milde und christliche Demuth auszeichnen; der Geist des Ordens läßt, indem er alle ihre Handlungen bestimmt und regelt, für persönliche Eigenthümlichkeiten wenig Raum. Alle haben ein gemeinsames Vorbild, sowohl für ihr eigenes Verhalten, wie für ihren Umgang mit Andern, und daher ist in Jeder, in höherem oder geringerem Grade, die himmlische Anmuth und Demuth der jungfräulichen Mutter ausgeprägt. Nur von zweien der Schwestern, die zu der Zeit, aus welcher ich erzähle, an der Mädchenschule zu St. Peter lehrten, will ich ein ausführlicheres Bild geben. Die eine war etwa fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt; die andere, ein junges, liebliches Wesen, stand im zweiten Jahre ihres Klosterlebens. Schwester Magdalena, die ältere, hätte für die Mutter der sanften Schwester Maria Teresa gelten können, und die letztere behandelte sie auch immer mit der bescheidenen Ehrerbietung einer Tochter. Abgesehen von der Verschiedenheit des Alters, hatte Schwester Magdalena wirklich viele andere Ansprüche auf die Hochachtung ihrer Genossinnen. Sie war eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben und hatte einen so scharfen, gesunden Verstand, daß sie befähigt gewesen wäre, sich mit den schwierigsten Gegenständen zu befassen, hätte sie sich dazu hingezogen gefühlt. Zu ihren natürlichen Talenten kamen, da ihre Familie eine der angesehensten ihres Geburtslandes

war, alle Vorzüge der Erziehung. Wäre sie eine Protestantin gewesen, sie würde ohne Zweifel als „geistreiche Frau" eine Rolle gespielt haben. Sie hätte dann vielleicht den Vorsitz bei öffentlichen Versammlungen geführt und ganze Bände über metaphysische und philosophische Fragen geschrieben. Aber da Schwester Magdalena katholisch und in Irland geboren war, erhielt sie ihre Erziehung bei den „Schwestern von Loretto" und nahm früh die altmodischen katholischen Ideen von weiblicher Bescheidenheit und christlicher Demuth in sich auf. Sie wurde gelehrt, menschliche Wissenschaft als eine bloße Zugabe zu der großen Lehre des Heils zu betrachten, als eine Zugabe, die sehr gut und nützlich an ihrer Stelle, aber nie werth sei, zur Hauptsache und zur Grundlage der Erziehung gemacht zu werden. Anstatt also im Alter der Reife ein strahlendes, Aufsehen erregendes Licht um sich her zu verbreiten, erachtete Schwester Magdalena es für rathsam, den unweltmäßigen Schritt zu thun: mit allen ihren natürlichen und erworbenen Reizen, mit allen den seltenen Gaben ihres Geistes aus der Gesellschaft zurückzutreten und unter den barmherzigen Schwestern ein Leben der Abgeschiedenheit und Entsagung zu führen. Dort verbarg sie am Herzen Gottes ihre Gaben und ihre Tugenden und weihte sie Ihm zum Dienste seiner Geschöpfe. In der klösterlichen Gemeinschaft war Schwester Magdalena nur dadurch ausgezeichnet, daß ihr Selbstvertrauen geringer als das ihrer Schwestern, ihre Demuth aber noch größer war; ein Bild von ihr als Lehrerin gibt folgender Vers:

„In ihrer Rede war des Geistes Strahl
Zu sanftem Licht gedämpft durch Christenmilde;"

und am Krankenlager der Armen und Verlassenen waltete sie mit der Liebe eines Engels. Solcher Art war die „dreifache Krone", welche diese ausgezeichnet begabte Frau sich erwählt hatte. Ihre junge Gehülfin an der Schule war von großer körperlicher Schönheit und im Denken und Fühlen rein, wie die himmlischen Geister. Waren auch ihre geistigen Fähigkeiten nicht sehr bedeutend, so machte doch dieser Mangel der Schwester Maria Teresa nur wenig Kummer, so lange sie genug wußte, um die Kleinen zu unterrichten. „Die gute Schwester Magdalena weiß genug für uns Alle und sie besorgt ja das Schwerere selbst." Diese Gedanken erfuhr man aber vielmehr aus dem Benehmen der jungen Nonne, als aus ihrem Munde; die barmherzigen Schwestern sprechen nur Wenig von sich selbst und dies Wenige so selten als möglich.

Die zwei kleinen Mädchen der Familie Flanagan standen noch unter der Obhut der Schwester Maria Teresa, und obgleich diese, wie natürlich, sich nicht gestattete Parteilichkeit zu zeigen, so konnte sie doch nicht umhin, für die beiden Kinder eine besondere Theilnahme zu fühlen, vorzüglich aber für die kleine Susy, welche die jüngste der ganzen Klasse war. Ellen Flanagan, oder wie sie gewöhnlich genannt wurde, Ellie, war zu Zeiten etwas widerspänstig und ging, wenn sie es nur immer durchsetzen konnte, ihren eigenen Weg. Susy aber war sanft wie ein Sommerlüftchen und so traulich

und bezaubernd, daß Schwester Maria Teresa sie lieber haben mußte, als alle Uebrigen. Das fanden aber auch die andern Kinder sehr erklärlich, denn die gute kleine Susy war der Liebling der ganzen Schule.

Eines Morgens, ungefähr acht Tage nach der Abendgesellschaft bei Tim Flanagan, gingen die zwei kleinen Mädchen sehr früh zur Schule. Sie hofften nämlich, vor allen Uebrigen da zu sein, um die Bilder in einem großen, schwarzen Buche, welches immer auf dem Tische der Schwester Magdalena lag, ein Mal sehen zu können. Dieses Buch oder vielmehr diese Bilder hatten ihre Gedanken erfüllt seit einem denkwürdigen Tage, zwei bis drei Wochen früher, an welchem Ellie vor dem Richterstuhle der Schwester Magdalena erscheinen mußte. Sie hatte sich dort zu verantworten wegen irgend eines schweren Vergehens — schwer in dieser Schule, wo Alles Unschuld und kindliche Einfalt athmete, obschon es in einer andern, mehr dem Weltgeiste huldigenden Schule kaum beachtet worden wäre. Als nun Ellie da stand und der milden Ermahnung der guten Schwester lauschte, schweifte ihr scharfes Auge über einige der erwähnten Bilder. Diese wichtige Entdeckung wurde Susy eiligst mitgetheilt, und seit der Zeit war „Schwester Magdalena's großes, schwarzes Buch, ganz voller Bilder" der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung, wenn sie allein waren. Ellie hätte „Alles in der Welt darum gegeben", diese Bilder sehen zu dürfen, und Susy hatte große Lust, Schwester Maria Teresa zu bitten, ihnen dieselben zu zeigen.

„Nein, thu' das nicht", sagte Ellie, „sag' ihr Nichts! Wir wollen an einem Morgen ganz, ganz früh kommen; dann können wir sie prächtig sehen, ehe Einer da ist."

Doch zum Unglück für Ellie's schönen Plan waren die Nonnen schon mit der Vorbereitung auf die Pflichten des Tages im Schulsaale beschäftigt. Auch zwei Schwestern, Namens Smith, hatten sich bereits eingefunden. Die jüngste stand ungefähr in gleichem Alter mit Ellie Flanagan.

„Siehst du, Ellie", sagte Susy, „nun kommen wir doch zu spät! Wie ärgerlich! Wir sind doch so früh von Hause gegangen."

„Nun, was ist's mit meiner kleinen Susy diesen Morgen?" erklang die freundliche Stimme der Schwester Maria Teresa. „Sie sieht d'rein, als wäre ihr ein Unglück zugestoßen?"

„Sag' nur Nichts", flüsterte Ellie.

„Ich thu' es aber doch, Ellie. Schwester Maria Teresa erlaubt uns, die Bilder zu sehen." Susy antwortete demnach auf die Frage der Lehrerin: „Das große, schwarze Buch da, auf Schwester Magdalena's Tisch . . . ."

„Ei, deshalb? Was ist denn mit dem großen, schwarzen Buche, Kind? Fürchtest du dich davor, oder was sonst?"

„O nein, Schwester", rief Susy, durch das freundliche Lächeln der Nonne ermuthigt. „Ellie sagt, es sei ganz voll Bilder, und die möchten wir so gern sehen. Da sind wir diesen Morgen recht früh gekommen, und

da sind Sie und Schwester Magdalena und die Andern noch vor uns da. Wir wollten auch sehr brav sein, Ellen und ich, wenn wir die Bilder ein Mal sehen dürften."

„Nun, Susy, wenn ich euch die Bilder zeigte, willst du mir versprechen, beim Gebete nicht mehr im Zimmer umher zu sehen, und auch du Ellie?"

Es bedarf nicht der Versicherung, daß dieses Versprechen mit der größten Freude gegeben wurde. Die freundliche Nonne zeigte nun den Beiden und Mary Smith zu ihrem unendlichen Vergnügen jedes einzelne Bild in dem geheimnißvollen Buche. Es war ein Band von Butler's „Leben der Heiligen" in einer alten, mit zahlreichen Stichen geschmückten Dubliner Ausgabe. Schwester Maria Teresa erzählte ihnen einige auf die Bilder bezügliche Geschichten, und kaum bemerkten das die ältern Kinder, als auch sie sich herbeimachten.

Susy war von dem Knaben Johannes in der Wüste mit seinem Lämmchen ganz entzückt, und die Schwester mußte ihr wiederholt erzählen, wie er sich in frühester Kindheit in die Wildniß zurückgezogen habe, um in Einsamkeit und Entbehrung Gott zu dienen. Zahllose Fragen wurden gestellt, und die geduldige Lehrerin beantwortete sie alle, bis endlich die Glocke zum Gebete ertönte. Die meisten Mädchen waren bereits eingetreten und lauschten den Erzählungen, — in einem Augenblicke aber lagen alle auf den Knieen, die Augen zu dem großen Crucifix gewendet, welches über Schwester Magdalena's Tische an der Wand hing. Die Morgen-Andacht wurde von Schwester Maria Teresa laut vorge-

betet; sie bestand in dem Gebete des Herrn, dem englischen Gruße, dem Glaubensbekenntnisse und dem Angelus; den Schluß bildete eine kurze Aufopferung der Werke des Tages und eine Fürbitte für die im Glauben Verstorbenen. Das Ganze nahm ungefähr fünf Minuten in Anspruch. Dann folgte der Katechismus-Unterricht, welchen jede der beiden Nonnen in ihrer Klasse abhielt. Wir wollen bei Schwester Maria Teresa und ihrer aus etwa zwanzig Kindern bestehenden Klasse bleiben.

„Nun, Kinder", begann die fromme Schwester, als sie sah, daß alle auf ihren Plätzen waren, „wo stehen wir für heute?"

„Hier Schwester", sagte die erste Schülerin, Sally Doyle, indem sie herantrat und auf die betreffende Stelle in dem Buche, welches die Nonne in der Hand hielt, mit dem Finger zeigte.

„Ganz wohl. Sage mir das siebente Gebot, Sally!"

„Du sollst nicht stehlen."

„Gut! Was ist durch dieses Gebot untersagt? Du Alice", wandte sie sich zu dem folgenden Mädchen.

„Durch dasselbe wird verboten, irgend Etwas, das unserm Nächsten gehört, geschehe es öffentlich oder geheim, ohne dessen Wissen und Willen uns zuzueignen, anzunehmen, zu behalten oder zu begehren."

„Ganz richtig, Alice! Nun sage mir, Mary Smith, wenn du einer deiner Mitschülerinen einen Sixpence *) wegnähmest, überträtest du dann das siebente Gebot?"

*) Ein halber Shilling.

„Ja, Schwester, ich überträte es; aber ich möchte auch Niemanden einen Sixpence wegnehmen — außer meinem Vater oder meiner Mutter; — wäre das auch Unrecht, Schwester?“

„Ja, mein Kind, es wäre großes Unrecht, fast so schlimm, als wenn du es mir oder Jemanden anders nehmen würdest. Ihr wißt, liebe Kinder, das Gebot sagt ausdrücklich: ‚Du sollst nicht stehlen‘; es sagt nicht: ‚Du sollst nicht stehlen, ausgenommen deinem Vater und deiner Mutter‘, sondern einfach: ‚Du sollst nicht stehlen‘. Ihr seht, da ist von einer Ausnahme nicht die Rede. Wenn ihr Jemanden, wer es auch sei, Etwas ohne sein Wissen und seine Erlaubniß nehmt, so verletzt ihr das siebente Gebot.“

„Aha“, sagte Ellie Flanagan. „Dann hat mein Vetter Harry das Gebot übertreten; der hat seinem Vater Geld aus der Schublade genommen, um in's Theater zu gehen. Nicht wahr, Schwester?“

„Still, still, liebe Ellie!“ rief die Nonne schnell; „da hast du ein anderes Gebot übertreten.“

„Ich, Schwester?“ fragte Ellie mit feuerrothem Gesichte, während die andern Mädchen mit gespannten Mienen und fragenden Blicken der Erklärung harrten. Keine derselben begriff, wie Ellie durch so einfache Worte eine Sünde hätte begehen können.

„Kann Eine von euch mir das achte Gebot sagen?“ fragte die Nonne sanft.

Ellie selbst antwortete. „Ja, ich weiß es: ‚Du sollst kein falsches Zeugniß geben wider deinen Nächsten‘.“

„Richtig! Kannst du mir nun sagen, Ellie, was in dem achten Gebote untersagt ist?“

Ellie konnte nicht weiter kommen; Mary Smith antwortete an ihrer Stelle: „Jedes falsche Zeugniß, vorschnelles Urtheilen und Lügen.“

„So weit ganz recht, Mary. Nun sage mir, was noch mehr durch das achte Gebot untersagt ist.“

„Verdächtigung, Verleumdung.“

„Und Ehrabschneidung“, setzte Alice Brady hinzu, als sie sah, daß Mary einhielt; „jedes Wort und jede Aussage, durch welche die Ehre und der gute Name unseres Nebenmenschen verletzt wird.“

„Richtig, Alice, ganz richtig. — Siehst du nun ein, Ellie, wie du das achte Gebot übertreten hast, indem du vorhin über deinen Vetter so sprachest? Seht Kinder, es wird durch dieses Gebot nicht nur die Unwahrheit verboten, sondern auch untersagt, die Wahrheit zu reden, wenn dies dem guten Namen des Nebenmenschen schadet. Habt ihr mich alle verstanden?“

„O ja, Schwester“, riefen mehrere der Mädchen. Ellie ließ den Kopf hängen und man sah an ihrer Miene, daß es ihr schwer fiel, die Thränen zurückzuhalten.

„Liebe Ellie“, redete die liebreiche Lehrerin sie an, „du mußt dich um das, was ich dir gesagt habe, nicht betrüben. Ich glaube kaum, daß du dieses Mal gefehlt hast, da du nur aus Unwissenheit so sprachest. Du wußtest noch nicht, daß es Sünde sei, den Fehler eines Andern zu offenbaren.“

„Nein, Schwester, gewiß, ich habe es nicht gewußt", sagte Ellie mit heiterm Auge aufblickend.

„Schön, mein liebes Kind, dann kann ich dir die Beruhigung geben, daß du keine Sünde begangen hast. Aber merke dir: diese Entschuldigung gilt in Zukunft nicht mehr. Ihr wißt jetzt Alle, wodurch das achte Gebot übertreten wird, und werdet hoffentlich darauf bedacht sein, dieser heiligen Vorschrift in der Folge nachzukommen."

Alle Kinder versprachen dies und damit endigte der katechetische Unterricht für den Morgen. Eine Viertelstunde ungefähr war darüber hingegangen; wer aber möchte berechnen, wie viel Gutes in dieser kurzen Zeit gewirkt wurde? Wer könnte sagen, welche kostbare Früchte diese Viertelstunde für die Zukunft, nicht auf Tage, nein auf Jahre hinaus, getragen hat, — wie viele Diebstähle, wie viele Veruntreuungen, wie viele Verleumdungen und Ehrabschneidungen durch sie verhütet wurden; wie manche schmerzhafte Wunde sie den Herzen der Eltern und Freunde, ja, dem ewig liebenden Herzen Gottes ersparte? Ach, muß es nicht schmerzliches Bedauern erregen, wenn man katholische Eltern klagen hört, daß in den katholischen Schulen mit dem Religions-Unterrichte so viele Zeit für Lehrer und Schüler verloren werde? — So viele Zeit! — Was ist die Zeit, als die Leiter, auf welcher wir zu Gott emporsteigen sollen? Benutzen wir sie hierzu nicht, so wird sie uns mit verdoppelter Schnelligkeit nach der andern Richtung hinabführen zu dem Abgrunde nie endenden Wehes!

Lehren wir unsere Kinder nicht ihre Pflichten kennen gegen Gott, gegen die Menschen und gegen ihre eigene Seele, so ist alles Andere, was sie lernen, werthloser Kram, ohne irgend wirklichen Nutzen sowohl für diese Welt wie für die andere!

Einige Tage nach dieser segensreichen Unterrichtsstunde machte Tim Flanagan gelegentlich eine Bemerkung über Miles' verkehrtes Verfahren hinsichtlich seiner Kinder. Es war kurz nach dem Nachtessen, und die Familie saß zusammen in dem Wohnzimmer, besser Küche genannt. Die Kinder waren mit ihren Aufgaben für den folgenden Tag beschäftigt. Frau Flanagan strickte Strümpfe, während Tim aus Gobinet's ausgezeichneten „Unterweisungen für die Jugend" vorlas. Plötzlich legte Tim mit einem tiefen Seufzer das Buch aus der Hand.

„Was ist, Tim?" fragte seine Frau mit liebreicher Besorgniß.

„Nichts, Nelly. Ich dachte nur eben an Mary's arme Kinder. In der Schule hören sie Nichts von christlichem Unterrichte, und wenn auch ihre Mutter Alles aufbietet, um sie wenigstens zu Hause an's Lesen guter Bücher zu bringen, so sind sie doch bereits so weit, daß sie dieselben nicht mehr lesen wollen, sie mag machen, was sie will. Romane, scheint es, sind ihr Geschmack. Und doch bringt Mary es die ganze Zeit nicht über sich, mit ihrem Manne davon zu sprechen."

„Möge Gott sie schützen!" seufzte Frau Flanagan.

„Ich könnte weinen über sie aus meines Herzens Grund, das könnt' ich."

„Vater", sagte Edward, „die Jungen sagen, Harry mache sich sogar über die Geistlichen und Nonnen lustig, gerade als wenn er gar nicht katholisch wäre. Mathew Grace hat gesagt, er hätte es mit eigenen Ohren gehört."

„Nimm dich in Acht, Ned", rief Ellie hastig, „nimm dich in Acht, und denke an das achte Gebot!"

„Was meint das Kind?" fragte Tim, seine Tochter mit großen Augen ansehend.

„Ei, Vater, Edward sagt vom Vetter Harry etwas Böses und Schwester Maria Teresa hat uns neulich beim Religions-Unterrichte gelehrt, daß man dadurch das achte Gebot übertritt."

Vater und Mutter sahen einander an, ihr Herz war voller Freude und Dank. — Einen Augenblick schwiegen Beide; dann streckte Tim seine Hand aus. „Komm her, Ellie. Gott segne dich, mein Kind! du hast ein besseres Gedächtniß als wir alle. Es freut mich, dich so reden zu hören, meine Tochter, und ich hoffe, du wirst das nie vergessen, was du bei diesen heiligen Frauen lernst. Dafür muß ich dir auch eine schöne neue Puppe kaufen."

„Mir auch, Vater!" rief die kleine Susy. „Nicht wahr, du kaufst mir auch eine?"

„Da hab' ich etwas Schönes gemacht", sagte lächelnd der beglückte Vater. „Nun, ich will einmal sehen, Susy; ich will überlegen, was sich thun läßt. Gib dir Mühe, in deinem Gebetbuche lesen zu lernen, und wenn

dann in der Stadt New-York eine Puppe aufzufinden ist, sollst du sie haben. Jetzt geh' zu deiner Mutter, du kleines Schmeichelkätzchen; ich glaube, sie hat Etwas in der Tasche für dich. Du Ned, wenn du deine Aufgaben gelernt hast, nimmst das „Leben des heiligen Patricius', welches du zum Geschenke bekommen hast. Du mußt daraus vorlesen, und Tom und Johnny hören zu."

Bei derartigen Unterweisungen zu Hause und in der Schule war es nicht anders zu erwarten, als daß die jungen Flanagan's in der Furcht und Liebe Gottes aufwuchsen, ihren Eltern und Nebenmenschen zum Segen. Wochen und Monde zogen über sie dahin; körperlich nahmen sie zu an Wohlsein und Kraft, ihr Geist gewann an allem nützlichen und nothwendigen Wissen. Von den vier Kindern ging eines nach dem andern zur ersten heiligen Communion und empfing dann die Firmung von dem frommen Bischofe Dubois, dem damaligen Oberhirten von New-York. Der kleinen Susy machte es vielen Kummer, daß sie nicht gefirmt wurde, und daß sie, wenn ihre Schwestern zur Beichte und Communion gingen, nicht mitgehen konnte. Ihre Mutter suchte sie dann mit dem Versprechen zu trösten, daß auch sie in ein paar Jahren sich darauf vorbereiten dürfe.

„Ein paar Jahre, Mutter? Wie lange ist das? Ist das nicht eine sehr lange Zeit?"

„Nein, nein, liebe Susy, ein Jahr hat nur zwölf Monate, und zwei Jahre werden bald vorüber sein. Du mußt gar nicht daran denken, Susy, um so schneller

vergeht die Zeit. Du wirst bald an die Reihe kommen, sei ohne Sorge. Gib dir nur Mühe und lerne deinen Katechismus so schnell als möglich."

„Kann denn Niemand zur ersten heiligen Communion gehen oder gefirmt werden, bis er seinen Katechismus ganz, ganz gut kann?"

„Nein, Kind, eher nicht, denn sonst kann man nicht begreifen, was es ist. Man muß vorher den ganzen Katechismus verstehen, — ganz, ganz gut, wie du selbst sagst."

„Ja, Mutter, dann will ich mir Mühe geben, daß ich über ein paar Jahre auch daran komme."

„Vielleicht noch früher, versuch' es ein Mal", fügte die Mutter lächelnd bei. „Geh' jetzt und spiele mit deiner Puppe, dann bist du auch brav."

Edward hatte unterdessen in der Fabrik, in welcher sein Vater als Gerbermeister angestellt war, eine Stelle auf dem Comptoir erhalten. Er hatte sich eine gute kaufmännische Ausbildung erworben „und das ist Alles, was er braucht", sagte sein Vater. „Er weiß genug, um sich anständig durch die Welt zu bringen, und ich zweifle nicht, das wird ihm mit Gottes Hülfe gelingen. Er ist gewandt und fleißig, schreibt eine ausgezeichnete Hand und wäre fähig, für jedes Haus in der Stadt die Bücher zu führen. Wie Herr Lanigan mir sagt, versteht er Grammatik und Geographie so gut, wie irgend Einer sie verstehen kann, und was das Beste ist, er kennt seine Pflichten gegen Gott und die Welt. Ich bin um sein Fortkommen ganz ohne Sorge. Er hat

bessere Aussichten, als ich hatte", fügte Tim bei, „denn ich wußte Nichts von Buchführung noch von Grammatik oder Geographie, als ich unter fremde Leute ging, mein Glück zu versuchen, — und auch jetzt weiß ich noch Nichts davon. Aber was thut's? Es geht mir, Gott sei Dank! auch ohne das gut genug."

Daniel Sheridan, gegen welchen Tim sich in dieser Art ausdrückte, war in der letzten Zeit, bei der wachsenden Entfremdung zwischen ihm und Miles, sein Busenfreund geworden. Daniel hatte seinen Sohn einem Zimmermann in die Lehre gegeben, „bloß um ihn von schlimmen Streichen zurückzuhalten", wie er sagte. „Ich möchte Gott bitten, er wäre in irgend einem Schulfache so weit, wie dein Ned. Die Sache aber ist die: wir konnten machen, was wir wollten, er war nicht an's Lernen zu bringen. Da dachten wir, wenn wir ihm die Aufgaben auch einbläuen wollten, so wäre doch Nichts gewonnen. Er ist wirklich, Gott sei Dank, gar kein so schlimmer Sohn, wenn er in den Büchern auch nicht vorwärts kommt — ein wilder Junge zwar, ohne Rast und Ruh', aber so leicht findet man keinen, der gehorsamer wäre. Freilich schlägt er gern über die Stränge; seine Streiche machen mich zu Zeiten fuchswild; und doch, wenn er wie besessen ist, bedarf es bloß eines Wortes von mir oder seiner Mutter, um ihn zur Ordnung zu bringen. Ich sehe ihn lieber so, als wenn er wäre wie Harry Blake, trotzdem daß dieser auf dem Collegium ist und wie ein vornehmer Herr zu sprechen weiß. Was nutzt das Alles, Tim, wenn Einer sich von

Vater und Mutter Nichts mehr sagen läßt und dem Seelsorger die schuldige Ehrerbietung verweigert, — Gott steh' uns bei! — wie man das von Harry hört."

Peter Sheridan und Thomas Flanagan lernten auf Dr. Power's Rath Latein. Sie hatten beide natürliche Neigung zum Studiren und wünschten Priester zu werden. Ihre Eltern waren mit dieser Wahl ganz zufrieden und erklärten einmüthig, sie würden den letzten Heller daran wenden, um den Kindern vorwärts zu helfen, wenn der liebe Gott ihnen die Gnade der Beharrlichkeit verleihen wolle.

Tom Reilly und seine Mutter hatten vor Kurzem nicht weit von Flanagan's Wohnung einen kleinen Spezereiladen eingerichtet. Tom war beinahe sechszehn Jahre alt, als er aus eigenem Antriebe die Schule verließ, indem er seiner Mutter erklärte, er sei nun so weit, als Herr Lanigan ihn zu bringen vermöge. Wie natürlich, glaubte ihm die Mutter. „Und überdies, liebe Mutter", sagte Tom, „ist es endlich Zeit, daß ich anfange, für dich und für mich zu arbeiten. Ich bin ein Mal darauf angewiesen, mir selbst Etwas zu erwerben. Du hast so lange gearbeitet und gespart, um mich in der Schule zu halten; jetzt muß ich mich plagen und dir Alles zu vergelten suchen."

„Gott lohne dir's, Tom", entgegnete die Mutter mit stolzer Befriedigung. „Du hast also vor, mich jetzt zu unterhalten? Ach, Kind, es war eine schwere Zeit, als ich mich entschloß, Krankenwärterin zu werden! Aber freilich, Noth bricht Eisen. Die Tage sind nun vorbei,

und mit Gottes und deiner Hülfe werde ich bald im Stande sein, mich mit all' unsern Leuten zu messen. Wahrlich, es dünkt mir zuweilen, als ob selbst Mary Blake — Gott verzeih' mir, wenn ich ihr Unrecht thue — mich über die Achseln ansähe, schon seitdem Miles Kirchenrechner geworden ist und Harry auf das Collegium geht, und gar jetzt, seit Elisa mit den beiden Fräulein Thomson in das vornehme Pensionat gekommen ist! Aber, wie gesagt, einmal muß sich jede Sache wenden, und bei mir ist's bald so weit. Mein Onkel, Pastor O'Flynn, und mein guter Vater — Gott hab' sie selig! — wenn sie mich in diesen fünf Jahren hätten sehen können, unter der Erde hätten sie keine Ruhe gehabt, das weiß ich gewiß. Ach! die gute alte Zeit! An dem Tage, an dem meine Mutter — Gott tröste sie — in das neue Haus einzog, welches mein Großvater für sie und ihren Mann hatte bauen lassen, standen doch zwölf Stück prächtiges Rindvieh im Stall und sie kam auf dem Sattelkissen dahergeritten. Ja, so war's, Tom, — sicher und wahr ist das! — Sag' ein Mal, hab' ich dir schon von der großen Hochzeit erzählt, welche sie hielten?"

„Gewiß, Mutter, du hast mir das schon haarklein erzählt", sagte Tom, welcher seiner würdigen Mutter gegenüber nicht so kurz abbrechen wollte und doch gern von ihr weg gewesen wäre. „Soll ich nicht jetzt ausgehen wegen der Sachen, die wir für den Laden nöthig haben?"

„Ja doch, Tom, und ich denke, du wirst ein Paar

Dollar Geld brauchen." Sie stand auf, trat an ihren Schrank und nahm aus einer kleinen Blechbüchse ihren Schatz, die Ersparnisse von fünf Jahren, heraus. Es waren nicht weniger als hundert Dollars, die sie in Tom's Hand zählte. Sie zählte noch ein Mal und fand, daß sie sich um zwei Dollars geirrt habe; nun gab sie das Zählen auf.

„Hier, Tom, zähle du selbst. Deine Augen sind jünger und schärfer, wie die meinigen, und zudem bist du gelehrter als ich. — Keiner von unserer Familie hat sich im Lernen besonders hervorgethan, ausgenommen mein Onkel Phelim und der selige Vater O'Flynn — Gott sei ihrer Seele gnädig! — Mein Urgroßvater von mütterlicher Seite, der alte Terence O'Shaughnessy, soll ein sehr gescheidter Mann gewesen sein, der sein Wort zu thun wußte und auch lesen konnte; aber ich selbst habe es nie gelernt. Ist's richtig, Tom?"

„Ganz genau richtig, liebe Mutter. Das ist also das Grundcapital, womit ich mein Vermögen erwerbe; — es soll mir gelingen, Mutter!"

„Ja, ich hoffe es, lieber Tom, ich hoffe es. Gott helf' dir, armer Junge!"

Bei aller Keckheit und allem Selbstvertrauen war Tom Reilly ein guter Junge, gehorsam und ehrerbietig gegen seine Mutter und voll guten Willens zur Arbeit. Er war zwar Nichts weniger als hübsch und von kleiner Statur; auch seine Manieren waren nicht gerade einnehmend. Trotzdem aber wußte er sich Achtung zu erzwingen, und schon früh wurde er als ein nachden-

kender, strebsamer Knabe genannt. In Geldangelegenheiten war er für sein Alter etwas zu genau; da aber das Sparen seinen Grund hauptsächlich in dem Streben hatte, seiner Mutter eine bequeme und sorgenfreie Existenz zu verschaffen, so konnte Niemand ihn deshalb tadeln. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erschien er regelmäßig bei der heiligen Messe; es war für ihn ein Ehrenpunkt, vierteljährlich ein Mal zur Beichte und Communion zu gehen, was er natürlich auch um Ostern und Weihnachten pflichtmäßig that. Frau Reilly rühmte sich oft, daß Dr. Power gesagt habe, Tom sei ein achtungswerther, rechtschaffener Jüngling, dem es sicher wohl ergehen werde. Der arme Tom mußte des Lebens Last frühzeitig auf sich nehmen; er besaß jedoch einen Charakter, welcher ihn dieselbe nicht sehr fühlen ließ. Sein Handel war ihm ein wahres Seelenvergnügen, und als er sich erst in die Sache recht hineingelebt hatte, mochte er keinen Tag ohne Geschäft mehr leben, wie er sich auszudrücken pflegte. In seiner Denkweise war Tom ein wahrer Altverstand. Von der Leichtfertigkeit und Beweglichkeit der Jugend war wenig in ihm, viel mehr von der nüchternen Besonnenheit des reifern Alters. Nur sein Herz hatte die Frische der Jugend; wer ihn nicht näher kannte, machte sich keine Vorstellung von der Tiefe des Gemüthes, welche hinter seinen harten und kalten Zügen verborgen war.

Tom Reilly und Edward Flanagan standen beinahe in demselben Alter; sie waren trotz der Verschiedenheit ihrer Verhältnisse allzeit die besten Freunde und fast

immer zusammen. Edward war ein schöner Jüngling; schon in seinem sechszehnten Jahre versprach er die kräftigste Muskel-Entwickelung; zu seiner wohlgebauten Gestalt paßte sein freies offenes Gesicht voller Frohsinn und Wohlwollen. Wenn er sich auch nicht besonders zum Studiren hingezogen fühlte, so war Edward doch ein Freund vom Lesen; nur mußte das Buch nicht zu dick und sein Inhalt nicht zu trocken sein. Sein Lieblingsfach war die Geschichte, und als er das Mannesalter erreicht hatte, besaß er eine genaue Kenntniß aller wichtigeren Ereignisse sowohl der alten wie der neuen Zeit. Was es über die Geschichte der Vereinigten Staaten Lesenswerthes gab, hatte er gelesen; er zollte dem Andenken Washington's *) die gebührende Achtung und wußte die Ehre des amerikanischen Bürgerrechtes zu schätzen. Die Blätter der Geschichte, auf welchen Irlands wechselvolle Geschicke verzeichnet stehen, fesselten ihn jedoch noch mehr. Das frühe Auftreten seines Stammvolkes, sein ehemaliger Glanz, sein mannichfaches Mißgeschick, sein unvergleichliches Festhalten am christkatholischen Glauben, selbst in Zeiten, wo Tod und Bande

*) Georg Washington, der Sohn eines Pflanzers aus Virginien. Als bei der Unabhängigkeitserklärung der englischen Colonien in Nordamerika der Kampf ausbrach, rüstete er mit eigenen Mitteln ein Freicorps aus. Wegen seiner Tapferkeit und seiner Kenntnisse zum Oberfeldherrn ernannt, brachte er den Krieg zu einem für die nordamerikanischen Freistaaten günstigen Abschlusse und wurde im Jahre 1789 von seinen dankbaren Mitbürgern zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten erhoben. Der Uebersetzer.

der Lohn solcher Standhaftigkeit waren, und seine staunenerregende Ausdauer — vom Anfange des Christenthums bis zu diesen Tagen — den andern Völkern die frohe Botschaft des Evangeliums zu bringen, Alles dieses brachte in Edward's Seele einen unauslöschlichen Eindruck hervor. Auf solche Lectüre verwendete er den größten Theil seiner Mußezeit; Stunden lang konnte er dem seltsamen Verhängnisse nachsinnen, welches über dem Lande seiner Väter gewaltet hatte. Dr. Power hatte diese Vorliebe für irische Literatur frühe bemerkt und ließ es sich angelegen sein, Edward von Zeit zu Zeit mit den vorzüglichsten Werken der besten Schriftsteller zu versehen. Der gute Seelsorger liebte den Knaben wegen seines irischen Herzens. Mitten unter den vielfachen Hindernissen, die sein Amt als General-Vicar einer jungen, sich emporkämpfenden Diöcese mit sich brachte, und trotz den erschöpfenden Mühen seines Seelsorgerberufes, pflegte er selbst mit treuer Liebe das Andenken an sein theueres Heimathland. Er schweifte in Gedanken gern hinüber

„zum grünen Eiland, für Jahrhunderte ein Heerd,
An welchem Wahrheit, Treu' und Wissen ward genährt. —
Vom Grab' sieht er ersteh'n die alte Herrlichkeit,
Und wieder klingt die Harf' in Tara's Hallen,
Auf's Neu' erblüht der alte Stamm in Tapferkeit,
Im Kloster hört er Chorgesänge schallen."

Aber Dr. Power hatte noch andere Gründe für seine Zuneigung zu Edward. Der Jüngling war so offen und

hochherzig, so heiter und launig, daß man ihn lieben mußte; zudem, und dies war das Beste, war er innig fromm. Von seinem fünfzehnten Jahre an hatte er selbst geholfen, in der Petersschule den Katechismus-Unterricht zu ertheilen. Die Lehre seines ehrwürdigen Pastors, das Beispiel seiner braven Eltern und die Richtung, welche der alte Lehrer seinem Geiste gab, Alles dieses hatte gute Früchte getragen. Edward Flanagan war, was der Sohn eines Iren sein soll, mag er geboren und erzogen sein, wo es immer sei.

Achtes Capitel.

Die Scene wechselt. — Das modische Pensionat. — Ein wohlangebrachter Spaß Onkel Tim's.

Sieben Jahre verflossen, seitdem unsere Freunde, die Blake's und Flanagan's, zuletzt vor uns auftraten. Wir verließen die Sprossen beider Familien in der Uebergangsperiode, die zwischen der Kindheit und dem reifern Alter liegt, in welchem junge Leute, je nach dem Unterschiede der Personen und der Verhältnisse, junge Männer und Jungfrauen oder junge Damen und Herren werden. Das Glück hatte nicht aufgehört, ihnen zu lächeln. Miles Blake war reich und unabhängig geworden. Die Leute hatten sich nach und nach gewöhnt, ihn „Herr" Blake zu nennen, und redete Jemand, auf uralte Bekanntschaft sich stützend, ihn bei seinem Taufnamen an,

so konnte man deutlich merken, daß diese Freiheit nicht gern gesehen wurde. Als Kirchenrath von St. Peter hatte er seine Stellung behauptet, aber als Katholik war er leider bedeutend zurückgekommen. Die alte Peterskirche wurde als baulos zum Abbruche verurtheilt, und zur Bequemlichkeit der nun beträchtlich herangewachsenen Gemeinde ein neues Gebäude errichtet. Die mit jeglicher Machtvollkommenheit für die zeitlichen Angelegenheiten dieser Kirche betrauten Kirchenvorsteher waren zu ihrem Amte, wie es schien, durchaus untauglich. Die Verhältnisse gestalteten sich von Jahr zu Jahr schlimmer; wie Gewitterwolken thürmten sich die Schulden über der unglücklichen Kirche auf. Die vernünftigen Vorstellungen und weisen Rathschläge des Pfarrers wurden für Nichts geachtet. Die Kirchenräthe, wenngleich völlig unfähig, die Obliegenheiten ihres Amtes mit nur einigem Erfolge wahrzunehmen, verharrten kraft der Autorität, womit sie bekleidet waren, im Widerspruche gegen die Geistlichkeit. Die Folge war, daß die Mehrheit der Herren in den zeitlichen Angelegenheiten den Seelsorgern sich feindlich gegenüberstellte und in den geistlichen Dingen kaum gelehriger und unterwürfiger blieb. Ihre wenig bedeutende, kurze Zeit nur dauernde Gewalt erhob sie hoch in ihren eigenen Augen, und sie dünkten sich den Geistlichen gleich, wenn nicht gar mehr als sie.

Es läßt sich daher erwarten, daß Miles Blake aus dem von ihm so hoch geschätzten Amte als Kirchenrechner in religiöser Beziehung keinen großen Gewinn zog. Was

er vor der mißlichen Standeserhöhung von Religion besaß, war ihm wirklich im Verlaufe dieser ereigniß-vollen sieben Jahre allmälig abhanden gekommen. Unter dem Einflusse der erbitterten Streitigkeiten und des Aufschwunges seiner Geschäfte hatte Miles manche seiner guten Eigenschaften eingebüßt und sich dafür nicht wenige schlechte angeeignet. Vielleicht schlummerten die letztern bereits früher in seinem Innern und bedurften bloß der Gelegenheit, um hervorzutreten; wie dem auch sei, genug, sie traten in seinem Charakter hervor.

Seine Ehehälfte trug ihre Ehren etwas bescheidener. Dies beruhte hauptsächlich auf dem Umstande, daß sie, von dem Verhalten ihres Mannes abweichend, von Zeit zu Zeit zur Beichte ging und nicht „selbstständig handeln" wollte, wie Miles, dem seine Selbstständigkeit nicht sonderlich wohl bekam. Frau Blake trug allerdings ihren Kopf etwas höher als in den guten alten Tagen; sie hatte auch bedeutend an Umfang gewonnen, und es ist weltbekannt, daß eine ansehnliche Rundung im Aeußern an und für sich schon keine geringe Würde verleiht. Bei einer so stattlichen Figur also, den zwanzig tausend Dollars, auf welche ihr Mann geschätzt wurde, seiner Kirchenrathswürde und der Ehre, welche von den äußerst gebildeten Kindern auf die Mutter zurückstrahlte, war Frau Blake eine Person von nicht geringen Ansprüchen.

Junker Harry ist in dem hochgewachsenen, magern und etwas streng aussehenden Gentleman, den wir nun vor uns sehen, ziemlich schwer wiederzuerkennen. Der muntere, hitzköpfige Knabe von fünfzehn oder sechszehn

Jahren mit seinem freundlichen runden Gesichte hatte sich in einen modischen Broadway-Stutzer *) verwandelt, wie die Raupe in den schimmernden Schmetterling, — wenn anders ein solcher Vergleich zulässig ist. Herr Blake der Jüngere oder Herr Henry T. Blake, wie er sich zu nennen beliebte, — woher das T. kam, wußte Niemand, nicht einmal er selbst — hatte nach dem vorbereitenden Bildungsgange bei Herrn Simpson, salbungsvollen Andenkens, die akademischen Studien am Columbia-Collegium absolvirt. Er und sein Freund Zachary Thomson hatten diese Bahn zusammen durchlaufen; beide hatten sich von den Lorbeeren, welche die gelehrten Inhaber der Lehrstühle auf der Columbia-Universität zu ertheilen haben, einen gehörigen Antheil erworben und kamen nun miteinander zurück, um die Stadt zu bezaubern. Beide traten in das Bureau eines berühmten Sachwalters und wurden zur üblichen Zeit in die Advokatenzunft aufgenommen:

„Sie waren Waffenbrüder,
Doch um den Ruhm Rivale"

wie Harry, mit einer etwas gewagten Anwendung der Worte Scott's, sich ausdrückte. Beide waren von gefälligem Aeußern und feinen Manieren — wenigstens dachten sie selbst so und ihre Freunde; beide zeigten in ihrer Kleidung das Feinste der Fashion und waren in allen öffentlichen Versammlungen zu treffen, beide

*) Broadway heißt die zur Promenade vielfach benutzte Hauptstraße von New-York. Der Uebers

hatten die Taschen voll Geld; — und in Anbetracht alles dieses wurden sie von ihren „vertrauten Freunden" — männlichen sowohl als weiblichen — ganz ausgezeichnete Leutchen genannt. Die jungen Damen waren in diese neuen „Damon und Pythias" ganz verliebt und in Betreff ihrer Vorzüge als gute Partieen in zwei Heerlager getheilt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß unser ehemaliger Freund Harry — jetzt Henry T. Blake genannt — der Lieblingsschüler des glatten Herrn Simpson, der Graduirte der Columbia-Universität, an seiner Religion nicht gar zu schwer trug. Er war zwar der St. Peterskirche noch zugethan, das heißt, er besuchte sie dann und wann, wenn gerade etwas Besonderes, wie ein berühmter Sänger oder ein beliebter Prediger ihn hinzog. Aber auch dann ließ Herr Henry T. Blake sich nie herab, bei Zeiten zu erscheinen und der heiligen Messe von Anfang beizuwohnen. Wenigstens war die Epistel, mehr als einmal auch das Evangelium vorbei, wenn Herr Henry T. Blake das Seitenchor hinaufschritt oder vielmehr hinaufschlenderte. In den Familien-Betstuhl eingetreten, ließ er sich, nachdem er einige Secunden lang gekniet hatte, auf seinen Sitz nieder. Von diesem sich zu erheben, kam ihm während des weitern Verlaufes des Gottesdienstes durchaus nicht in den Sinn; nur bei der Elevation beobachtete er die Förmlichkeit, ein Knie zu beugen. Gewöhnlich legte er den Ellenbogen anmuthig über die Seitenlehne des Stuhles, als ob er den kostbaren Topas, welcher an dem Goldfinger seiner Linken blitzte, zeigen wollte. Mit der vollendetsten

nonchalance strich er sein üppiges schwarzes Haar von der Stirne zurück, wenn er sich lächelnd gegen eine Dame seiner Bekanntschaft verbeugte, die verstohlen nach dem hübschen jungen Rechtsgelehrten hinblickte. So ist Herr Henry T. Blake in dem Alter von dreiundzwanzig Jahren, wo er wieder vor uns auftritt.

Elisa Blake stand ihrem Bruder in feiner Bildung nicht nach. Aus einem schwächlichen, bleichwangigen Kinde war sie zu einem schlanken, anmuthigen Mädchen herangewachsen, welches von der früheren Zartheit nur so viel behalten hatte, als zu einem vornehmen Aussehen gehört. In ihrer rein griechischen Gesichtsbildung zeigte sich die irische Abstammung, und ihre Gestalt, wenngleich schlank, hatte die den Mädchen des grünen Eilandes eigenthümliche Fülle und Rundung. Elisa's Züge drückten Geist aus und ihr sanftes blaues Auge strahlte in einer Klarheit, welche auf schätzenswerthe Eigenschaften des Kopfes und Herzens schließen ließ, — und dies wäre kein Fehlschluß gewesen; denn ungeachtet der Nachtheile eines falschen Erziehungssystems, welchem Elisa durch die unverantwortliche Thorheit ihres Vaters anheimgefallen, war sie, von bloß natürlichem Standpunkte betrachtet, so liebenswerth, daß sie die aufrichtige Zuneigung ihrer protestantischen Freunde besaß, und daß ihre katholischen Verwandten es Jammer und Schade nannten, daß ein solches Mädchen durch die Erziehung so verdorben worden sei. Sie war herangereift unter Fräulein Davison's Leitung und im Umgange mit den Töchtern des Herrn Thomson, Fräulein Jane Pearson

und einigen andern jungen Damen aus „respectabeln Familien", wie Miles zu sagen pflegte. Nach vollendetem fünfzehnten Jahre schickte man sie in eine fashionable, in der herrlichen Umgebung von Washington gelegene Erziehungsanstalt. Dort lernte sie Etwas von Allem, ohne sich jedoch in irgend einem Fache gründliche Kenntnisse zu erwerben, es sei denn etwa in der „Kunst zu gefallen". Sie spielte acht bis zehn Stücke — von den Lehrern gewöhnlich Paradestücke genannt — auf dem Klavier, und zwar mit wundervoller Eleganz und Fingerfertigkeit; alle Gesänge, die in der Mode waren, von der Arie „Keusche Göttin" an bis zu dem Volksliede „Jim Crow" konnte sie singen. Ein Blumenstrauß und ein Fruchtkörbchen, von ihrer Hand gezeichnet, hingen in reich vergoldeten Rahmen in ihres Vaters Prachtzimmer und wurden von Frau Blake jedem neuen Besucher gezeigt, wahrscheinlich mehr zu ihrer eigenen Befriedigung als zu der des Beschauers. In der Geschichte war Elisa, so meinte sie wenigstens, wohl bewandert. Ihr Wissen in diesem Fache war etwas einseitig, das heißt, katholische Geschichtswerke hatte sie nie gelesen, nicht ein einziges, — aber was verschlägt das? Sie hatte einige der berühmtesten Historiker durchblättert, wie Hume, Gibbon, Russel's „Europa der Gegenwart" u. s. w., war also wohl zu dem Glauben berechtigt, sie sei des Gegenstandes durchaus mächtig. Eine Special-Geschichte des armen Irlands hatte Elisa nie in die Hand genommen. Keine ihrer Lehrerinnen hatte je erwähnt, daß es eine „Geschichte Irlands" gäbe; kurze Andeutungen der Be-

gebnisse in diesem Lande gelegentlich in die Geschichte Englands verwebt, waren mehr als genug. Was also Irland von Geschichte zugestanden wurde, kam unabhängig von England gar nicht in Betracht. Als Elisa einmal auf Verlangen ihres Vaters den Wunsch aussprach, etwas mehr von Irland zu lernen, glaubte Frau Danby, die Vorsteherin der Damen-Akademie, sich so erzürnen zu müssen, daß sie sich in eine bedenkliche Nervenaufregung hineinarbeitete. „Sie wissen vollständig genug von Irland, Fräulein Blake!“ rief sie, „und wahrlich, je weniger Sie davon wissen, desto besser für Sie! Was, um's Himmels willen, hat eine junge Dame mit den blutigen Kriegen und den innern Streitigkeiten längst vergangener Jahrhunderte zu thun? Sie sehen doch selbst, daß das irische Volk sich nie durch etwas Anderes ausgezeichnet hat, als durch Grausamkeit und Aberglauben! Seine Geschichte kann also für einen veredelten und gebildeten Geist wenig Interesse haben. Wenn ich, liebe Elisa, das Unglück gehabt hätte, von irischen Eltern geboren zu sein, was glücklicher Weise nicht der Fall ist, so würde ich mich bestreben, es zu vergessen und wo möglich auch andere Leute vergessen zu machen.“

Elisa wagte dagegen die Meinung auszusprechen, daß die Geschichte Griechenlands, so wie die anderer Länder, die sie gelesen habe und die aller Aufmerksamkeit werth gehalten würden, ebenfalls nicht viel Anderes als Bürgerkriege und innere Streitigkeiten enthielte.

„Unsinn, Kind!“ rief die Lehrerin heftig; „wie kann

es Ihnen in den Sinn kommen, Irland zu vergleichen mit Griechenland — dem klassischen Griechenland — dem Lande der Poesie — dem Lande der Architektur — dem Lande der Tapferkeit — dem Lande, welches Byron liebte, für welches er starb? Pfui, Elisa! Wo bleibt Ihr Geschmack? Irland und Griechenland! Wahrhaftig, ich fürchte, das Mädchen ist verrückt!“

„Ich bitte um Entschuldigung, Frau Danby; ich bin vollkommen bei gesundem Verstande und machte die Einrede nur, um mich belehren zu lassen. Ich unterwerfe mich Ihrem überlegenen Urtheile.“

„Sie sind ein liebes, artiges Mädchen“, versetzte die Lehrerin mit gewinnendem Lächeln, „und es war Unrecht von mir, in solchem Tone mit Ihnen zu reden; aber Sie wissen, meine Nerven sind so fürchterlich schwach, daß das Geringste mich aufregt. Ueberdies nehme ich an Ihrem Glücke solch innigen Antheil, daß ich wohl ein Mal die Grenzen der Klugheit überschreite. Wie wäre es, wenn Sie uns jetzt diesen großen Walzer spielten?“ Elisa setzte sich an das Piano, tief beschämt über ihre erste — und letzte — Kundgebung zu Gunsten der Geschichte Irlands. Nicht anders ging es mit der irischen Musik. Moore's Melodieen*) wurden in dieser modischen Bildungsanstalt als veraltet betrachtet, und wenn es sich traf, daß eine der jungen Damen außerhalb des Hauses eine hörte, so durfte sie sich da-

*) Die herrlichen lyrischen Texte, welche Thomas Moore zu den irischen Nationalmelodieen Stevenson's gedichtet hat.
Der Uebersetzer.

mit in der Schule nicht vernehmen lassen, da es für Zeitverschwendung galt, sich mit solchem „alten Plunder“ zu befassen. In der That schien es, als ob alles Irische, alles Katholische von Frau Danby's Akademie geflissentlich fern gehalten werde. Sie galt für eine Bildungsanstalt vom feinsten Ton, in welcher der Verstand gebildet und jede Fähigkeit durch beständige Uebung gekräftigt würde. Auch dem Fortschritte huldigte sie und genoß die Anerkennung, stets auf der Höhe der Zeit zu stehen, so daß alles Veraltete oder Unfeine als solches gleich ausgesondert wurde, sowohl von Frau Danby als von ihrem Gemahl, der Professor der Schönschreibekunst war, und von ihren zwei feinen Gehülfinnen, Fräulein Johnson und Fräulein Hammersley.

Einige Prediger besuchten die Anstalt von Zeit zu Zeit, jedoch nur freundschaftlicher Weise. Sie examinirten die jungen Damen über Gegenstände der profanen Wissenschaft, nie aber über religiöse Dinge. Für diejenigen Schülerinnen, welche ihnen von Frau Danby (im Vertrauen) als Katholikinnen oder vielmehr Papistinnen bezeichnet waren, bewiesen sie stets eine besondere Artigkeit. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß nie ein katholischer Geistlicher die Schwelle überschritt. Elisa war während der drei Jahre, welche sie im Hause der Frau Danby zubrachte, fünf oder sechs Mal außerhalb zur Beichte gewesen. Dies suchte sie aber ganz geheim zu halten, um dem Spotte ihrer Genossinnen zu entgehen, welche die Beichte — wie sie dieselbe auffaßten — häufig zum Gegenstande ihrer Späße machten. Bei sol-

chen Gelegenheiten fühlte Elisa stets ein schmerzliches Bedauern, nicht zu Denjenigen zu gehören, welche nicht zur Beichte zu gehen brauchten. Das Gift machte unmerkliche, aber beständige Fortschritte in ihrer Seele, — jahrelang bis zu der Zeit, wo ihre Eltern sie von der Anstalt wegzunehmen dachten. Und dazu war es auch Zeit, — sie stand in dem Alter von achtzehn Jahren und war eine durchaus gebildete junge Dame, in jeder Beziehung die würdige Schwester Herrn Henry T. Blake's.

Da Elisa nun als vollendetes Muster feiner Erziehung nach Hause kam, hielt ihre Mutter es für nöthig, dieses Ereigniß durch ein großartiges Fest zu feiern. Herr Blake hatte einige Monate vorher auf den ausdrücklichen Wunsch oder vielmehr Befehl Harry's eine schöne Wohnung in Whitestreet an sich gebracht, und Frau Blake schmachtete nach einer Gelegenheit, ihr neues Haus, den Reichthum und die Eleganz ihrer Möbel und zugleich die staunenerregende Ausbildung Elisa's zur Schau zu stellen. In dieser Erwartung wurde eines von Stoddart's besten Piano's angeschafft, damit den Gästen ein Familien-Concert dargeboten werden könne. Elisa sollte auf dem Piano, Harry auf der Flöte und Zachary Thomson auf der Violine sich produciren, ferner Jane Pearson und Elisa ein Duett singen, und Arabella, welche keine so tüchtige Sängerin war, zum Staunen und Entzücken des Auditoriums Steibelt's „Sturm" vortragen. Das Ganze bildete in der That eine vollständige musikalische Unterhaltung. Nachdem dieser Theil der Vorbereitung gehörig erledigt war, trat

die Familie zu einem Ausschusse zusammen, um die wichtigste aller Fragen, nämlich: wer eingeladen werden sollte, in Berathung zu ziehen. Frau Blake beantragte die Einladung Tim's, Nelly's und ihrer Kinder — sie blieben ihr immer Kinder. Harry und Elisa machten jedoch Einwendungen dagegen und führten an, daß ihr Onkel Tim und seine Familie in einer Gesellschaft wie die, welche sie um sich zu versammeln gedächten, sich nicht heimisch fühlen würden; zudem müßten die guten Leute den Thomson's, den Pearson's, den Smith's und den Green's seltsam vorkommen, indem dieselben an die Manieren der Irländer nicht gewöhnt seien; die Flanagan's könnten ja an irgend einem anderen Abend allein eingeladen werden.

„Aber sie werden unzufrieden sein", entgegnete Frau Blake, „wenn wir sie dieses Mal nicht einladen. Ohne Zweifel werden sie von der Partie hören."

„Ja", warf Miles dazwischen, „ihr werdet sie einladen müssen. Wenn ihr's nicht thut, werden sie sich zurückgesetzt fühlen."

„Wenn auch", versetzte Harry; „ihr Verdruß wird leichter vorübergehen als die verdrießlichen Folgen, welche entstehen, wenn wir sie mit den Andern zusammenbringen. Wenn ihr den Onkel Tim mit seiner Familie einladet, müßt ihr auch diese Sheridan's und die langweilige Frau Reilly mit ihrem Sohne einladen. Das aber ist durchaus gegen meine Absicht, Mutter, ich sage es gerade heraus. Gebt ein Mal Abends eine irische Gesellschaft, dann könnt ihr euere Freunde alle dabei sehen."

„Unsere Freunde!“ rief die Mutter, indem sie aufsprang, „auf die Art wären unsere Freunde nicht auch euere Freunde?“

„Das habe ich nicht gesagt, Mutter“, erwiderte Harry mit seinem ruhigen sarkastischen Lächeln. „Ihr Iren seid so empfindlich, daß man euch auf die Füße tritt, ehe man sich's versieht. Gib dich zufrieden, Mutter, ich habe es nicht übel gemeint, ich versichere dir.“

Die Röthe auf Frau Blake's Gesicht und ihre düstere Miene verkündeten einen herannahenden Sturm, doch Elisa trat mit ihrer gewohnten Freundlichkeit in's Mittel. „Liebe Mutter, du mußt Harry's Worte nicht böse aufnehmen. Du weißt, er würde um Alles in der Welt deinen Gefühlen nicht zu nahe treten; aber du mußt auch denken, daß der Kreis, in welchem er sich jetzt bewegt, ein ganz anderer ist, als der, zu welchem mein guter Onkel und seine Familie gehört.“

„Ei, das wäre! Wenn man dich und Harry reden hört, sollte man glauben, mein Bruder und seine Familie seien halbe Wilde. Als ob du nicht wüßtest, daß Edward und John für jede Gesellschaft fein genug sind, daß Thomas studirt, um Geistlicher zu werden, und daß die Mädchen Musik und alles Mögliche lernen? Was verlangt ihr denn mehr?“

„Nichts mehr, Mutter“, sagte Harry, ihr in die Rede fallend, „sie sind in ihrer Art ganz gut. Aber ich sage dir ein für alle Mal: es schickt sich nicht, sie zu dieser Gesellschaft einzuladen, — das heißt, wenn ihr sie so einrichten wollt, wie wir sie zu haben wünschen.“

„Im Grunde, Mary, mögen die Kinder doch Recht haben", bemerkte Miles. „Wir können in acht oder vierzehn Tagen eine andere Partie für unsere Leute veranstalten. Sie selbst würden unter Harry's vornehmen, modisch gekleideten Freunden sich nicht ein Mal behaglich finden. Laß den Kindern ihren Willen!"

Miles hatte die entscheidende Stimme, ein Vorrecht, welches ihm von seinem Sohne — der jetzt, wie natürlich, das Haupt des Haushaltes war — gnädiglich bewilligt wurde. Harry stellte die Liste derer auf, welche Einladungen erhalten sollten, während seine Mutter schmollend dabei saß und ein Gesicht machte, als wollte sie zu verstehen geben: „Macht was ihr wollt, ich bekümmere mich nicht mehr um die Sache."

Sie kümmerte sich inzwischen doch um die Sache; denn am folgenden Tage war sie vom Morgen bis zum Abend in Thätigkeit, um das Haus zum Empfange einer so gewählten Gesellschaft in Stand zu setzen. Das Souper sollte von einem in der Nähe wohnenden Conditor, welcher auch die Aufwärter zu beschaffen hatte, geliefert werden. Den Flanagan's und der ganzen Verwandtschaft gegenüber wurde die Sache als tiefes Geheimniß behandelt. Doch ach! wie unsicher sind alle menschlichen Pläne und Vorsichtsmaßregeln! Es rührte Keiner im Blake'schen Hause den Finger in dieser Angelegenheit, ohne daß es den Flanagan's treulich berichtet wurde; keine Silbe von den stattgehabten Verhandlungen entging dem Ohre des wackern Tim, — Tim war noch immer der wackere Tim, wie vor sieben Jah-

ren. Die beiden Mägde der Frau Blake, beide Irländerinnen, merkten sich jedes ihren Landsleuten zum Nachtheil gesprochene Wort und ließen es sich angelegen sein, die Flanagan's von Allem, was hinsichtlich der großen Partie vorging, in Kenntniß zu setzen. Anstatt sich jedoch über die von ihren Verwandten erlittene Zurücksetzung zu grämen, machten Tim und seine Frau sich über die Sache lustig, und ersterer beobachtete den Verlauf mit so aufmerksamer Theilnahme, als gelte es einen Hauptspaß. Die Kinder waren im Anfange nicht geneigt, die Sache in demselben Lichte zu betrachten; doch ihr Vater lachte sie wegen ihrer Empfindlichkeit aus und brachte es am Ende dahin, daß auch sie sich darüber belustigten. Und sie durften über den albernen Hochmuth der Blake's lachen — die Glücklichen! denn sie waren eben so unabhängig, wenn auch nicht gerade so reich, wie jene. Tim hatte seit zwei bis drei Jahren ein Geschäft auf eigene Rechnung zu betreiben angefangen, in welchem Edward Theilhaber war. John stand mit noch zwei Anderen in seines Vaters Geschäft als Lehrling. Edward führte die Bücher wie die Correspondenz und begann in letzter Zeit, seinem Vater in der Besorgung der Einkäufe zur Seite zu stehen, während Tim mit den Lehrlingen den Vorrath verarbeitete und, wenn nöthig, Edward beim Verkaufe half. So arbeitete Einer dem Andern in die Hände; außer dem Unbedeutenden, was die Lehrlinge bekamen, hatten sie keinen Lohn an Fremde zu zahlen, und was die Hauptsache war, ihr Geschäft war ganz in ihren eigenen Händen.

In Folge dessen hatten sie in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen erworben und wurden allgemein als eine emporkommende Familie betrachtet. Sie hatten ein größeres Haus bezogen und bei der Ausstattung desselben mehr die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, als äußern Glanz berücksichtigt.

Thomas lag dem Studium der Theologie ob und hatte schon die classischen Vorstudien in einer Weise absolvirt, die ihm und den Seinigen Ehre machte. Ellie und Susy standen noch unter der Obhut der guten Schwestern und machten in den verschiedenen Zweigen einer guten und gedeihlichen Bildung regelmäßige, wenn auch nicht schnelle Fortschritte. Sie lernten beide Musik, und ihr Bruder Edward hatte ihnen ein Piano zum Geschenke gemacht.

Ellie hatte die Clavierschule durchgemacht und konnte die meisten von Moore's Melodieen bereits singen und begleiten, ohne auf das Blatt zu sehen. Auch sang sie verschiedene der herrlichen Kirchenhymnen: „Adeste Fideles“, „Jerusalem, o Heimath süß“, „O sanctissima“ und einige andere mit schöner Begleitung, so daß sie das gesellige Vergnügen der Familie schon wesentlich beförderte. Selbst die kleine Susy trug ihr Theilchen zu der allgemeinen Erheiterung bei; sie hatte ein ausgezeichnetes Stimmchen und verstand ihre Schwester oder ihre Brüder beim Gesange der Haus- und Kirchenlieder zu begleiten. Edward spielte Flöte, John Violine, so daß, wie Vater und Mutter wohlgefällig bemerkten, die Familie hinsichtlich ihrer Erholungen von Niemanden

abhängig war, und den angenehmsten Zeitvertreib fand, ohne die Thürschwelle zu überschreiten. So war es wirklich; Alle waren glücklich, Eines in dem Andern, und verlangten nach keiner sonstigen Gesellschaft, es wären denn ihre Freunde und Verwandte, die Sheridan's und Reilly's. — Ja, Tim Flanagan's Familie war glücklich, denn sie lebte in der Gnade Gottes und in der gewissenhaften Beobachtung jeder christlichen Tugend!

„Hör', was ich vorhabe, Nelly", sagte Tim zu seiner Frau an dem Tage, an welchem die große Gesellschaft zu Ehren Elisa's gehalten werden sollte. „Ich will die Blake's ein Mal überrumpeln, um zu sehen, was sie alle machen. Sie werden sich weder zu rathen noch zu helfen wissen."

„Thu' das nicht, lieber Tim. Wozu dient es, sie in ihren großmächtigen Vorbereitungen zu stören?"

„Das ist eben, was ich will, Nelly", versetzte Tim mit munterm Lächeln. „Das ist noch die kleinste Strafe für ihren unsinnigen Stolz. Es liegt mir nichts daran, daß sie uns hintenansetzen, denn, Gott sei Dank, das schadet uns nicht; aber ich will sie ein Wenig beschämen, das will ich!"

„Nun, meinetwegen Tim; thu' was du willst. Ich weiß schon, du mußt deinen Scherz haben, mag's gehen wie es will. — Die Armen!" seufzte Nelly, als ihr Gatte fort war, „der Scherz wird ihnen jetzt so wenig anschlagen, als guter Rath es früher gethan, da es noch Zeit dazu war."

Tim zog an Blake's Hause die Klingel etwas lauter

als gewöhnlich, worauf Betty, das Stubenmädchen, in aller Hast herbeigelaufen kam. Frau Blake streckte den Kopf aus dem Zimmer und ermahnte sie zur Eile; sie glaubte fest, es sei ein fremder Besuch. Sie hatte kaum ausgesprochen, als ihr Bruder eintrat, in seinen schlichten Alltagskleidern, die Hände wie gewöhnlich in den Taschen und ein schelmisches Lächeln auf seinem männlich schönen Gesichte.

„Du lieber Himmel! Bist du's, Tim?" rief Frau Blake mit einem wenig schwesterlichen Ausdruck in Blick und Stimme. „Ich glaubte, es sei Jemand anders. Geh' in das Hinterzimmer — nein, nicht dahin — komm' hier herein — halt, das nicht — es ist zu kalt da — wir wollen hinunter in die Küche, da kannst du dich ein wenig wärmen."

„Nein, ich danke dir, Mary; ich will jetzt lieber hier bleiben. Ich bin keines von euern ‚durch und durch verfrorenen Geschöpfen', wie die alte Elisabeth, die schottische Bettlerin, zu sagen pflegte. Erinnerst du dich ihrer noch, Mary?" fügte er hinzu, indem er sich auf ein Ruhebett niederließ, welches der zum Speisesaale führenden Thüre gerade gegenüber stand.

„Nein — doch nicht, — oh, was sag' ich? Freilich erinnere ich mich!" — Frau Blake machte augenscheinlich eine verzweifelte Anstrengung, ihre Fassung wieder zu gewinnen.

„Nun, das ist doch ein wahrer Trost", sagte Tim sarkastisch; „es ist seltsam, wie schwach das Gedächtniß mancher Leute heut zu Tage wird. Ich denke noch oft

an die Zeit, Mary, wo der selige Phelim und ich — du weißt, wir waren ein Paar große, starke Jungen — mit einander wetteiferten, wer seine Reihe Kartoffeln am Schnellsten ausgraben würde; du warst damals ein kleines barfüßiges Mädchen, aber so hurtig, daß du zusammenraffen konntest, was sechs Grabscheite auswarfen. Zu der Zeit waren wir nicht so vornehm wie jetzt, nicht wahr, Mary? — aber trotzdem waren es glückliche Tage! Damals kannten wir keine Seide oder Atlas; wir hatten gute derbe Kost, genug und in Fülle, dabei ländliche Kleidung, schlicht und recht; und, was mehr ist: der Friede wohnte in unsern Herzen, weil sie einfach, genügsam und nicht von Stolz aufgeblasen waren."

In Tim's Stimme lag bei diesen Worten ein Ernst, der an Feierlichkeit grenzte, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck mitleidvoller Zärtlichkeit bei der Erinnerung an die vergangenen Tage. Frau Blake wußte ihm jedoch dafür durchaus keinen Dank.

„Ei, Tim, hast du vor, eine Predigt zu halten?" fragte sie mürrisch. „Wenn das ist, dann hast du eine sehr ungelegene Zeit gewählt, gerade mitten am Tage, wo unser Eines tausenderlei zu besorgen hat."

„O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Frau Blake!" sagte Tim mit kalter Höflichkeit, und das verschmitzte Lächeln kehrte in seine Züge zurück. „Es ist wahr, ich vergesse ganz und gar die Partie. Da sitze ich und plappere von Dingen, welche man in einem Hause wie dieses hier gar nicht erwähnen sollte;" bei

diesen Worten ließ er die Blicke in dem geschmackvoll möblirten Zimmer umherschweifen. „Und du, arme Frau! sitzest da gleich einer Henne auf dem Neste, wie ich sehe. Hab' ich doch das Geschäft, das mich hergeführt hat, noch nicht ausgerichtet. Ich wollte dir sagen, daß du weder Nelly noch mich diesen Abend zu erwarten brauchst, auch Edward nicht, der ist bei Dr. Power zum Thee eingeladen. Es thut mir leid, daß wir euerm Wunsche nicht nachkommen können, aber es läßt sich nicht machen. Es ginge mir und meiner Frau wenigstens eine ganze Woche darauf, unsere feinen Manieren wieder einzuüben, — daher kam die Einladung auch viel zu spät."

Frau Blake war wie vom Blitze getroffen. Sie wurde bald blaß, bald roth. „Wie! was meinst du, Tim? Wovon sprichst du?" Sie ließ sich in einen Lehnsessel zurücksinken, im buchstäblichen Sinne nach Luft schnappend.

„Von was ich rede?" wiederholte Tim, indem er einen auf dem Tische liegenden Fächer ergriff und seiner Schwester hinreichte. „Da, liebe Mary, du wirst unwohl, fürcht' ich — kühle dich ein wenig. Wart', da ist ein Riechfläschchen, halte das unter die Nase, so wirst du im Augenblick wieder zu dir kommen. Von was ich rede? Ei, von der Partie natürlich."

„Aber wer — wer hat dich eingeladen, Tim?"

„Ei, Herr Henry T. Blake selbst, kein geringerer. Du brauchst mich nicht so verwundert anzusehen: Henry war wirklich ganz huldvoll, wahrhaftig! Die Einladung ist eine Herablassung seinerseits, welche ich ihm so bald

nicht vergessen werde. Wenn er auch ein bedeutender amerikanischer Rechtsgelehrter ist, so scheint er doch nicht zu vergessen, daß er einen alten irischen Onkel hat, einen Gerber in der Swamp. Das arme Herrchen! Er wird vor Schmerz kein Wort hervorbringen können, wenn er hört, daß Niemand von Flanagan's, oder von Sheridan's und der anderweiten Verwandtschaft seine schmeichelhafte Einladung annehmen kann. Mach' ihm und Fräulein Elisa meine Empfehlung. Gehab' dich wohl, Mary; nimm dich in Acht, daß du dich diesen Abend beim Tanzen nicht zu sehr erhitzest."

„Höre, Tim", sagte seine Schwester, welche ihm in der größten Verwirrung bis an die Thüre folgte, „hat Henry dich wirklich zu der Partie eingeladen?"

„Ob er uns eingeladen hat? Ei, freilich hat er's! Wußtest du denn Nichts davon?"

„Ja — nein, — ach! nun glaube ich mich zu erinnern."

„Gib dir keine Mühe, dich zu erinnern, liebe Mary", spottete Tim; „du weißt die Sache so gut, wie ich. Auf Wiedersehen! Ich werde die Tage ein Mal kommen und sehen, wie ihr euch nach der Partie befindet."

Frau Blake wollte antworten, vielleicht sich entschuldigen, aber Tim ging rasch hinaus und warf die Thüre mit einer Wucht in's Schloß, daß es durch das ganze Haus dröhnte. Dies bewirkte, daß Elisa die Treppe herab getrippelt kam; ihr Haar war noch auf Papierschnitzel gerollt und ihre leichte Gestalt in ein weites Kattunkleid gehüllt.

„Um des Himmels willen, was ist mit dir?“ fragte sie, als sie die bestürzte Miene ihrer sonst so ruhigen Mutter gewahrte. „Wer war denn hier?“

„Einer, den ich gerade jetzt lieber nicht gesehen hätte“, versetzte Frau Blake scharf. „Dein Onkel Tim war hier, und wie der mich gequält hat, so ist noch nie ein armes Weib gequält worden! Doch, es geschieht mir Recht, völlig Recht — — ich sollte mich in meinem eigenen Hause nicht bei der Nase herumführen lassen, und dazu von meinen eigenen Kindern. Hätte ich darauf bestanden, daß die Verwandten eingeladen würden, dann brauchte ich nicht zu erleben, was ich an diesem heillosen Tage habe erleben müssen!“

„Ich verstehe dich wirklich nicht, Mutter. Ich wollte, du sagtest mir, was dich so aus der Fassung gebracht hat.“

In diesem Augenblicke klingelte es. „Ach, da kommt Henry!“ rief Frau Blake. „Nun werde ich doch hören, wie es sich mit der Sache verhält. — Henry“, sagte sie, ihm bis an die Thüre entgegengehend, „hast du Onkel Tim's Familie zur Partie eingeladen oder nicht?“

„Ich, Mutter?“ fragte Henry mit unzweideutigem Erstaunen, „wie kommst du nur dazu, so Etwas zu denken? Glaubst du, ich sei verrückt geworden, seitdem wir die Einladungen festgestellt haben?“

„Wenn du es nicht gethan hast“, sagte Elisa mit einem bezeichnenden Blicke auf ihre Mutter, „dann hat Jemand Anderes es gethan, fürchte ich.“

„O, himmlische Barmherzigkeit!“ schrie Frau Blake, die zu sehr aus dem Concept gebracht war, als daß

ihr das unehrerbietige Betragen ihrer Kinder aufgefallen wäre. „O, himmlische Barmherzigkeit! Euer Onkel Tim war hier, um mir zu sagen, daß Niemand von ihnen diesen Abend kommen könne. Ihr könnt euch denken, wie erstaunt ich war, und daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Zuletzt fragte ich, wer ihn eingeladen habe, und da sagte er, du hättest es gethan. Dazu bemerkte er noch, das sei sehr freundlich und huldvoll von dir gewesen."

Henry und Elisa sahen einander an und lachten herzlich. „Das ist ein durchtriebener alter Schlaukopf, dieser Onkel Timothy", sagte Harry. „Er hat dich auf's Eis geführt, Mutter. Ich versichere dir mit meinem Ehrenwort, ich hab' ihn nicht eingeladen. Das konntest du wohl denken! Ich will nicht sagen, daß ich es ein anderes Mal thue, wenn es sich gerade macht. Nun laßt uns zu Tische gehen, so schnell als möglich, und schlagt euch den Onkel Timothy für jetzt aus dem Sinne."

Neuntes Capitel.

Die Soirée. — Der irische Nationaltanz. — Gegenseitige Ermahnungen zwischen Kindern und Eltern.

Die Partie der Frau Blake ging in jeder Beziehung ganz vortrefflich von Statten. Miles hatte von Tim's handgreiflichem Scherze Nichts erfahren, und so störte kein Wölkchen den heitern Himmel seines Gemüthes. Seine Frau war nicht so glücklich. Von Zeit zu Zeit erhob sich mitten unter dem Glanze und der Munter-

keit, welche sie umgab, die niederschlagende Erinnerung an ihren Bruder, an dessen trautes Weib und liebenswürdige, verständige Familie, welche alle durch einen Eigensinn, den sie weder zu erklären noch zu rechtfertigen vermochte, aus diesem geselligen Kreise ausgeschlossen waren. „Es ist sonderbar", sagte sie zu sich selbst, „wahrhaftig, sehr sonderbar! Alle die Leute hier sind sehr vornehm und sehr gebildet und Alles das, — aber doch bin ich der Meinung, daß Tim und Nelly sich anständig genug betragen, mögen sie hinkommen, wohin es sei; und Edward sowohl wie John können sich sehen lassen, so gut wie Einer von denen hier. Ich möchte wissen, was Henry und Elisa in den Sinn gekommen ist, daß sie ihre eigenen Leute nicht um sich sehen wollen, wie sie es sonst gewohnt waren?" Das Erste, was ihr zum Troste gereichte, war die Aufmerksamkeit, welche Zachary Thomson ihrer Tochter zollte. Anfangs dachte sie, es sei nur übliche Höflichkeit, daß er sie zum Piano geleitete und ihr die Blätter des Musikheftes umwandte. Nach und nach schien ihr jedoch die ausschließliche Hingabe, in welcher er sich über sie beugte, wenn sie sang und spielte, etwas mehr als Höflichkeit zu sein, und der rosige Anhauch auf den Wangen ihrer Tochter machte das mütterliche Herz in freudiger Erregung beben. „Es wäre doch herrlich, wenn daraus eine Heirath würde", sagte Frau Blake zu sich selbst und wunderte sich, daß der Gedanke ihr nicht schon früher gekommen war. Als sie ihre Augen auf Miles hinwandte, welcher mit Herrn und Frau Thomson und Frau Green Whist spielte, be-

merkte sie, daß er gelegentlich unter seinen herabgezogenen Brauen hervor einen verstohlenen Blick auf das Paar am Piano warf. Seine Züge zeigten dann den Ausdruck einer innern Befriedigung, welche seine Frau sich leicht zu erklären wußte.

„Nun, wie steht's mit dem Concerte?" fragte Herr Green, der Vater unseres früheren Bekannten Silas, der nun ein schlanker junger Mann von einundzwanzig Jahren geworden war. „Ich glaubte, die jungen Leute hätten etwas derartiges aufführen wollen?"

„Auch ich war der Meinung", bemerkte Silas, „aber, wie ich sehe, sind die Mitwirkenden alle zu sehr von ihren Privatangelegenheiten in Anspruch genommen, um an das versprochene Concert zu denken." Es lag eine gewisse Bitterkeit in seinem Tone, welche indeß Niemand außer Elisa und Zachary, so recht fühlte. Zachary sah Elisa an, die noch mehr erröthete und sich den Anschein gab, als suche sie ein Musikstück in dem vor ihr liegenden Buche.

„Das ist bloß Henry's Schuld", sagte Zachary in schadenfrohem Muthwillen. „Da sitzt er in der Ecke und verhandelt bei sich die Klagesache, die er morgen vor Gericht vertreten wird." Zachary wußte recht wohl, daß Henry in dem Augenblicke in einer weit interessantern Sache den Anwalt spielte, in welcher Jane Pearson die Stelle der Richter und Geschworenen vertrat; er wollte sich nur an der Verlegenheit des jungen Paares ergötzen, auf welches seine Worte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft hinlenkten.

„Mach' dich herbei, Henry, und nimm deine Flöte!" rief Zachary, nachdem er den Gästen hinreichend Zeit gelassen hatte, sich den Fall klar zu machen. „Ich trage darauf an, daß du deine Sache bis zum nächsten Termine vertagst. So bleibt der Urtheilsspruch über einen Gewissen unentschieden", fügte er, zu Elisa gewandt, leise hinzu, indem er anfing, seine Violine zu stimmen.

„Wenn ich dir das nicht bezahle!" zischelte Henry ingrimmig, als er, die Flöte in der Hand, neben dem Piano seinen Platz nahm.

„Schon gut, Alter! Ich gebe dir volle Freiheit dazu. Denke aber jetzt an die Musik und mache, daß deine Blicke sich nicht in jene Ecke verirren. Laß deine hübsche Clientin über deine Tonkunst, statt über deine Liebesgeständnisse das Urtheil fällen. Du weißt, daß die süßen Töne selbst das härteste Herz erweichen und deine Erwählte ist eben nicht hartherzig. Muth also! Lege deine Hoffnungen in Orpheus' Hände!"

Henry runzelte die Stirne und versuchte eine ernste Miene zu machen; es wollte ihm jedoch nicht gelingen. Um seine Lippen spielte ein Lächeln und seine dunkeln Augen strahlten; er war im Grunde zufrieden, als der begünstigte Anbeter von Jane Pearson öffentlich anerkannt zu sein.

Unter solchen Umständen konnte das Concert nicht anders als zur Zufriedenheit ausfallen. Nie glitten Elisa's Finger so behende und kraftvoll über die Tasten des Instruments, wie heute; Zachary's Bogen schien beseelt zu sein, und Henry entlockte seiner Flöte Töne

von hinreißender Lieblichkeit. So wenigstens dachte Jane Pearson, als sie in einer Ecke lehnend, mit Auge und Ohr dem Trio folgte. Selbst Silas Green fand die Ausführung vortrefflich und belobte Henry wegen seines Antheils daran.

„Wie!“ rief Zachary mit hämischem Lächeln, „hat Henry den Preis allein verdient? Nein, das ist ungerecht, ich appellire an die Gesellschaft.“ Zur Antwort erscholl einstimmiges Beifallrufen, was Elisa benutzte, um sich in das Hinterzimmer zurückzuziehen, wo ihre Mutter mit der Oberaufsicht über die Zurichtung der Abendtafel beschäftigt war.

Henry führte Jane zum Piano und legte die schöne Arie: „Hör' mich, Norma!“ vor sie hin. Als der Gesang beendet war, wurde Henry aufgefordert, sich eine Tänzerin zu der ersten Quadrille zu wählen. Das Tanzen war bis zu einer späten oder vielmehr frühen Stunde hinausgeschoben worden. Die jungen Leute vergaßen in dem berauschenden Wirbel des Walzers und der ruhigern, anmuthigen Bewegung der Quadrille bald Vergangenheit und Zukunft. Väter und Mütter blieben an den Spieltischen, nur von Zeit zu Zeit das Spiel unterbrechend, um ihre Blicke an der ungetrübten Freude ihrer Kinder zu weiden.

Miles Blake und seine Frau fühlten sich auf dem Gipfel irdischer Glückseligkeit. Wovon sie jahrelang geträumt, nun war es endlich Wirklichkeit geworden! Sie ließen ihre Augen umherschweifen in der glänzenden Versammlung, wo es glitzerte von kostbaren Ringen,

von goldenen Ketten und prächtigen Spangen. Sie sahen ihre Kinder bei jeder gesellschaftlichen Unterhaltung eine hervorragende Rolle spielen, in der Musik, beim Tanze, im Gespräche. Sie betrachteten die großen Spiegel, die Tische mit Marmorplatten, die glänzenden Tapeten und kostbaren Gemälde mit dem stolzen Bewußtsein, dies Alles gehöre ihnen. Wer kann noch zweifeln, daß sie glücklich waren?

Gehoben von der freudigen Begeisterung seiner Umgebung und entschlossen, an dem Tanze auch Theil zu nehmen, sprang Miles plötzlich vom Spieltische auf. Er nahm seine Frau bei der Hand und rief: „Elisa, spiele uns einen hübschen irischen Jig auf. Es ist schon lange her, seit deine Mutter und ich zuletzt tanzten, und, meiner Seel', wir wollen ein Mal wieder einen Hopser machen!"

Die ganze Gesellschaft war nahe daran, in Lachen auszubrechen; die Damen hielten ihre Taschentücher vor den Mund. Elisa und Henry sahen einander in sprachloser Verwirrung an. „Um Alles, Henry, versuche sie an ihren Platz zu bringen", flüsterte Elisa, „wenn du's nicht thust, sind wir beschämt für immer."

„Nun, frisch, Elisa!" rief ihr Vater. „Wir warten auf die Musik. In deinen jungen Tagen, Mary, warst du wegen deiner leichten Füße und deines leichten Sinnes gerühmt; jetzt denk' an die gute alte Zeit und laß unsere Freunde ein Mal irische Sprünge sehen! Ei, warum machst du nicht voran, Mädchen?"

„Ich weiß nicht, was ich spielen soll, Papa."

„Zum Henker, kannst du denn ‚Judy Brallaghan' nicht spielen?"

„Nein, Vater."

„Nun, dann ‚Des Fuchsjägers Jig' oder ‚Da geht sie hin', oder irgend einen von diesen prächtigen Hopsern."

„Ich kenne sie alle nicht, Papa; ich habe noch nie Etwas davon gehört. — O Henry, Henry!" wandte sie sich seitwärts zu ihrem Bruder, „willst du nicht sagen, daß sie sich setzen? Sieh, Jedermann lacht schon!"

„Das ist aber doch zu ärgerlich", rief Miles, während seine Frau sich bemühte, ihre Hand frei zu machen, um sich zurückzuziehen. „Kann denn Keiner von euch einen irischen Jig oder irgend einen Nationaltanz spielen? Herr Zachary! Sie können uns sicherlich etwas dergleichen auf der Fiedel — der Violine, mein' ich, aufspielen."

„O gewiß, Herr Blake, gewiß!" Zachary ließ ein Vorspiel ertönen, indem er Elisa einen um Entschuldigung flehenden Blick zuwarf, als wollte er sagen: „Du siehst, ich kann nicht anders."

„Was wünschen Sie, Herr Blake?"

„O, nur irgend Etwas; ich nehme es nicht genau. Wenn Sie nur Etwas spielen, worauf man lustig springen kann."

„Wohlan, so spiele ich den ‚Allerweltshopser.'"

Mit welchem Widerwillen Frau Blake auch begonnen haben mochte, er schien verschwunden bei den ersten Klängen der muntern Musik; sie hüpfte, als stände sie noch in der Jugend Blüthentagen. Wenn auch

eine ziemlich stattliche Figur, war sie doch leicht zu Fuße, und schien, von ihres Mannes freudiger Lebendigkeit angeregt, wirklich entschlossen, das ihr gemachte Compliment zu verdienen und zu beweisen, sie sei noch nicht zu alt, „sich in der Mädchen muntern Tanz zu mischen.“

Miles tanzte aus allen Kräften, um seinen amerikanischen Gästen zu zeigen, wie ein Jig getanzt werden müsse. In jungen Jahren war er ein anerkannter Tänzer gewesen und noch jetzt verstand er, einen Jig, einen Reel, einen Contretanz oder Cotillon zu drehen; Nichts von alledem kam ihm ungelegen. Um die neu ausgeheckten Tänze kümmerte er sich nicht — die überließ er jüngern Leuten, wie er sagte.

Henry und Elisa gaben sich den Anschein, als seien sie von dem Durchsehen eines Musikstückes ganz in Anspruch genommen; aber die hohe Röthe auf Elisa's Wangen und Henry's gerunzelte Stirne verriethen den Aerger, den sie zu verbergen strebten. Und doch hatten sie keinen Grund, sich zu schämen; Vater und Mutter tanzten so gut wie irgend eines der Paare, die sich vorher hatten bewundern lassen. Aber sie waren so empfindlich in Bezug auf die „Ungebundenheit und Sonderbarkeit der Irländer“, daß sie fortwährend in Angst waren, sie möchten dadurch dem Spotte der achtungswerthen Leute verfallen, deren Urtheil ihnen über Alles ging.

Ob die Gäste nicht etwa in dem Jig, wie Miles und seine Frau ihn tanzten, etwas Lächerliches sahen, wollen wir nicht behaupten; sicher aber ist, daß sie in

der Bezeugung ihres Beifalles etwas zu lärmend waren. Aber Miles und seine gute Frau waren nicht geneigt, gar ängstlich zu prüfen; sie waren selbst mit sich zufrieden und hielten es für ausgemacht, daß die Andern es ebenfalls seien. Der laute Beifall, welcher ihnen von allen Seiten entgegengebracht wurde, schien ihnen nur gerecht zu sein, und so kam ihnen nicht im entferntesten in den Sinn, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln.

„Das ist gar kein übeler Jig, Herr Zachary!" bemerkte Miles, nachdem er seine Frau zu ihrem Sitze geführt hatte. „Aber der wahre ist's doch nicht. Der vom ‚alten Fuchsjäger' wiegt ein Dutzend von diesen auf."

Zachary gab ihm in scheinbarer Unterwürfigkeit Beifall und sagte dann mit zweideutigem Lächeln: „Ich muß Ihr Urtheil gelten lassen, Herr Blake, und gestehen, daß der Jig einem Gebiete der musikalischen Composition angehört, welchem ich nicht die schuldige Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ich möchte mich in Zukunft unter Ihrer Leitung mehr damit befassen."

„Lassen Sie das, Zachary; Sie gehen zu weit. Auf diese Art überlisten Sie mich nicht; ich bin ein zu alter Fuchs, junger Freund, um mich fangen zu lassen. — Ich meine, nach dem schweren Stück Arbeit, das ich geliefert habe, hätte ich eine Labung verdient. Wer trinkt ein Glas Punsch mit mir?"

Keiner der Herren bezeigte Lust, Punsch zu trinken; die meisten waren vielmehr der Ansicht, etwas Brandy mit Wasser zu nehmen. Elisa benutzte den Augenblick,

um Zachary zuzuflüstern: „Ich weiß Ihnen schlechten Dank dafür, daß Sie Papa und Mama geholfen haben, sich lächerlich zu machen."

„Ei, was sollte ich thun? Ihr Vater bat mich, ihm aufzuspielen; das durfte ich doch nicht rund abschlagen?"

„Doch, das konnten Sie! Sie hätten sagen sollen, Sie könnten keinen Jig spielen. Fürwahr, der Name wird mir verhaßt sein, so lange ich lebe! Ich hätte auch spielen können, wenn ich gewollt hätte; aber ich that es nicht, wie Sie sahen, und so hätten Sie's auch machen sollen. Ich sage Ihnen, Zachary, das war durchaus nicht artig, und es ist ein Beweis, daß Sie sich weder aus Harry noch aus mir viel machen, wenn Sie so wenig Rücksicht auf unsere Gefühle nehmen."

„Bitte, bitte, Elisa! lassen Sie uns nicht wegen einer solchen Kleinigkeit streiten! Sie wissen zu gut, meine Schöne, wie viel Rücksicht ich auf gewisse Leute nehme. Wüßten Sie es nicht, so würden Sie so nicht sprechen. Wie können Sie sich darüber grämen, daß Ihr Vater und Ihre Mutter ihre altmodischen Manieren beibehalten? So gar Lächerliches ist doch im Grunde nicht dabei. Kommen Sie! Lassen Sie uns noch einen Walzer tanzen, ehe ich fortgehe! Ich sehe, die Mutter und die Mädchen denken an's Aufbrechen."

Elisa legte zum Zeichen der Einwilligung ihre Hand in die seine. Ihrem Bruder Harry folgte eben so gern Fräulein Pearson zum Tanze, und Silas Green erhielt die schöne Hand Arabella's, während Jane Thomson die Aufforderung Joe Smith's annahm. Frau Green setzte

sich an's Piano, und die vier Paare wirbelten im Fluge durch den Saal. Dieser Walzer bildete den Schluß der Belustigungen. Die Herren kamen aus dem Speisezimmer herein, und die älteren Damen erklärten, es sei hohe Zeit, sich zu trennen. Noch einige Augenblicke und die glänzenden Räume standen öde und verlassen.

Wir wünschten sagen zu können: die Freude blieb zurück, als die Gäste geschieden waren. Aber, leider! das war nicht der Fall. Die Thüre hatte sich kaum hinter den Gästen geschlossen, als Harry seine Eltern fragte, wie es ihnen hätte einfallen können, sich und Andere in der Weise bloßzustellen.

„Bloßstellen? Uns und Andere?“ riefen Beide wie mit Einer Stimme. „Was meinst du damit?“

„Ich meine, ihr solltet, wenn ihr auf euer eigenes Ansehen keine Rücksicht nehmen wollt, doch wenigstens an uns denken! Was für ein treffliches Paar Narren habt ihr diesen Abend aus euch gemacht!“

„Harry!“ rief Elisa in vorwurfsvollem Tone.

„Lass' ihn, Elisa; lass' ihn nur fortfahren!“ versetzte ihr Vater. „So haben wir's von ihm verdient; er zahlt uns bloß seine alte Schuld — —“

In Blake's Stimme lag eine vernichtende Kälte und in seinem Blicke ein Ernst, wie seine Kinder bisher noch nicht an ihm gesehen hatten. Wenn auch Harry fest entschlossen war, nicht zurückzuweichen, so ward ihm doch übel zu Muthe. Frau Blake faßte die Sache etwas heftiger auf, als ihr Gatte es zu thun schien.

„Höre, Henry Blake, bist du ganz von Sinnen?

Wenn nicht, so fürchte ich, es steht noch schlimmer mit dir; dann hat dich der Satan am Seile! Ich merke das schon lange; schon oft hast du mir mit deinem Spott und deinen Sticheleien im Beisein von Fremden das Blut in den Kopf getrieben. Dieses Mal aber machst du's zu toll! Was meinst du damit, daß du sagst, dein Vater und ich machten Narren aus uns?"

Elisa winkte Harry, zu schweigen, und antwortete für ihn. „O, sei nicht böse, Mama! Ich bin überzeugt, Harry hat nicht die Absicht, unehrerbietig aufzutreten; es ärgerte ihn gewiß, die Leute lachen zu sehen, als du mit dem Vater tanztest."

„Und du wagst zu behaupten, daß sie über uns gelacht haben?" fragte der Vater.

„Ja Papa, ich bin dessen gewiß, und das hat Harry und mir recht wehe gethan."

„Macht, daß ihr mir aus den Augen kommt, ihr Gelbschnäbel! Auf diese Art wagt ihr mit uns zu reden? Ihr müßt wissen, daß ihr euere Mutter und mich mit mehr Achtung zu behandeln habt, wenn ihr mit uns unter einem Dache wohnen wollt. Vergeßt es nicht, wir sind nicht von euch abhängig, wenn ihr uns auch behandelt, als wären wir's, was Gott im Himmel verhüten wolle. Jetzt merkt euch, was ich sage: wenn diese euere Freunde keine bessere Lebensart haben, als daß sie Diejenigen auslachen, welche Alles aufbieten ihnen Vergnügen zu machen, so sagt ihnen von mir, es sei das letzte wie das erste Mal gewesen, daß sie in meinem Hause waren!"

Elisa zog ihr Taschentuch hervor und wischte an den Augen, während Harry aufsprang und mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen begann.

„Und", rief Frau Blake, „sagt euerer Gesellschaft von mir, von einer mißachteten, niedergebeugten Mutter, daß es für sie wie für euch gut wäre, wenn sie keine andere Tänze tanzten als Jig's und Reel's und dergleichen altmodisches Zeug. Dann läge der Fluch nicht auf dem Tanzen! Unser Tanzen trieb Niemanden die Schamröthe in's Gesicht, wie euere Walzer und andern Tänze; — ich möchte sehen, welche ehrbare, anständige Frau solchen Tänzen ohne Scham zusehen könnte! Und noch Eines: wenn dein Bruder da, der Zierbengel, Quadrillen, Mazurka's und Walzer tanzt, wer hat denn den Pfeifer bezahlt, das möcht' ich wissen? Wenn's Vater und Mutter nicht gewesen wären, von denen ihr doch so gering denkt, ihr könntet weder tanzen noch spielen! Das merk' dir, Fräulein Elisa, und du, Junker Harry, der du dich für einen großen Mann hältst und übermüthig auf die herabsiehst, welche dich zu dem gemacht haben, was du bist. Gott verzeih' uns — ich fürchte, wir haben Etwas zu verantworten!"

„Mutter", sagte Harry, sein Auf- und Abgehen plötzlich unterbrechend und sich seinen Eltern gerade gegenüberstellend, „wenn du glaubst oder der Vater, ich ließe mich wie einen Knaben behandeln, so seid ihr sehr im Irrthum. Es wäre doch seltsam, wenn ich nicht ohne elterlichen Rath zu handeln wüßte! Verzeiht, wenn ich euere Gefühle verletze, aber ihr müßt ein für alle Mal

wissen, daß ich mir von Niemanden befehlen lasse. Gefällt's euch nicht, daß ich in euerm Hause bleibe, so kann ich wo anders hingehen. Ueberhaupt wäre mir eine Wohnungsänderung angenehm, und ich würde längst davon gesprochen haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, euch zu kränken. Gute Nacht! Bon soir, ma chère soeur!" Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Was sagt er da?" fragte die Mutter. „Das ist wohl ein weiteres Pröbchen seiner Unverschämtheit?"

„Nein, nein Mutter", sagte Elisa hastig, „er hat mir nur in französischer Sprache gute Nacht gewünscht; anders nichts, ich versichere dir."

„Und das hat er nicht auf Englisch sagen können?" bemerkte Miles, indem seine Stirn sich noch mehr verdüsterte. „O nein, er mußte unser spotten und uns demüthigen, indem er dich in einer Sprache anredete, welche wir nicht verstehen! Als ob nicht Alles, seine Sprachen und seine Musik und sein Tanzen, und auch seine Rechtsgelehrsamkeit von unserem sauern Erwerb herkäme! Und weil wir noch nicht genug an die Kinder gewandt haben, müssen wir für sie heute eine Gesellschaft geben, und ihre Freunde einladen, damit sie uns auslachen! Aber ich stehe dafür, sie sollen's nicht noch ein Mal thun, wenigstens in unserem eigenen Hause nicht!"

„Es geschieht dir Recht, Miles!" versetzte Frau Blake; „du hast ja die Nase gerümpft über die Flanagan's und über unsere alten Freunde, die Reilly's und die Sheridan's. Irländer sind sie, ja; aber sie würden so nicht handeln! Ich denke, unsere Art von Bildung

ist doch die beste, wenn wir auch nicht so damit stolziren. — Geh' jetzt zu Bette, Elisa, und bitte Gott, daß er dir die Gnade gibt, das vierte Gebot zu beobachten."

Elisa antwortete Nichts; um ihre schönen Lippen aber spielte ein Lächeln, welches dem geübten Beobachter eine Welt von Muthmaßungen erschlossen haben würde. Sie küßte Vater und Mutter, und verließ das Zimmer.

Während einiger Minuten wurde kein Wort gesprochen; Miles und seine Frau standen da und sahen einander an, vor Staunen zu jedem Gedanken unfähig. Endlich rang sich ein tiefer Seufzer aus der Mutter Brust; was sie sprach, war wenig, aber inhaltschwer.

„Es ist zu spät, Miles! Zu spät! Unsere eigenen Hände haben die Ruthe gebunden, die in unseren alten Tagen uns straft. Das ist erst der Anfang!"

Der Vater schüttelte den Kopf; er antwortete Nichts. Das also war das Ende dieses festlichen Abends: Herzen voller Leid, Gewissensbisse, düstere Ahnungen nahenden Unglücks!

Ueberlassen wir die Familie Blake der Ruhe, wenn sie nach den Mühseligkeiten dieses Tages Ruhe findet, und kehren wir zu unserem lieben Freunde Tim Flanagan zurück. Von seinem Besuche bei Frau Blake zurückgekehrt, unterhielt er seine Frau mit der Erzählung dessen, was vorgefallen war. Nelly lächelte und lächelte wieder; doch schien es, als ob sie an dem Scherze nicht so viel Gefallen fände, wie Tim erwartet hatte.

„Freilich, Tim, es war kein übeler Spaß", sagte sie,

„doch thut mir die arme Mary zu leid, als daß ich darüber lachen könnte. Und dann, wie konntest du es mit deinem Gewissen vereinigen, zu sagen, daß Harry dich zu der Partie eingeladen habe — he, Tim?“

„Pah! pah! liebes Weib, das war eine harmlose Unwahrheit; wenn ich nie Schlimmeres thue, so hoffe ich nicht lange vor der Himmelsthüre warten zu müssen.“

„Das weiß ich nicht, Tim; es ist nicht gut, eine Lüge zu sagen, weder im Scherz noch im Ernst. — Was ich sagen wollte, hast du Frau Reilly heute gesehen?“

Tim antwortete mit „Nein.“

„Ich sage dir, nie hast du eine Frau ärgerlicher gesehen, als sie ist. Sie hatte gehört, daß eine große Gesellschaft bei Blake's statthaben sollte, und da geht das arme Geschöpf und gibt über zwanzig Dollars für ein schwarzes Seidenkleid aus, um vor den Fremden anständig auftreten zu können! Sie dachte nicht anders, als daß sie mit Tom dabei sein würde. Auch Tom sollte sich auf gut Glück einen neuen Anzug anschaffen. Tom aber antwortete, seine Kleider seien gut genug, und er habe keine Lust, sein Geld zu verschleudern. Damit jedoch war er durchaus einverstanden, daß seine Mutter sich das neue Kleid anschaffe; ‚denn', sagte er, ‚ich weiß, daß du in jedem Falle ein anständiges Kleid brauchst, auch wenn du nicht in die Gesellschaft gehst'. Tom hatte seine Zweifel, ob sie eingeladen würden, nicht so die arme Sally. Und wie sie verblüfft war, da sie merkte, sie und wir alle seien übergangen! Sie ver-

sicherte hoch und theuer, sie werde nie mehr ein Wort wechseln mit den Blake's, weder mit den alten noch den jungen."

„Die arme Sally!" rief Tim unter herzlichem Lachen. „Es war gewiß nicht schön, uns so zu behandeln, — aber eine Frau von ihrer Wichtigkeit, mißachtet von ihrem eigenen Vetter! Das ist eine Verunglimpfung des Andenkens all' ihrer berühmten Vorfahren, des Vaters O'Flynn, des Onkels Phelim, ihres Urgroßvaters Terence und wie sie alle heißen. — Gott hab' sie selig!" fügte Tim mit plötzlich verändertem Ausdrucke hinzu. „Ich sollte doch nicht so leichtfertig von den Todten reden."

„Ich habe Edward von ihrem Verdrusse erzählt" nahm Frau Flanagan die Sache wieder auf. „Der meinte, er wolle dich bitten, sie alle an einem der nächsten Abende einzuladen, nur Sally zu Gefallen. ‚Wir müssen ihr Gelegenheit geben, ihr neues Kleid zu zeigen', sagte er, ‚das heißt, wenn es dem Vater und dir genehm ist'. Arme Frau Reilly! wir wollen Alles aufbieten, sie zu trösten, und ich glaube, bei uns wird es ihr noch eher gefallen, als bei Blake's."

„Der Junge hat doch ein gut' Gemüth!" rief der Vater, eine Thräne der Freude wegwischend, „das ist so ganz seine Art! Wir wollen ihm den Willen thun. Ich gehe in's Magazin und werde mit ihm darüber reden. Auf welchen Tag meinst du, daß wir's festsetzen, Nelly?"

„Wann es dir recht ist. Wegen unserer Gesellschaften gibt's nicht viele Umstände; wir haben ja keine

andere Gäste als unsere Freunde. Wir können davon sprechen, wann ihr zum Mittagessen nach Hause kommt."

„Wohl, aber ich möchte sie alle schon einladen."

„Nun denn; heute ist Mittwoch — laß' es morgen Abend sein. Und, hörst du, Tim", rief sie ihm nach, „sag' doch, Sally Reilly und Jenny Sheridan möchten am Vormittag ein Wenig herüberkommen, um mir in der Küche zu helfen."

Als Tim und seine Söhne zu Mittag nach Hause kamen, wurde über die beabsichtigte Partie nicht wenig verhandelt und, wie natürlich, die Frage aufgeworfen, ob die Blake's eingeladen werden sollten oder nicht. Edward sprach sich anfänglich sehr dagegen aus, und sein Vater war derselben Meinung.

„Nicht als ob ich ihnen im Geringsten böse wäre", bemerkte Edward, „aber sie scheinen wirklich geneigt, die Bekanntschaft mit uns abzubrechen, so weit sie können. Wer aber um neuer Bekanntschaften willen alten Freunden und sogar Verwandten den Abschied gibt, ist der Versöhnung nicht werth. Die Freundschaft mit solchen Leuten ist nur der Schatten eines Schattens."

„Da sagst du die Wahrheit, Edward", erklärte der Vater. „Ich habe keine Lust, mich von ihnen und ihren hochfahrenden Ideen langweilen zu lassen. Sie halten jetzt mehr von diesen Thomson's und Green's und all' diesen, als von uns. Da nun der liebe Gott uns von ihnen unabhängig machte, wollen wir sie mit ihren Possen allein lassen. Nicht einen Einzigen von ihnen laden wir ein!"

Frau Flanagan konnte dieser Ansicht nicht beistimmen. Immer zuvorkommend, freundlich und zum Vergeben geneigt, wußte sie zu Gunsten der Familie Blake so viele Entschuldigungsgründe anzuführen und stritt so herzhaft für dieselbe, daß weder Gatte noch Sohn gegen sie Stand halten konnten, umsomehr als John ihre Meinung unterstützte. Ellie und Susy waren entzückt durch die Aussicht, daß ihre Base Elisa einen ganzen Abend bei ihnen sein und spielen und singen werde.

„Denk' nur, Vater", sagte Ellie, „sie war noch keinen Abend bei uns, seit sie von der Schule zurück ist. Sie hat uns bloß ein Mal Nachmittags besucht und blieb nur ganz kurze Zeit. Susy und ich gingen am andern Tage zu ihr und baten sie, uns Etwas zu spielen; aber sie sagte, sie habe mehrere Briefe zu schreiben und müsse eilen wegen der Post."

„Ich habe Base Elisa nicht mehr so lieb wie sonst", rief Susy, welche auf einer kleinen Bank neben dem Ofen saß und mit ihrer Lieblingskatze spielte. „Sie ist lange nicht mehr so freundlich wie früher."

Edward bemerkte mit nachdenklichem Lächeln: „Du mußt gegen Elisa nicht allzu hart sein, liebes Schwesterchen. Ehe sie von Hause wegging, war sie ein junges Mädchen wie ihr, wenigstens nicht viel älter, als Ellie jetzt ist. Das ist aber schon manches Jahr her, und aus Cousine Elisa ist Fräulein Blake, aus euerer kleinen Spielgenossin eine junge Dame geworden. Sie war in einer feinen Erziehungs-Anstalt, wie du weißt."

„Ich will dir Etwas sagen, Edward", erwiderte Ellie

mit der ihr eigenthümlichen entschiedenen Art; „wenn das es ist, was man in den Damen-Akademien lernt, so habe ich durchaus keine Lust, eine solche zu besuchen. Ich liebe Jedermann und will von Jedem geliebt sein."

Ihr Bruder zog sie zu sich und drückte ihr einen Kuß auf die schöne Stirne. „Wenn dir das gelingt, Ellie", sagte er, „so wirst du ein glückliches Mädchen sein. Lieben und geliebt werden, ist das höchste Glück des Lebens. — Um auf unsere Angelegenheit zurückzukommen, Vater: wenn du morgen Tante Blake besuchen wolltest, könntest du im Vertrauen von ihr erfahren, ob die andern geneigt sind zu kommen, oder nicht. Wenn du dies besorgen willst, so nehme ich es auf mich, Frau Reilly mit Tom und die Sheridan's einzuladen; das heißt, wenn du so willst."

„Ganz wohl, Edward, ganz wohl. Wir wollen das Geschäft unter uns theilen. Wie aber mit Herrn Fitzgibbon, laden wir ihn nicht ein?"

„O, gewiß, Vater; ich werde ihn in den Abendstunden treffen."

Herr Fitzgibbon war der Nachfolger des Herrn Lanigan an der Schule zu St. Peter; der gute alte Mann hatte drei Jahre vorher der Erde den letzten Zoll bezahlt.

Nachdem diese Angelegenheit in's Reine gebracht war, zog Edward ein kleines, sauber in Seidenpapier gewickeltes Päckchen aus der Westentasche. „Kommt ein Mal her, ihr Mädchen!" sagte er zu Ellie und Susy. „Ich hätte fast etwas sehr Wichtiges vergessen. Diesen Morgen traf ich Jemanden, welcher zwei braven Mäd-

chen, wenn solche zu finden wären, ein Geschenk machen wollte."

„O, wir sind brav, Edward! Gib es mir!" rief die eine wie die andere.

„Eigenlob gilt nicht", entgegnete Edward lächelnd; „wenn aber die Mutter für euch gut spricht, so will ich sehen, was sich thun läßt."

„O, wenn's darauf ankommt, ich habe nicht über sie zu klagen."

Das Päckchen wurde also geöffnet, und zwei niedliche silberne Rosenkränze kamen zum Vorschein. Die Mädchen klatschten vor Freude in die Hände, schlangen die Arme um ihres Bruders Nacken und küßten ihn auf beide Wangen. „Ha, ha", rief Susy muthwillig, „ich weiß recht gut, wer die Rosenkränze schickt. — Du bist es selbst, Niemand anders."

„Was für eine Wahrsagerin unsere Susy doch ist!" rief ihr Bruder. „Wer sie euch schenkt, das thut Nichts zur Sache, liebe Susy! Er gibt sie aber mit der Bedingung, daß ihr sie täglich gebrauchen sollt. Das merkt euch, meine Schwesterchen, und vergeßt seiner nicht in euern Gebeten."

„Da siehst du's nun, Nelly", sagte Tim, eine ernste Miene aufsetzend. „Da siehst du, welchen Weg Edward's Geld geht." Seine Stimme zitterte dabei vor Rührung.

„Gott segne ihn! Ich weiß es gar wohl;" antwortete die zärtliche Mutter. „Wenn jeder junge Mann seines Alters ihm gliche, so gäbe es wenig gebrochene Elternherzen!"

„Nimm dich in Acht, Mutter, daß du mich nicht stolz machst!“ sagte Edward scherzend. „Du weißt, Schmeichelei ist immer gefährlich, aber nie mehr, als wenn sie von denen ausgeht, die wir lieben und ehren. — Nun, Vater, wirst du in's Magazin zurückkommen? Sonst wollen wir hingehen, John und ich; wir möchten dort nöthig sein.“

„Das ist wahr, Edward; es ist eigentlich nicht vorsichtig von uns, zusammen nach Hause zu gehen und das Geschäft Fremden zu überlassen, mögen diese auch noch so ehrlich sein.“

„Was meinst du, Vater“, sagte John, „ich will künftig jeden Tag im Magazin bleiben, bis du mit Edward zurückkommst. Ich kann recht gut warten und bin gern dazu bereit.“

„Nein, John“, entgegnete sein Bruder, „es wird besser sein, wenn ich bleibe, da ich in Allem, was vorkommt, mir zu helfen weiß. Dann kannst du, Vater, mit John zum Essen gehen; für mich wird's früh genug sein, wenn ihr zurückkommt.“

Diese neue Anordnung gereichte zu allgemeiner Befriedigung, und es gab wohl keinen glücklichern Mann, in ganz New-York, als Tim Flanagan, wie er so zwischen seinen beiden Söhnen zu seinem Geschäftslokal hinschritt. Sein Herz war voller Freude, und immer wieder fragte er sich: „Was habe ich gethan, daß Gott sich mir so gnädig erweist? Wie kann ich ihm danken für seine wunderbare Güte gegen mich und die Meinigen?“ Aus der Tiefe seines eigenen Herzens kam ihm

die Antwort: „Was man säet, das wird man ernten; wie man die Kinder zieht, so hat man sie.“ Dennoch blieb Tim's Dank gegen Gott derselbe. Er pries Seinen heiligen Namen und wußte nicht, wie er eine solche Bevorzugung verdient habe.

Zehntes Capitel.

Ein Familien-Kränzchen bei Tim Flanagan.

Der größere Theil des Donnerstages wurde von Frau Flanagan und ihren getreuen Freundinnen, Wittwe Reilly und Frau Sheridan, mit den Vorbereitungen zu der bevorstehenden Festlichkeit verbracht. Ihre vereinte Kochkunst wurde in Anspruch genommen, und das Ergebniß derselben machte ihnen die größte Ehre. Die eine bereitete Kuchen, die andere Torten, die dritte Eierrahm, Gelee und blanc-manger, während Ellie und Susy abwechselnd halfen, wo man ihrer Dienste bedurfte. Es war ein wichtiger Tag, ein Tag froher Aufregung und heiterer Geschäftigkeit vom Morgen bis zum Abend. Als alle Gerichte fertig und in der Speisekammer bereit gestellt waren, nahte der Mittag heran; Frau Reilly und Frau Sheridan dachten daran, sich nach Hause zu begeben, wo man ihrer wohl bedürfen mochte.

„Nun sorgt, daß ihr diesen Abend bei Zeiten kommt“, lautete die Ermahnung beim Abschiede. „Und du, Sally, sag' dem Tom, daß er seine Fiedel nicht vergißt; wenn er sie nicht mitbringt, dann bleibt ihm Nichts übrig, als deshalb noch ein Mal zurück zu traben.“

Als die beiden Freundinnen zusammen nach Hause gingen, theilten sie einander ihre Gedanken mit, wie dies wohl Jeder unter ähnlichen Umständen thun würde.

„Ist sie nicht ein liebevolles, freundliches Geschöpf?" sagte Frau Sheridan; „nicht die Spur von Vornehmthuerei oder Eitelkeit findet man bei ihr, in so guten Verhältnissen sie auch ist. Freilich, die ganze Familie ist so. Tim ist gerade noch so schlicht und einfach in seinem Betragen und freut sich so herzlich, uns Alle um sich zu sehen, wie zu der Zeit, wo es ihm hart ankam, seiner Familie anständigen Unterhalt zu erwerben. Und die Jungen! Der Edward ist ein so hübscher, junger Mann, als einer in der Stadt, ein wahrer Gentleman in Kleidung wie in Sitten; und doch spricht er mit uns so herzlich und behandelt uns mit einer Achtung, daß man sich wie zu Hause fühlt. Gottes Segen ruht sichtbar auf dieser Familie."

„Was du da sagst, ist die Wahrheit, liebe Jenny", bemerkte ihre Freundin. „Sie machen dem alten Stamme Ehre. Tim Flanagan ist das leibhafte Ebenbild meines Onkels Patrick, der Verwalter bei Lord Incledon war, und der Edward, — man möchte darauf schwören, er sei ein Sohn meines Großvaters, so ähnlich ist er ihm. Du hast meinen Großvater nicht gekannt, obgleich er dein Großoheim von mütterlicher Seite war."

„Nein, ich habe ihn nie gesehen", erwiderte die Andere still lächelnd, „aber er muß recht schön gewesen sein in seinen jungen Tagen, wenn er Edward Flanagan glich."

„In seinen jungen Tagen!“ wiederholte Frau Reilly mit besonderm Nachdrucke, „ja, und in seinen alten Tagen; du hast nie einen schönern alten Mann gesehen. Es ist mir leid, daß du so bald zu Hause bist; ich würde dir sonst mehr von ihm erzählen.“

„O, das macht Nichts, du thust es ein ander Mal. Ich fürchte, Daniel und die Kinder werden hungrig sein.“

„Und mein armer Tom auch, — ich vergaß das Mittagessen ganz, bis du mich erinnert hast. Auf Wiedersehen denn, bis zum Abend.“

Der Abend kam endlich heran und mit ihm alle die Freunde und Verwandte der Familie Flanagan. Da war Daniel Sheridan, seine Frau, sein Sohn Mike und eine junge Tochter, Namens Annie, ungefähr in Ellie’s Alter. Da war Frau Reilly in ihrem schwarzen Seidenkleide und einer neuen hübschen Haube. Mit ihr kam Tom, seinen Violinkasten unter dem Arme tragend, sein Haar über der Stirn kühn emporgestrichen, und auch sonst jeder Zoll ein Mann. Dann kam Herr Fitzgibbon, der Lehrer von St. Peters-Schule, ein ernster, schweigsamer Junggeselle von fünfundvierzig Jahren, vom Scheitel bis zur Sohle mit ängstlicher Sauberkeit und Sorgfalt gekleidet. Wahrhaft achtunggebietend war seine Persönlichkeit; er liebte es, Worte von recht gelehrt klingender Länge und dazu viel Schnupftabak zu gebrauchen; im Uebrigen war er ein ganz vorzüglicher Mann und durchaus würdig, die Stelle des viel betrauerten Jeremiah Lanigan einzunehmen.

Auch ein gewisser Herr O’Callaghan war anwesend,

ein Wittwer, dessen schöne Tochter Margaret, obgleich der Aufmerksamkeit, die sie erregte, nicht im Mindesten bewußt, die Königin des Festes war. Zuletzt von Allen kamen Herr und Frau Blake, letztere von Juwelen glitzernd und in kostbaren Brocat gekleidet. Ihr Eintritt bewirkte allgemeines Aufsehen.

„Da kommt Frau Blake", sagte Mike Sheridan, „mit Putz behangen, wie gewöhnlich. Still jetzt, kein Wort bis Ihre Majestäten Platz genommen haben! Wo haben sie aber ihren Prinzen und die Prinzessin gelassen? Sag' Ned, wo ist dein Vetter und dein Bäschen?"

„Hier sicher nicht", antwortete Edward lächelnd; „ich habe die Ehre ihrer Gesellschaft kaum erwartet. Sie kommen nicht zu uns, weil sie nicht von unserer Art sind. Desto besser! Ihre Gegenwart würde die gute Stimmung nur stören."

Die Unterhaltung war vor dem Erscheinen des Blake'schen Ehepaares eine ungezwungene gewesen; nach diesem wichtigen Ereignisse trat für einige Augenblicke allgemeine Stille ein, doch kam der Fluß der Rede nicht gänzlich in's Stocken, da Herr Fitzgibbon den Faden des Gespräches aufgriff.

„Wie ich schon bemerkt habe, Herr O'Callaghan", sagte er, „es ist meine Ueberzeugung, daß der Lehrer oder die Lehrerin entweder ein Segen oder ein Fluch für die Gesellschaft ist, je nachdem sie guten oder schlechten Grundsätzen Eingang verschaffen. Das ist eine Thatsache, mein Herr, die Niemand bestreiten kann."

„Ohne Zweifel, so ist's", entgegnete Herr O'Cal-

laghan; „ich für meinen Theil, begreife solche Eltern nicht, welche die Thorheit haben, ihre Kinder an Orte zu bringen, wo ihnen falsche Grundsätze eingeprägt werden. Ich würde mein Kind lieber in ein brennendes Haus, als in eine unkatholische Schule schicken."

Sei es, daß Herr O'Callaghan die Anwesenheit der Blake's vergaß, oder daß er seine Bemerkung für ihre Ohren bestimmt hatte, — Miles übernahm es, zu antworten: „Das ist recht schön gesagt, Herr O'Callaghan. Sie haben nur eine Tochter — ich will damit nichts gegen die Damen sagen — aber wenn Sie einen Sohn hätten, so sähen Sie ihn wahrscheinlich auch lieber zu einem aufgeklärten Amerikaner aufwachsen, als zu einem ungebildeten Halbundhalb-Irländer, besonders wenn Sie ihn für einen gelehrten Stand bestimmt hätten."

In dem Tone, wie in den Ausdrücken dieser Antwort lag für Herrn Fitzgibbon und in gewissem Grade auch für Herrn O'Callaghan etwas Beleidigendes.

„Fürwahr, Herr Blake", entgegnete der Lehrer, „wenn man Sie reden hört, sollte man glauben, es habe nie einen gebildeten Irländer gegeben! Wollen Sie damit sagen, mein Herr, daß irische Lehrer nicht so fähig seien, den Verstand zu bilden und die Geisteskräfte zu pflegen, wie ein Amerikaner und jeder Andere? Oder soll man annehmen, Ihr Vorwurf sei gegen die Religion gerichtet, welcher die meisten irischen Lehrer angehören? Ist es unser religiöses Bekenntniß oder unsere Nationalität, unsere irische Abstammung oder unsere katholische Richtung, welche uns unfähig macht, den

Geist aufzuklären, mein Herr? — Antworten Sie mir gefälligst, Herr Blake!"

„Es ist nicht meine Absicht, die irischen Lehrer zu tadeln", versicherte Herr Blake; „aber es will mir bedünken, da unsere Söhne nun einmal Amerikaner werden, mag's uns lieb oder leid sein, und sich unter Amerikanern ihren Unterhalt erwerben müssen, so sei es gut, wenn sie von Kindheit an ,in Rom wie Römer leben'. Sie verstehen mich doch? Meine Meinung ist, daß Niemand Irländer und Amerikaner zugleich sein kann: er muß entweder das Eine werden oder das Andere."

„Ich bitte um Entschuldigung, Onkel", nahm Edward das Wort. „Hierin kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ich selbst bin ein lebendiger Beweis, daß Ihre Behauptung falsch ist. Ich wurde, wie Sie wohl wissen, nach katholischen — ja sogar nach irischen Grundsätzen erzogen; ich bin von Herzen ein Ire, katholisch — ich hoffe es — in Glauben und That, und doch bin ich durchaus bereit, für diese große Republik, das Land, wo ich geboren, einzustehen, ja, wäre es nöthig, den letzten Blutstropfen für dasselbe zu vergießen. Ich liebe Amerika; es ist mein zweites Vaterland, da es mein Geburtsland ist; ich kann und will jedoch Irland nicht vergessen. Ich bedauere den Sohn eines irischen Vaters, wenn er dazu im Stande ist, denn sein Herz muß für die erhabensten und heiligsten menschlichen Regungen ohne Gefühl sein. Ja, lieber Onkel! Ich bin Irländer sowohl wie Amerikaner, und werde es mit Gottes Hülfe bleiben."

„Geben Sie mir Ihre Hand, Edward!“ rief O'Callaghan mit Innigkeit. „Wären doch alle Amerikaner von irischem Stamme Ihnen gleich!“

„Es macht mir Vergnügen, Ihnen auch meine Anerkennung zu zollen“, setzte Fitzgibbon hinzu. „Ihre Gesinnung ist die rechte, junger Freund; Sie wissen die richtige Mitte zu treffen. Ich möchte hören, was Ihr Onkel, Herr Blake, darauf zu erwidern hat.“

„Nach meiner Meinung dürfte dieser der Letzte sein, welcher zu Gunsten der gemischten Schulen — besser gesagt, der katholikenfeindlichen Schulen das Wort nähme“, bemerkte Tim. „Ich möchte wetten, wenn er seine wirkliche Ansicht sagen will, wird er eben so gegen dieselben sprechen, wie Jeder von uns. Nun, Miles, sei aufrichtig und sag's heraus wie ein Mann! Bist du gegen die gemischten Schulen oder bist du für sie — wie du's vor Jahren warst“, fügte er leise hinzu, so daß nur Miles es hören konnte.

Frau Flanagan, welche bemerkte, daß sich auf ihres Schwagers Stirne eine Wolke zusammenzog, unterbrach hier den Gemahl. „Ich denke, es ist an der Zeit, daß ihr euere Füße zu einem Tänzchen zurechtsetzt. Edward, wie ist es, daß du nicht eine Quadrille oder Etwas der Art veranstaltest?“

„Die Quadrillen, Mutter, kommen nach dem Programme nicht zuerst an die Reihe“, antwortete Edward. „Tom und ich schlagen vor, daß ihr Beide, du und der Vater, den Ball mit einem irischen Jig eröffnet, oder

daß Onkel und Tante Blake mit euch zusammen einen schottischen Reel tanzen."

„Das brauchst du nicht zwei Mal zu sagen", rief Tim, vom Stuhle aufspringend und zu seiner Schwester hinschreitend. „Auf, Mary! Laß uns diesen jungen Leuten zeigen, was wir zu leisten vermögen. Geh', Miles, und nimm dir Nelly! Nun, was habt ihr beide, daß ihr so zögert? Schaut nur die Nelly an, wie wohlgemuth und lustig sie dreinsieht! So, endlich wären wir bereit! Wer wird uns denn aufspielen?"

„Ich, wenn Sie erlauben", rief Tom Reilly vom andern Ende des Zimmers. „Was wünschen Sie?"

„Etwas Munteres, Tom", lispelte Ellie ihm zu. „Es ist schon lange her, daß Vater und Mutter nicht mehr getanzt haben; d'rum mußt du machen, daß ihre Füße gehörig in Bewegung kommen."

Edward besann sich ein Weilchen und dann, sich zu Tom niederbeugend, sagte er ihm Etwas in's Ohr, worauf dieser jenen hübschen, als „Frau Macleod's Reel" bekannten Tanz zu spielen begann.

Die Wirkung war eine augenblickliche; die zwei Paare setzten sich, von den muntern Klängen hingerissen, frisch in Bewegung. Die jungen Leute hatten an dem Anblicke eben solche Lust, als wenn sie selbst getanzt hätten; Mike Sheridan redete seinem Vater zu, aufzustehen und sich auch eine Tänzerin zu suchen.

„Hol' die Mutter, Papa!" sagte Mike. „Laß keine Entschuldigung gelten; sie muß tanzen, — es wird ihr gut sein. Ich möchte euch beide auch bei dem Spaße sehen."

„Wohlan, wir wollen dir nicht entgegen sein, lieber Mike“, sagte die Mutter; „ich hatte durchaus nicht vor, diesen Abend zu tanzen, aber deinetwegen thu' ich's doch, — bloß um dir zu zeigen, daß deine Mutter noch nicht — alt geworden ist.“

„Brav, Frau Sheridan! Das ist ein gutes Beispiel“, rief Edward, als Dan und seine Frau sich zum Tanzen erhoben. „Nun, Herr O'Callaghan, wollen Sie nicht auch dazwischen springen?“

„Wahrhaftig, ich muß gestehen, ich kann nicht anders“, antwortete O'Callaghan aufstehend und machte Frau Reilly seine Verbeugung.

„Ach, Herr O'Callaghan, mich müssen Sie entschuldigen“, versetzte die Wittwe. „Ich habe seit dem Tode meines John selig keinen Schritt mehr getanzt und werde es auch nicht mehr, so Gott will. Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Herr! Wär's das nicht, ich würde so gern als eine der Anwesenden mit Ihnen tanzen. Wahrhaftig! das würde ich, Herr O'Callaghan; aber es wäre doch nicht schicklich, wenn eine Wittwe tanzte. Das paßte schlecht zu dieser Mütze und zu dem schwarzen Kleide.“

Herr O'Callaghan ehrte ihre Bedenken und trat lächelnd zu Ellie Flanagan.

„Haben Sie Lust, einen Reel zu tanzen, Fräulein Ellie? Es thut mir Ihretwegen leid, daß ich nicht jünger bin; aber da ich keine andere Tänzerin finden kann, werden Sie doch nicht so grausam sein, einen alten Mann um seinen Tanz zu bringen, das weiß ich.“

„Nein, gewiß nicht“, versetzte Ellie, indem sie auf-

stand. „Ich weiß zwar nicht, ob ich einen Reel ordentlich zu Stande bringe; aber mag's gehen, wie es will, ich versuche ein Mal."

Der Reel war so ein doppelter und wurde mit der größten Lebhaftigkeit durchgeführt, indem die tanzenden Paare einander in Ausdauer zu übertreffen suchten. Die Lust wurde noch gehoben durch eine ununterbrochene Reihe spaßhafter Bemerkungen der Umstehenden und heiterer Ausrufe der Tänzer selbst, besonders Tim's und Dan's.

„Brav, Mary! — halte dich wacker, dem alten Ballywalter zu Ehren!"

„Bist du das, Jenny? — Meiner Seel', du wirst wieder jung dabei!"

„Heda, Miles Blake! Was für Gedanken plagen dich? Du wirst zurückbleiben, wenn du dich nicht besser regst."

„Sehr gut, Ellie, in der That!" sagte Herr O'Callaghan. „Ich sehe, Sie können einen Reel tanzen, und sogar vortrefflich." Ellie antwortete nur durch ein Lächeln.

„Welch' ein lustiger Anblick!" bemerkte Margaret O'Callaghan, als Edward sich auf einen Stuhl neben ihr niederließ.

„Ja", versetzte Edward, „es macht mich ganz heiter und glücklich, das zu sehen. Wie mein guter Vater da springt, so recht nach Herzenslust! Er scheint die ganze übrige Welt zu vergessen; und die liebe Mutter, — sehen Sie nur, Margaret — wie glücklich sie aus-

sieht, und wie hübsch noch ihr liebes, freundliches Gesicht ist. Ja, das ist wirklich ein herzerhebender Anblick!"

„Und mein Vater", sagte Margaret; „hätten Sie je gedacht, daß er einen solchen Reel tanzen könnte? Er ist so leicht auf den Füßen, als wäre er fünfundzwanzig Jahre alt."

„Nun ist's genug, Tom; genug!" rief Tim, seine wohlbeleibte Tänzerin zu einem Stuhle hinschwenkend. „Wir sind Alle müde, darauf gebe ich mein Wort."

„Oho!" rief Dan, seine Frau zu ihrem Sitze führend; „du sagst nur so, um deine Niederlage zu bemänteln. Du kannst es nicht leugnen, du hast den Kampfplatz zuerst geräumt."

„Thut nichts, Dan! Wir waren auch zuerst auf demselben, das wirst du nicht bestreiten. Jetzt sag' mir aber, Tom, wer hat dich geheißen, ‚Frau Macleod's Reel' zu spielen?"

„Edward that es und sagte, er habe seine Gründe dafür."

„Ah, der Schelm! die Gründe kenne ich; er hörte seine Mutter und mich davon sprechen, daß wir ihn auf Tante Mary's Hochzeit tanzten, als meine Nelly ein junges Ding war, und hernach wieder auf unserer eigenen Hochzeit. Ist dir's nicht aufgefallen, Nelly?"

„O, wie sollte es nicht? Das eben hat mich mit solcher Lust tanzen lassen. Ich vergaß ganz, daß ich keine Braut mehr bin. He, Mary, was sagst du dazu? Hat dir die Musik auch alte Erinnerungen geweckt?"

„Ach ja!" antwortete Frau Blake, indem sie eine

Thräne wegwischte. „Gewiß, Nelly, ich kann dasselbe sagen: auch ich habe die Gegenwart gänzlich vergessen. Wer hat dir den Gedanken eingegeben, Edward, diese Musik spielen zu lassen?“

„Mein Vater hat diese Frage schon beantwortet, liebe Tante. Als ich euch Alle vier so zusammen sah, da fiel mir ein, daß diese heitere Musik an freudige Ereignisse eueres Lebens erinnert.“

„Tausend Dank, Edward!“ rief sein Vater freudig. „Das muß ich gestehen, es war ein glücklicher Gedanke von dir.“

Frau Blake schwieg. Sie sah ihren Gatten an und bemerkte an der Veränderung seines Gesichtsausdruckes, daß auch ihm ein schmerzlicher Gegensatz bemerkbar geworden war.

„Jetzt kommt eine Quadrille!“ rief Edward. „Was für Musik wird gewünscht, Klavier oder Violine?“

„Ich stimme für Violine“, versetzte Tom, der immer bereit war, sich Dank zu verdienen. „Ich bin noch nicht müde, und wenn ihr mit meinem Spiel zufrieden seid, so stehe ich gern zu Diensten.“

„Gut“, sagte Edward, „ich stimme ein. Diesen Tanz magst du spielen, und den nächsten spiele ich.“

„Warum spielt denn Margaret nicht?“ fragte Herr O'Callaghan.

„O, sie wird schon an die Reihe kommen“, bemerkte Frau Flanagan freundlich. „Lassen Sie das Kind doch erst sein Tänzchen machen.“

Einige Quadrillen wurden getanzt; dann folgte ein

Cotillon und zuletzt war die ganze Gesellschaft — außer Margaret, welche das Orchester vertrat — zugleich auf den Beinen; Alt und Jung hüpfte einher nach der heiteren Weise von „Sir Roger von Coverley“.

Verschiedene Lieder füllten auf angenehme Art die Pausen zwischen den Tänzen aus. Herr O'Callaghan hatte eine glühende Liebe für Irland und Alles, was irisch war; Thomas Moore war seiner Meinung nach der erste Dichter der Neuzeit, da unter den Alten wie unter den Neuern Keiner den Vorstellungen, welche O'Callaghan von einem großen Dichter hegte, mehr entsprach. Seine Tochter sang die meisten der „Melodieen“ mit wahrem Gefühl und vielem Geschmack; sie hatte eine schöne, wohl ausgebildete Stimme und begleitete vorzüglich, denn ihr Vater hatte bei ihrer Erziehung, ganz besonders aber beim Musikunterricht, nicht gespart.

Auf Edward's Aufforderung setzte Margaret sich an das Klavier und, indem ihre Finger in einem zierlichen Vorspiele über die Tasten hinglitten, fragte sie: „Nun, was soll ich singen?“

„Irgend Etwas nach Ihrem Belieben“, war die allgemeine Antwort.

Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens begann sie Moore's herrliches Lied zu der Melodie des „Coolin“: *)

*) Ueber diese Melodie, welche durch ihren historischen Ursprung merkwürdig ist, erzählt Walker in seinen „Historical Memoirs of Irish Bards“ Folgendes: „Im achtundzwanzigsten Jahre der Regierung Heinrich's VIII. wurde eine Acte bekannt gemacht über die Gebräuche der Irländer und

„Ob auch mit Leid ich schaue Erin's verschwindenden Schein."

Athemlose Stille herrschte, während sie sang; denn sowohl Text wie Musik sind voll tiefen Gefühls, und Margaret's Stimme drang eigenthümlich zum Herzen.

Als die letzten Töne des Nachspiels verklungen waren, brach ein lauter, anhaltender Beifall aus. Edward allein blieb still; doch Margaret wußte, daß sein Schweigen mehr Bewunderung ausdrücke, als Worte es vermocht hätten.

„Herr Edward", sagte Margaret, schüchtern aufblickend, „nun steht auch mir, glaube ich, eine Bitte zu. Wollen Sie uns mit einem Liede erfreuen?"

„O, gewiß; aber es muß Jemand bestimmen, was ich singen soll. Willst du dies thun, Mutter?"

„Singe das neue Lied, welches du letzte Woche gelernt hast, Edward. Wir Alle sind davon entzückt",

ihre Art, sich zu kleiden, und darin allen Irländern untersagt: sich oberhalb der Ohren scheeren oder rasiren zu lassen, Glibbes oder Coolins (das heißt: lange Locken) auf den Köpfen oder Haare auf der Oberlippe zu tragen. Bei dieser Gelegenheit dichtete einer unserer Barden ein Lied, in welchem eine irische Jungfrau dargestellt wird, die ihrem theuern Coolin — dem Jüngling mit den wallenden Locken — den Vorzug gibt vor den „Fremden" (den Engländern) und vor Allen, welche die Sitten derselben haben. Nur die Melodie dieses Liedes ist auf uns gekommen und wird allgemein bewundert." Zu dieser Melodie nun hat Thomas Moore sein „Tho' the last glimpse of Erin with sorrow J see" gedichtet, und dieses Lied gilt den Irländern als würdiger Ersatz für den verloren gegangenen alten Text.

Der Uebersetzer.

fuhr sie, zu ihrer Schwägerin gewandt, fort. „Ich weiß nicht, ob ihr dasselbe schon kennt oder nicht.“

Edward sang:

Was mag wohl der Alte sinnen
Auf den Eichenstab gelehnt?
Will der Mailust er entrinnen,
Die er selbst herbeigesehnt?

Nur mit thränenfeuchtem Blick
Schaut er auf der Tänzer Lust,
Nach dem Tacte der Musik
Wiegt das Haupt sich unbewußt.

Zecher möchten ihn gewinnen —
Jedes Glas wird abgelehnt.
Was mag denn der Greis wohl sinnen
Auf den Eichenstab gelehnt?

Zauberkraft umwebt im Lied
Ihm das Aug' mit trübem Flor;
Aus des Lebens Mai er sieht
Was an Freunden er verlor.

Läßt den Jubel um sich rinnen,
Dem nicht ahnt, was er ersehnt;
Grabesruh' nur will er sinnen
Auf den Eichenstab gelehnt.

Das Lied war zu Ende und alle Anwesenden fühlten sich hingerissen von der lieblichen Melodie und den einfachen rührenden Worten, wie nicht minder von der meisterhaften Vollendung des Vortrages.

„Wißt ihr auch", begann Edward, „daß dieses Lied mich jedes Mal an den armen Herrn Lanigan erinnert, der nun in der Ewigkeit ist. Ich weiß nicht zu sagen, warum, aber es ist so. Ich kann mir den guten alten Mann so recht vorstellen, gelehnt auf den Eichenstab, den er mir vermacht hat zur Erinnerung an die Jahre, die ich unter seiner Leitung verbrachte. Der gute Herr Lanigan!" fuhr Edward im Tone der innigsten Rührung fort. „Möge er ruhen im Frieden!"

„Amen!" schlossen alle Anwesende, Miles Blake ausgenommen.

„Der gute Herr Lanigan!" wiederholte Mike Sheridan, mit mehr Ernst, als er gewöhnlich bei irgend einer Gelegenheit zu bekunden pflegte — „wie oft hat er mir mit diesem Eichenstocke wohlmeinend gedroht!"

„Und zuweilen hat er einige deutliche Winke beigefügt in einer Richtung, die ich nicht nennen will, he Mike?"

„Nein, Tom, das ist nicht schön", versetzte Mike, in seiner gewohnten guten Laune, „du weißt doch, daß man nicht aus der Schule schwatzen darf!"

„Wie, das sollte man nicht dürfen? Nicht ein Mal zehn Jahre nach den fraglichen Vorfällen? Sag' jetzt die Wahrheit, Mike, verzeihst du deinem alten Lehrer die strenge Behandlung, die er dir so reichlich zu Theil werden ließ?"

„Von ganzem Herzen!" antwortete Mike mit Wärme. „Weiß Gott, ich thu' es! — Alles war zu meinem Besten, und wenn ich mehr dieser Winke bekommen hätte, es

wäre um so besser für mich gewesen. Doch, was nützen solche Rückblicke? Vorwärts führt uns der Weg des Lebens, mögen wir wollen oder nicht. Laßt das, — ich will jetzt auch Etwas singen."

Mike's Stimme war keine der besten, dies wußte er recht gut; aber da die Unterhaltung eine ernste Wendung zu nehmen drohte, wollte er die Gesellschaft zum Lachen bringen, wenn auch auf seine eigenen Kosten — darauf kam es Mike nicht an, wenn es ihm nur gelang, die heitere Stimmung zu erhalten. Demgemäß sang er „Das Lied vom König der Menschenfresser" und als er geendet hatte, war kein ernsthaftes Gesicht mehr zu sehen.

„Genügt dies oder soll ich noch Etwas singen?" fragte Mike ernsthaft. „Ich weiß noch ein schönes Lied auf dieselbe Melodie."

„Um des Himmels willen, hör' auf!" rief seine Mutter, sobald sie vor Lachen wieder reden konnte. „Willst du uns denn geradezu umbringen? Eine Elster hat mehr Talent zum Singen wie du."

„Ja, Mutter, man thut nicht mehr, als man kann", war Mike's Antwort.

Noch manche Lieder wurden von den jungen Leuten aufgetischt, während ihre Väter und Mütter sich mit einem irischen Kartenspiel oder einer Partie Whist unterhielten.

Das Einzige, was der allgemeinen Freude hätte Eintrag thun mögen, war die Abwesenheit von Thomas und Peter, welche beide zu Mount St. Mary bei Emmets=

bury waren, um ihre Studien fortzusetzen. Henry's und Elisa's Namen wurden nicht genannt, selbst nicht von ihren Eltern.

Von Zeit zu Zeit, wenn irgend Etwas sie an ihre Kinder erinnerte, wechselten die Eheleute Blake unter sich Blicke, die nicht von großer Selbstbefriedigung Kunde gaben. Sie konnten auch unmöglich so vergnügt sein wie die Uebrigen. Ihre Gemüthsstimmung paßte nicht zu der aufgeweckten Fröhlichkeit einer solchen Gesellschaft, und zudem quälte sie das schmerzliche Bewußtsein, daß unsichtbare Schranken von den anwesenden Verwandten und Freunden sie trennten. Nicht als ob irgend Einer der Anwesenden die geringste Kälte gegen sie gezeigt hätte — nur die Erinnerung an die absichtliche Zurücksetzung, welche gerade diese Leute kürzlich von ihnen erfahren hatten, lag ihnen schwer auf der Seele. Miles suchte seinen unbehaglichen Seelenzustand dadurch zu verdecken, daß er sich in eine gewisse Würde einhüllte, während umgekehrt seine Frau sich die größte Mühe gab, recht unbefangen und gemüthlich zu scheinen, als ob gar kein Mißverhältniß obwalte; bei beiden jedoch war der Schleier zu dünn, um seinem Zwecke zu entsprechen, und diente nur dazu, die wahre Sachlage noch empfindlicher bloßzulegen. Tim und seine Frau thaten, was in ihren Kräften stand, um es den Blake's angenehm zu machen. Edward unterstützte sie gewandt und mit aller Herzlichkeit in diesem Bemühen; keines der Mädchen indessen vermochte es über sich, in gleicher Weise der Tante und dem Onkel entgegenzukommen.

Susy sprach wohl auf Geheiß ihrer Mutter einige Mal mit Frau Blake, und diese bot wirklich Alles auf, die alte Vertraulichkeit herbei zu führen. Doch Alles war umsonst; Susy konnte nicht vergessen, daß an einem gewissen Tage ihre Tante sie aus dem Wohnzimmer hatte gehen heißen, weil die beiden Fräulein Thomson zum Besuche kamen. Seitdem war Susy den Gedanken nicht los geworden, daß Tante Mary sie nicht mehr so lieb habe, wie früher, und dies war der Grund ihrer Kälte.

Frau Reilly konnte die ihr kurz vorher zugefügte Beleidigung weder vergeben noch vergessen. Alle Spitzen ihrer Unterhaltung zielten auf die Blake's, und sie sorgte dafür, daß diese auch hörten, was für sie bestimmt war. Sie saß da in ihrem neuen Seidenkleide und benahm sich, als ob die Würde aller bedeutenden Männer ihres Stammes in ihrer Person vereinigt wäre. Sie durchstöberte alle Winkel ihres Gedächtnisses, um jeden ihrem alten Hause zur Ehre gereichenden Vorfall zu Tage zu fördern, und erzählte ihre Geschichten mit einer so hartnäckigen Umständlichkeit, daß ihre jeweiligen Zuhörer sich durchaus nicht glücklich fühlten. Sie hatten Alles wenigstes hundert Mal gehört; und obgleich die Anwesenden meist Abkömmlinge desselben alten Stammes waren, so hätten sie ihr die wiederholte Aufzählung der frühern, gegenwärtigen und zukünftigen Ehren der Familie doch gern erlassen. Frau Reilly aber war in ihrem Elemente und schwebte, gleichsam von den Fittigen der Erinnerung getragen, in erhabener Höhe.

Der Abend verging so angenehm, daß Niemand den Flug der Stunden gewahrte, und Mitternacht war nahe, ehe Einer der Anwesenden, vielleicht mit Ausnahme der Eheleute Blake, es ahnte. Von allen Seiten hieß es nun, es sei Zeit aufzubrechen; Tim aber erklärte, sie müßten vorher noch einen Abschiedstrunk nehmen. „Und während ihr trinkt", sagte er, „will ich euch Etwas singen, nur eine Strophe zu Ehren der guten alten Zeit." Er sang also das alte schottische Lied:

„Schlaft wohl, Gott segn' euch Freunde all'!"

Als er an die Worte kam:

„Und wenn in spät'rer Zeit vielleicht
Der Fuß euch wankt, es droht euch Fall,
Sei helfend meine Hand gereicht.
Schlaft wohl, Gott segn' euch Freunde all'!"

gab es ein allgemeines Händeschütteln, warm und frisch wie das irische Gemüth. Das war der charakteristische Schluß der Abendunterhaltung. Schnell wurden Mäntel und Shawls genommen, und die Gäste, mit sich und den Andern zufrieden, schlugen den Heimweg ein. Selbst Miles hatte sich der Sorgen ziemlich entschlagen und an dem kräftigen Schlaftrunke Theil genommen, der das Andenken an die gute alte Zeit zu befestigen bestimmt war.

Harry und Elisa machten untereinander die Bemerkung, daß „ihr Hausherr ein Wenig zu viel habe" und ärgerten sich sehr darüber. Sie erachteten es nicht der Mühe werth, mit „den Alten" darüber zu sprechen; bei ihren vertrauteren Freunden witzelten sie jedoch ohne

Rückhalt über die Trunksucht der Irländer. Zur Ehre ihrer Eltern muß inzwischen gesagt werden, daß bei der in Rede stehenden Gelegenheit nicht der geringste Grund zu dieser ungeziemenden Bemerkung vorhanden war. Miles war so nüchtern wie sein Sohn in dem Augenblicke, als er von dem Buche, worin er las, aufsah und höhnisch fragte:

„Soll ich dir vielleicht die Treppe hinaufhelfen?"

„Geh' mir aus den Augen, du Laffe!" war die Antwort des Vaters. „Was soll mich denn hindern, allein die Treppe hinaufzugehen?"

„O, ich dachte nur, Vater, du fühltest dich nach dem vielen Tanzen ermüdet. Ich meinte damit nichts Schlimmes, ich versichere dir." Sein spöttischer Ton strafte jedoch seine Worte Lügen.

„Wohl hast du's übel gemeint", entgegnete sein Vater ärgerlich, „und ich verbiete dir, auf die Art jemals mehr mit mir zu reden — wenn du's wagst —"

„Du verbietest mir, Vater?" versetzte der Sohn hohnlächelnd. „Angenommen, ich hätte keine Lust, mir verbieten zu lassen, wie denn?"

„Komm hinauf, Miles! es ist sehr spät", bat Frau Blake, welcher das Herz schwer wurde. „Du solltest zu Bette sein, Harry, anstatt noch über den Büchern zu hängen. Elisa ist gewiß schon vor ein paar Stunden zu Bette gegangen." Elisa war aber nicht zu Bette, sondern in ihrem eigenen Zimmer mit Lesen beschäftigt.

Miles wollte den Bitten seiner Frau nicht gleich nachgeben; nach einer augenblicklichen Ueberlegung fügte

er sich jedoch und murmelte bloß, indem er das Zimmer verließ: „Das wird sich ein ander' Mal finden."

Elftes Capitel.

Ein alter Bekannter tritt auf.

Es war Mitternacht vorbei, als Tim Flanagan's Freunde sein gastliches Haus verließen. Da wir Herrn und Frau Blake nach Hause geleitet haben, können wir nicht weniger thun, als wegen einiger Andern noch ein Mal umkehren. Nun würde es uns Vergnügen machen, Frau Reilly mit ihrem Sohne oder Herrn O'Callaghan nebst seiner Tochter zu begleiten; für heute aber müssen wir, wenn auch mit Widerstreben, ihre Ansprüche an unsere freundschaftliche Aufmerksamkeit unbeachtet lassen, um zu sehen, wie es den Sheridan's erging, für welche wir uns nicht minder interessiren.

Sie waren ruhig auf dem Heimwege; Daniel und seine Frau gingen vorauf, Mike folgte mit seiner Schwester. Die große Stadt lag in tiefer Ruhe; nur hier und da bezeichnete ein gelber Lichtschein oder das Geschrei trunkener Ausgelassenheit die Branntweinkneipe, das Gasthaus niedern Ranges oder einen der schmutzigen Schauplätze jener gottlosen Thaten, welche uns die Betrachtung der Nacht widerlich machen.

Es fügte sich, daß die Sheridan's an einer solchen Kneipe der gemeinsten Art vorübergehen mußten. Als sie nahe kamen, sagte Daniel leise zu seinem Sohne: „Sprich kein Wort Mike, bis wir an Boner's vorbei

sind. Wie sie schreien! Es ist gewiß sehr voll drinnen. Wir wollen machen, daß wir schnell fortkommen."

„Gut, gut Vater — geh' voran!" versetzte Mike, „wir halten uns mäuschenstille."

Das Wort war kaum gesprochen, als einige sich im Aeußern als Rowdies*) ankündigende Bursche aus der Kneipe traten, augenscheinlich vom Branntweingenusse erregt und noch wüster als gewöhnlich. Sie beglückwünschten sich untereinander, den Wirth überlistet zu haben, und einer von ihnen, ein hübscher, großer junger Mann, in runder Matrosen-Jacke und weißem Hute mit schwarzem Bande, rief, aus vollem Halse lachend: „Nun, den hab' ich ein Mal platt geschlagen, so pfiffig er auch ist! Nicht wahr, Jim?"

*) „Rowdy" ist die amerikanische Benennung für einen jener Menschen, die keinem bestimmten Gewerbe oder einem der niedrigsten Klasse angehören. Nicht nur in den bei ihren Schwelgereien und schlechten Streichen entstehenden Händeln halten sie als „Brüder" zusammen, sondern in den letzten Jahren, wo die Antipathieen der eingeborenen Amerikaner gegen die Deutschen und Irländer im gesellschaftlichen Leben Nord-Amerika's oft zu blutigen Kämpfen geführt haben, traten sie auch darin gleichsam als Corporation auf — ein würdiges Werkzeug in der Hand des Knownothingismus — und wütheten gegen die Eingewanderten mit der rohesten Barbarei. Diese Räuber- und Mörder-Bande recrutirt sich jedoch nicht, wie man glauben sollte, bloß aus den Natives, sondern leider zum großen Theile aus den verkommensten der Eingewanderten selbst, wie z. B. der vor einigen Jahren unter dem Namen French Lewis bekannte Rowdy-Häuptling ein Deutscher war. (Vergl. oben S. 2.) Der Uebersetzer.

„Das will ich meinen, Hugh — der alte Gauner ist diesmal angefahren! Ha! ha!“

„Aber wen haben wir hier?“ fragte der, welcher zuerst gesprochen hatte, und welchem unglücklicherweise Annie Sheridan's hübsches Gesicht in's Auge fiel. „Burschen! Da geht eine charmante Dirne; wer will sein Glück versuchen? — Ich probir's ein Mal!“

„Voran, alter Junge!“ schrieen seine beiden Genossen. „Wir halten zu dir, wie Kletten.“

Die Sheridan's beschleunigten ihre Schritte fast zum Laufen, jedoch es half Nichts; die Verfolger blieben ihnen auf der Ferse.

„Um Gotteswillen eilt, Kinder!“ sagte die Mutter mit leiser, bebender Stimme, nicht wagend den Kopf umzuwenden.

„Da sind ihrer zwei“, rief einer der Schurken. „Laßt uns die Burschen niederwerfen, dann werden die Mädchen schon zahm. Voran! wir sind drei gegen zwei, und der Eine ist ein alter Kerl.“

„Nicht so alt, als ihr denkt“, sagte Dan für sich, „jung genug und stark genug, um es mit euch aufzunehmen, wenn ihr Lust habt.“

„Eine schöne Nacht, Mamsell“, begann derjenige, den seine Gefährten Hugh nannten, und trat dicht zu der armen Annie heran, deren Herzchen klopfte, als wenn es die Brust zersprengen wollte.

Glücklicher Weise hatte Mike beim Abschiede von Edward Flanagan sich dessen trefflichen Eichenstock geliehen, indem er halb im Ernst halb im Scherze meinte: „Er

könne denselben auf dem Heimwege vielleicht gebrauchen." Diesen zuverlässigen Freund faßte er herzhaft in die Rechte, das Auge auf den Burschen geheftet, in welchem er plötzlich einen alten Bekannten entdeckte.

„Nicht so hurtig da!" rief der trunkene Angreifer. „Ich will mir das Mädchen nur ein Mal betrachten. He, Schätzchen, willst du mir nicht den Arm geben?" Bei diesen Worten faßte er das Mädchen bei der Schulter.

„Weg da!" rief Mike. „Untersteh' dich nicht, sie anzurühren!" und seine Schwester dem Griffe des Wüstlings entreißend, schob er sie der Mutter zu, welche sich in demselben Augenblick umwandte. „Dies Mal bist du an den Unrechten gerathen, mein schöner Junge!"

„Ach, lieber Mike", rief seine Mutter, „lass' sie gehen. Um Gotteswillen, lass' sie! Sieh', wir sind bald zu Hause!"

„Ruhig, Jenny!" versetzte Dan; „Mike wird nicht dreinschlagen, wenn's nicht nöthig ist. Sei nur nicht ängstlich und eile mit Annie fort."

Der Name, auf diese Art zwei Mal wiederholt, entging dem Ohre des Angreifers nicht. „Ah, Mike Sheridan, bist du's?" schrie er mit heiserer Stimme. „Dich kenne ich noch von früher, und bin dir noch Etwas schuldig; ja wohl! Jim, — nimm du den Alten vor! Und du, Bill, — sieh nach der Dirne! Sie sollen ihren Theil haben, oder es soll mich ...." Hier schwur er einen lästerlichen Eid.

„Ach, steht's so?" versetzte Mike ruhig, indem er sich mit dem Rücken gegen die Mauer stellte und seinen

Stock schwang. „Auch ich kenne dich, Hugh Dillon, und bin jetzt so wenig bange vor dir, Prahlhans, wie ich es vor neun Jahren war, als ich dich in die Gosse warf. Ich habe Nichts mit dir zu schaffen, wenn du uns ruhig gehen lassen willst. Aber du solltest doch wissen, denk' ich, daß ich mich von Keinem in's Bockshorn jagen lasse."

Die Antwort war ein Schlag von Dillon's hammergleicher Faust, welchen Mike geschickt parirte. Er vergalt denselben mit seinem Stocke, der mit voller Wucht Dillon's Scheitel traf, durch den weißen Rowdy-Hut fuhr und Hugh besinnungslos zu Boden streckte.

Unterdessen war Dan mit dem Schurken Jim ernstlich handgemein geworden. Als dieser seinen Kameraden ohne Bewegung an der Erde liegen sah, merkte er doch, daß die Sache ernster wurde, als ihm lieb war. Er hatte genug zu thun, sich der kräftigen Schläge Dan's zu erwehren, und ehe er einen Entschluß fassen konnte, schwirrte Mike's Stock durch die Luft und lähmte seinen rechten Arm, daß er kraftlos niedersank. Der Bursche brüllte wie ein Stier.

„Verfluchter Kerl! du hast mir den Arm gebrochen!"

„Fluche dir selbst und nicht mir! Ich bin nicht schuld", war die ruhige Antwort. — „Ich hoffe, du bist nicht verletzt, Vater?" Sein Vater antwortete nicht; er setzte dem Bill nach, welcher Frau Sheridan und Annie gefolgt war. Mike bemerkte es und eilte ebenfalls nach, die zwei Ueberwundenen ihrem Schicksale überlassend. Er kamgerade zeitig genug, um zu sehen,

wie sein Vater den mächtig großen Bill mit einem Fußtritt auf die Kehrseite entließ und ihm zurief: das möge er als Andenken mitnehmen. Frau Sheridan und ihre Tochter traten eben in das Haus, welches von dem Stubenmädchen, das ihretwegen aufgeblieben, rasch geöffnet worden war.

„Wecke nur die Leute nicht auf, Jenny!" rief ihr Gatte von draußen. „Mike und ich sind mit den Burschen bereits fertig geworden. Da kommt Mike schon mit seinem Shillelagh in der Hand. Hast du den letzten Stoß gesehen, Mike? Gelt, ich hab' diesem Bill seinen Lohn ehrlich ausgezahlt?"

„Das hast du in der That, Vater", entgegnete Mike mit herzlichem Lachen. „Was der Kerl für ein unbeholfener Feigling ist!"

„Feigling?" wiederholte Dan. „Meiner Treu! ich hab' ihn zum Feigling gemacht. Ich habe ihm meine Faust zu schmecken gegeben; das hat seinen Muth prächtig gekühlt. Hernach war es ein Leichtes, mit ihm fertig zu werden."

Die Thüre wurde nun geschlossen. Mutter und Tochter lachten und weinten abwechselnd, und Nanny, das Stubenmädchen, war außer sich vor Freude, als sie vernahm, wie ihr Herr und sein Sohn die Schurken durchgebläut hatten.

„Ich will dir etwas sagen, Mike. Ich meine, wenn wir den Stock über den Kamin aufhingen, wie unsere Vorfahren es mit ihren Schwertern und Schießgewehren

machten. Er hat uns diese Nacht gute Dienste geleistet. Du bist doch nicht verletzt?"

„Nicht, daß es der Rede werth wäre. Ich glaube nur, ich habe mir das Handgelenk verrenkt bei dem Schlage, den ich deinem Freunde Jim versetzte. Aber es hat Nichts auf sich."

Frau Sheridan, hierdurch ängstlich geworden, eilte einen Verband zurecht zu machen, und bald ruhte Mike's Arm wohl umwickelt in einer Schlinge.

„Ich wünsche dir Glück zu deinem Verehrer, Annie", sagte Mike lächelnd. „Weißt du, wer es ist?"

Annie zählte erst vierzehn Jahre, war jedoch groß für ihr Alter. Sie fing an zu schmollen; denn sie war wirklich noch „so weit hinter der Zeit zurück", daß sie sich durch eine derartige Anspielung beschämt fühlte. „Nein, ich kenne ihn nicht", sagte sie, „und will ihn auch nicht kennen. Er ist ein abscheulicher großer Lümmel, weiter Nichts."

„Hast d u ihn erkannt, Vater?" fragte Mike mit mehr Ernst.

„Freilich habe ich ihn erkannt. War es nicht der Landstreicher Dillon? Ich habe gehört, was ihr miteinander gesprochen habt."

„Aber Daniel", sagte seine Frau, „ist's möglich, daß er so weit gekommen ist? Er ist doch das Kind rechtschaffener Leute!"

„Ja, rechtschaffen hin, rechtschaffen her; so weit ist er nun ein Mal. Entweder sind sein Vater und seine Mutter n i c h t rechtschaffen oder sie haben weder Ver-

stand noch Vernunft — mehr sage ich nicht. Unser Mike ist wahrlich schlimm genug, aber ich hoffe zu Gott, so tief wird er nicht herunter kommen, he Mike? — — Doch heute Abend sollte ich dir kein hartes Wort sagen, nachdem du dich so wacker für uns geschlagen hast. Da hast du meine Hand, es war nur Scherz! Bist du auch ein wenig wild, so hast du doch weder zu deiner Mutter noch zu mir je ein unfreundliches Wort gesagt. Das muß ich anerkennen." Die Thräne der Liebe glänzte im väterlichen Auge.

Mike räusperte sich einige Mal, ehe er zu antworten versuchte. „Das will Nichts bedeuten, Vater! Ich müßte ja schlimmer sein als der Judas, wenn ich euere Liebe zu mir je vergessen könnte; und das werde ich auch nicht — so Gott will. Ich bin zu Zeiten wild, das weiß ich, und gehe mit meiner Lustigkeit mehr als ein Mal über die Schnur; aber ich werde das vierte Gebot nie aus den Augen lassen — wie der selige Herr Lanigan zu sagen pflegte."

„Der Herr möge dich segnen, Mike!" sagte seine Mutter, ihm die Hand auf den Kopf legend und sein üppiges dunkelbraunes Haar mit mütterlicher Zärtlichkeit glattstreichend. „Nun mußt du aber zu Bette, mein Sohn; du bedarfst der Ruhe, und dein Vater auch."

„Ich will hoffen, daß der unglückliche Dillon nicht gefährlich verletzt ist", bemerkte Mike gedankenvoll. „Ich vermuthe, er war nur betäubt, denn ich sah, daß er sich zu regen anfing, als ich weglief, um dir zu helfen, Vater."

„Und wenn er verletzt wäre", entgegnete Dan kurz, „dann ist ihm nur zu Theil geworden, was er verdient hat. Wegen seiner brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Geh' zu Bett und sieh' daß du schlafen kannst. Gott sei Dank, daß es uns nicht schlimmer ergangen ist, als so."

Während wir Mike nun verlassen, damit „der Schlaf ihm spende Ruh' aus seinem Füllhorn", wollen wir einen Rückblick auf die Bahn werfen, auf welcher Hugh Dillon bis zu diesem Gipfelpunkte moralischer Verwilderung gekommen ist. Er war der einzige Sohn eines achtbaren, fleißigen Zimmermannes, welcher als wohlhabend galt, einige Gesellen hielt und dem es kaum jemals an Aufträgen fehlte. Seine Familie bestand aus seiner Frau und drei Kindern, von welchen Hugh das älteste war. Die beiden andern waren hübsche aufgeweckte Mädchen, eine neunzehn Jahre alt, die andere ein paar Jahre jünger. Zum Unglück der Kinder hatten die Eltern früher die Idee gefaßt (ähnlich der, welche Miles Blake hegte), daß die städtischen gemischten Schulen besser geeignet seien, das Fortkommen ihrer Kinder in der Welt zu fördern. Der alte Dillon selbst war durchaus ohne Schulbildung; da er dieselbe schmerzlich vermißte, und die manchfachen Nachtheile, welche ihm aus diesem Mangel erwuchsen, wohl fühlte, war er entschlossen, seinen Kindern um jeden Preis eine gute Erziehung zukommen zu lassen. Da es bei ihm ein Mal fest stand, daß die katholischen, oder wie John zu sagen pflegte, die „Vaterunser-Schulen" minder gut seien, so ließ er

sich durch Nichts bewegen, einen Versuch mit ihnen zu machen. Hugh's Erziehung begann und endete also in der Stadtschule, wo wir ihn zuerst sahen; seine Schwestern durchlebten gleicherweise ihre Bildungszeit bei Fräulein Davison. Die Folgen waren, wie man sie erwarten konnte. Mit sechszehn Jahren widersetzte Hugh sich mannhaft der elterlichen, wie jeder andern Autorität; mit achtzehn sagte er seinem Vater in's Gesicht, er sei ein „verdammter alter Irländer"; mit zwanzig entfernte er sich in einer mondhellen Nacht mit der ganzen Baarschaft, die er im Hause finden konnte, und rühmte sich bei seinen Genossen, daß er „den Kassenmeister auf's Trockene gesetzt", mit andern Worten, ihm Alles bis auf den letzten Heller weggenommen habe. Nicht ohne manchen Kampf seitens seiner Eltern war Hugh so tief gesunken. Unzählige Mal hatten sie bald mit Güte, bald mit Strenge versucht, ihren Sohn auf bessere Wege zu bringen; sie hatten geweint und gefleht, gescholten und gedroht, ja, sie hatten selbst Dr. Power zu Hülfe gerufen, daß dieser ihm in's Gewissen rede. Der gute Seelenhirt kam, — zwar mit wenig Hoffnung auf Erfolg — aber er kam doch, weil er für seine Pflicht hielt, zu gehen, wenn man nach ihm verlangte. Er redete zu Hugh mit der milden Würde und der gewinnenden Beredtsamkeit, welche schon manche Seele von den Wegen des Lasters und Irrthums zurückgeführt hatte. Hugh hörte mit scheinbarer Theilnahme zu und sagte zum Schlusse, das heiße er eine ausgezeichnete Rede, und er werde sich die Sache ein Mal überlegen. Das war

aller Trost, den Dr. Power mitnahm. Seufzend verließ er das Haus, indem er zu sich selbst sagte: „Gebe der Himmel, daß der Bursche eines natürlichen Todes sterbe!“

Dies war Dr. Power's letzter Besuch bei Hugh Dillon, welcher später als einen Hauptspaß erzählte: „wie der Pfaffe ihn habe fangen wollen, wie er ihn aber angeführt habe, den schlauen alten Fuchs!“ Hugh's Erziehung endete mit Herrn Simpson's Unterricht noch nicht. Sie wurde fortgesetzt in den Fabriken und Maschinenwerkstätten, in welchen er vom vierzehnten bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre seine Abende und zuweilen auch die Nächte verbrachte, das heißt, wenn er sich kein Geld verschaffen konnte, um in's Theater zu gehen. Der väterlichen Wohnung wurde die Ehre seines Besuches selten zu Theil, und wenn er hinging, so geschah es heimlich, da sein Vater ihm, seit er mit dem Gelde durchgegangen war, das Haus verboten hatte. Seine arme leiderfüllte Mutter ermuthigte ihn jedoch, von Zeit zu Zeit zu kommen, wenn sie wußte, daß ihr Mann nicht zu Hause sein werde. Sie hoffte noch „gegen ihr eigenes Herz“, er werde sich, wenn er ein Mal „ausgetobt“ hätte, auf bessere Wege zurückbringen lassen. Aber ach! die Zeit wollte nicht kommen; Hugh Dillon tobte fort. Er lebte und starb als einer der „B'hoys.“*) Als er neunzehn Jahre alt war, ging

*) „B'hoys“ (in der Aussprache der untern Klassen aus boys — Burschen — corrumpirt) nennen sich die Rowdies mit Selbstgefühl. Der Uebersetzer.

er zu einem Metzger in die Lehre, fand aber bald, daß anstrengende Arbeit ihm nicht zusage. Er überließ das Metzgergeschäft Solchen, welche demselben mehr Geschmack abgewinnen könnten, und versuchte eine Zeit lang seine Geschicklichkeit als Postillon. Dies wurde jedoch auch bald und zwar aus dem Grunde aufgegeben, weil Hugh sich an einen regelmäßigen Dienst nicht binden konnte. Seine Faulheit und Zügellosigkeit wuchs von Tag zu Tag. Man zerbrach sich den Kopf, woher er das Geld nehme, welches er ausgab. Er mochte übrigens Geld haben oder nicht, er schlenderte um die Kneipen herum und ward bei Zeiten ein ausgemachter „Loafer",*) eines dieser gemeinen Geschöpfe, die das Werthloseste auf Gottes Erdboden sind — ausgenommen an Wahltagen, wo in der großen Republik Jeder „zu brauchen" ist.

Wenn Hugh Dillon je Geist und Gemüth gehabt hatte — und Tim Flanagan behauptete stets, daß ihm von der Natur eine schöne Mitgift an beiden zu Theil geworden sei — so waren sie doch lange Jahre vor seinem zweiten Zusammenstoße mit Mike Sheridan schon vernichtet. Religion hatte er nicht; die Liebe zu Eltern und Geschwistern war in ihm erstorben; das Wort „Ehre" hatte für ihn keine Bedeutung, und ein anderes Gesetz kannte er nicht, als das seines eigenen Gutdün-

*) Diese amerikanische Benennung ließe sich durch das deutsche „Stromer" wiedergeben. Es sind jene arbeitsscheuen Subjecte, welche sich durch Nichtsthun zu dem schlechten Thun der Rowdies qualifiziren. Der Uebersetzer.

kens. Boner's Kneipe war sein Lieblingsaufenthalt, da sie wegen des guten Branntweins berühmt war.

Dies war Hugh Dillon's Lebenslauf seit der Zeit, wo wir ihn in Herrn Simpson's Schule über Harry Blake's irische und papistische Neigungen haben spotten hören. Es erregt tiefes Mitleid, wenn man einen solchen Lebensgang betrachtet, besonders, wenn man Dillon's persönliche Erscheinung damit zusammenhält. Er war in der That, trotz allen ungünstigen Verhältnissen, ein junger Mann von einnehmendem Aeußern. Wohl mochten seine Eltern ihren früheren Unverstand beklagen! Aber ihr Herzeleid und ihre Gewissensbisse waren gleich vergeblich; sie konnten damit weder die Vergangenheit zurückführen, noch ihren Sohn auf der Bahn zurückhalten, auf die ihre eigene Blindheit ihn geleitet hatte und auf welcher er schnurstracks dem Verderben zueilte.

Die Töchter der Familie standen eine Stufe höher, als ihr Bruder — aber nur eine. Der Putz war ihr höchstes Glück, und vor diesem Götzen mußte alles Andere weichen. Gegen ihre Eltern zeigten sie allerdings noch eine gewisse Unterwürfigkeit, doch, wie natürlich, nur unter gewissen Bedingungen, wie zum Beispiel, daß diese ihnen erlaubten, sich nach ihrer Lust herauszuputzen, von Zeit zu Zeit in's Theater zu gehen, die öffentlichen Bälle zu besuchen, sich in einer Leihbibliothek zu abonniren, und ihnen verschiedene ähnliche Vergnügungen gestatteten, deren Erwähnung uns zu weit führen würde. War ihnen dies Alles nicht verwehrt, mit andern Worten, durften

sie thun, was ihnen beliebte, dann waren die Fräulein Dillon im Vergleiche zu ihrem Bruder so schlimm nicht. Bedauernswerther Bruder! Bedauernswerthe Schwestern!

Als Hugh anfing, das Bewußtsein wieder zu erlangen, welches ihm durch Mike's rechtzeitigen Schlag für eine Zeit entschwunden war, fand er sich auf den Boden hingestreckt, mit dem Kopf gegen einen Laternenpfahl gelehnt. Sein erstes Gefühl glich jenem der unglücklichen Frau, welche auf den Markt ging, Eier zu verkaufen, unterwegs aber einschlief und beim Erwachen entdeckte, daß durch die Bosheit eines hausirenden Krämers die Eier zerbrochen waren. Wie sie, dachte er: „Barmherziger Himmel! nein — ich bin es nicht!" Nach und nach kam er doch zu der Ueberzeugung, daß er es sei, Hugh Dillon und kein anderer, der in höchsteigener Person da liege. Dann kam die Frage: „Und wenn ich's bin — wie es mir nun doch scheint — wie kam ich her?"

Es war für Hugh Dillon durchaus nichts Neues, sich in einer derartigen Lage zu finden; doch hätte er gern wissen mögen, wer ihn dies Mal hineingebracht. Als sein Gedächtniß wieder in Thätigkeit trat, zeigte es ihm die Gestalt Mike Sheridan's, mit dem Stocke in der Hand zu einem Streiche ausholend. Bei dieser Erinnerung fühlte Dillon sich plötzlich wieder bei Kräften; er erhob sich, fletschte die Zähne, ballte die Faust und sah sich um, wo Mike zu finden wäre. Aber Alles war still rundum; weder Mike noch sonst Jemand war zu sehen, und die kalte Nachtluft hauchte einen

eisigen Schauer in das Herz des obdach- und heimatlosen Mannes.

„Wo mögen sie nur sein?" fragte er sich ein über's andere Mal, seine treuen Kameraden meinend. „Ich glaub', die sitzen bei Numero Eins."

Er war eben im Begriffe, nach Boner's Kneipe zurückzugehen, als Jim aus einem benachbarten Gäßchen hervorsprang und ihm zurief: „Heda, Dillon, bist du's? Ich hab' dich für todt gehalten."

„Wenn ich's nicht bin, hab' ich dir's nicht zu danken", erwiderte Dillon; „und wenn ich's gewesen wäre, was hätte euch daran gelegen?! Ihr hättet euch bloß nach Numero Eins umgesehen."

„Das nenn' ich aber gemein von dir, Dillon. Weißt du, daß ich den Arm zerbrochen habe und das allein wegen deines Krakeels? Ich hatte ja Nichts damit zu schaffen. Da sieh'!" und er wies auf den Arm, welcher bewegungslos an seiner Seite herunterhing.

„Das ist nicht zu ändern", versetzte Dillon kalt. „Wo ist denn Bill, der großmäulige Kerl? Aha, da kommt er! Ich wette, sein Arm ist nicht entzwei. Der bekommt seine Portion stets auf den Theil, den man bei der Flucht hervorkehrt."

So war es. Bill kam herbei, wehklagend und diesen Körpertheil reibend. Dillon brach in lautes Lachen aus. „Hab' ich dir's nicht gesagt, Jim? He, Bill, wer hat dir den Tritt versetzt?"

Bill antwortete nur mit mürrischem Stöhnen und wünschte den Frager in die Hölle. Jim war kaum in

besserer Stimmung, so daß Dillon es rathsam fand, ihren Herzenswunden ein Pflaster aufzulegen.

„Kommt jetzt, kommt! Seid nicht wild für nichts! Laßt uns nach Boner's zurückgehen, und ihr sollt sehen, ob ich euer Herz nicht erwärme mit ‚Numero Eins'. Das ist die rechte Arznei, wenn Einem das Herz in die Schuhe gefallen ist. Wie, Jungen?"

„Ich glaub' nicht, daß das mir den Arm kurirt", murrte Jim, „dazu gehört ein Doctor, der ihn gehörig verbindet. Der Teufel hol' den Kerl! Wenn er mir noch einmal unter die Augen kommt, werd' ich's ihm vergelten; das werd' ich — so wahr" —

„Schon gut, alter Junge", versetzte Dillon, da sie die Thüre erreicht hatten. „Das wär' auch schlimm, wenn wir ihm seine Hiebe nicht vergelten sollten! Halt' einmal, was hat er zu gut? — einen zerschlagenen Kopf, einen zerschmetterten Arm und eine unmanierliche Application seiner Stiefelsohle auf Bill's Hose. Aber was thut's? Es ist das zweite Mal, daß er mich zu Boden geschlagen hat; ich werde ihm Alles miteinander zurückbezahlen, wenn er am wenigsten daran denkt."

„Der junge Kerl war's gar nicht, mit dem ich zu thun hatte", sagte Bill grämlich, „es war der Alte selbst. Ich laß mich hängen, wenn der nicht Kraft im Leib' hat für zwei. Sein Bein muß von Eisen sein; ich werd's so bald nicht vergessen!" Und wieder rieb er den beschädigten Theil zum größten Vergnügen Dillon's; Jim hatte die Lust zum Lachen für jetzt verloren. Freund Boner, der Wirth, ließ einen Arzt holen, um

den Arm einzurichten, und in dessen Händen wollen wir Jim lassen.

Wir wenden uns zu andern Menschen und zu andern Dingen; doch führt uns der Faden unserer Erzählung nur eine Staffel höher auf der Stufenleiter sittlicher Zustände.

Es war am Morgen nach dem heiteren Kränzchen bei Tim Flanagan. Miles Blake und seine Frau saßen am Tische und hatten das Frühstück vor sich. Den jungen Leuten hatten sie schon zu wiederholten Malen sagen lassen, daß sie erwartet würden. Miles war in keiner guten Laune und hieß seine Frau, sich der Kinder wegen keine Sorgen mehr zu machen. „Mein Herz will Nichts mehr von ihnen wissen", sagte er, „so weit haben sie's gebracht. Vor dir, Mary, und vor mir haben sie nicht mehr Achtung, als vor dem Staub, den sie mit Füßen treten. Hast du je so Etwas erlebt, wie Henry's Unverschämtheit gegen mich, gestern Abend?"

Ehe Frau Blake antworten konnte, trat Elisa herein. „Was in aller Welt hat dich bis jetzt verhalten?" fragte ihre Mutter. „Junge Leute, wie du und Henry, sollten sich schämen, ihre Eltern so lange auf das Frühstück warten zu lassen. Kommt dein Bruder herunter, oder was macht er?"

„Ich dachte, Sie wüßten, daß er hier nicht frühstücken will."

„Nein, wirklich, ich weiß Nichts der Art. Wo anders will er denn frühstücken? Bst, da kommt er."

Aber Henry T. Blake kam nicht: er hatte gerade

an diesem Morgen keine Lust, dem kleinen Familienkreise sich anzuschließen. Er schritt, weder zur Rechten noch zur Linken sich umsehend, durch die Vorhalle, setzte bedächtig den Hut auf und ging aus dem Hause. Wohin, wußte Niemand, außer ihm selbst und vielleicht Elisa. In einem Billet, welches seiner Mutter eben überreicht wurde, erklärte der pflichtgetreue Sohn seine Absicht ohne alle Umschweife. Das Schreiben lautete, wie folgt:

„Liebe Mutter!

Da mein Vater für gut befunden hat, mich gestern Abend mit der Eröffnung zu beehren, meine Aufführung gefalle ihm durchaus nicht, und gleichzeitig zu drohen, mich vor die Thüre zu setzen oder Etwas dergleichen, so benachrichtige ich dich und ihn hiermit pflichtschuldigst, daß ich dies Geschäft lieber selbst über mich nehme, als es durch Jemand anders verrichten zu lassen. Ich wünsche euch Beiden zum Frühstück guten Appetit, obgleich ich, ohne die Achtung vor mir selbst zu verscherzen, nicht an demselben Theil nehmen kann und verbleibe,

theuere Mutter,

dein dich liebender Sohn

Henry T. Blake.“

Anfangs betrachteten beide Eltern das Billet als einen derben Spaß, obgleich Elisa das Gegentheil versicherte. Sie hörten jedoch nur zu bald, daß Henry früh Morgens sein Koffer weggeschickt habe: eine traurige Nachricht für die Eltern. Frau Blake fiel, bleich wie der Tod, in ihren Stuhl zurück, während ihr Gatte an's Fenster trat, um seine Aufregung zu verbergen. Elisa

sah bald die eine, bald den andern an; sie gedachte der jahrelangen Hingebung, der Liebe und zärtlichen Sorgfalt der Eltern, der mannigfachen Opfer, welche dieselben für sie und Henry gebracht; sie erinnerte sich der glänzenden Träume, welche sie gehegt hatten, wenn sie von der Zukunft ihrer Kinder sprachen, — und nun sah sie die Armen muthlos und voller Herzeleid, in ihren zartesten Gefühlen auf's Tiefste verletzt. Sie sympathisirte zwar noch mit Henry, aber sie konnte eine Scene, wie diese, nicht ohne Kummer und Gewissensbisse ansehen.

Sie ging zu ihrer Mutter, legte den Arm um deren Nacken und bat sie, sich zu fassen.

„Komm zum Frühstück, lieber Papa!" rief sie, „es wird ganz kalt. Mama, nimm dir's nicht so zu Herzen; Henry wird bald wieder hier sein. Ich denke, er wird schon müde werden, allein zu wohnen und in einigen Tagen, von Reue erfüllt, nach Hause zurückkehren."

Miles schüttelte den Kopf, nahm aber seinen Platz am Tische wieder ein. Seine Frau trocknete die Augen und schickte sich an, den Kaffee einzugießen. Elisa's Freundlichkeit war ihr der beste Trost in diesem Augenblicke, und sie bekundete ihre Dankbarkeit in so rührender Weise, daß Elisa ihre Thränen kaum zurückzuhalten vermochte. Es schien ihr, als ob nie mehr Etwas sie dazu bringen könne, sich ihrer Eltern zu schämen oder dieselben unehrerbietig zu behandeln. Ob sie ihre guten Vorsätze hält, wird sich zeigen. Damit aber der Leser in diesem Punkte sich nicht einer zu sicheren Hoffnung hin-

gebe, sei bemerkt, daß ein Ort, welchen wir nicht nennen wollen, mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Seltsame Pflastersteine gerade für diesen Ort!

Im Laufe des Nachmittags traf Henry Blake verabredeter Maßen mit Zachary Thomson zusammen, um einige wichtige Geschäfte zu verhandeln. „Ehe wir auf die vorliegende Sache eingehen", sagte Blake, „erlaube mir, dich zu benachrichtigen, daß ich diesen Morgen meine Wohnung verändert habe. Der Alte hat gestern Abend in einer Weise mit mir geredet, daß mir die Geduld doch endlich ausgegangen ist. Um dir die Wahrheit zu gestehen, ich bin herzlich zufrieden, von dem alten Paare weg zu sein, denn ihre Aufsicht war zu Zeiten kaum zu ertragen."

„Mag's sein, wie's will, Veränderung ist dann und wann angenehm", bemerkte Zachary; „aber wohin bist du gezogen?"

„Einstweilen wirst du mich in Delmaine's Gasthof finden."

„Wie aber mit Elisa?"

„O, mit Elisa steht's ganz gut, die darf zu Hause thun, was sie will. Auch kann sie, wenn's sein muß, die Unterwürfige spielen, was ich nicht konnte und nicht wollte, wenn ich's auch gekonnt hätte. Dein Augenmerk geht auf Elisa, laß die Andern machen, was sie wollen."

„Wohl, ich denke, ich brauche es nicht zu leugnen", versetzte Zachary lächelnd, „besser sie, wie Jane Pearson, he, Henry?"

„Unsinn! Immer kommst du doch auf dieses Thema,

mögen wir ausgehen, wovon wir wollen. Wie steht's aber mit der andern Angelegenheit?"

„O, das ist Alles in Richtigkeit! Die Loge kommt diesen Abend zusammen, dann will ich dich einführen. Ich habe dich bei der letzten Zusammenkunft vorgeschlagen, und du sollst diesen Abend zugelassen werden. Ich glaube, du hast es wohl nicht für nöthig gehalten, deinen Hausherrn von diesem Vorhaben in Kenntniß zu setzen?"

„Halt, halt, Zachary!" rief Blake lachend, „ich erhebe Einsprache gegen einen deiner Ausdrücke. Herr Miles Blake ist eben so wenig mein Hausherr, als der deinige. Ich habe diesen Morgen den Staub der Sklaverei von meinen Füßen abgeschüttelt und stehe nun als freier Mann vor dir."

„Und Dr. Power?" versetzte Zachary lachend. „Du hast mir oft gesagt, daß euere Kirche den geheimen Gesellschaften nicht hold sei."

„O, was das angeht, Dr. Power fragt mich in seinen Angelegenheiten nicht um Rath, ich werde ihn also mit den meinigen auch nicht belästigen. Du hast mir die angenehme Mittheilung gemacht, daß es einem Rechtsgelehrten von bedeutendem Vortheile wäre, Freimaurer zu sein, und da ich in unserm Amte so weit vorwärts zu kommen strebe, als es nur irgend möglich ist, so will ich kein Mittel unbenutzt lassen. Wenn der Beitritt zu euerm ehrwürdigen Orden mir als Staffel dienen kann, so bin ich bereit dazu. Um welche Zeit kommt ihr zusammen?"

„Um acht oder halb neun. Soll ich dich abrufen?"

„Wenn du willst; du wirst mich bereit finden."

Um acht Uhr, treu seinem Versprechen, erschien Zachary Thomson, und während die zwei Freunde Arm in Arm auf dem Wege nach der Loge waren, begann Henry auf einmal:

„Apropos, was ich dich fragen wollte, hast du gehört, was meinem Vetter Mike Sheridan zugestoßen ist?"

„Nein, was ist's denn? Doch nichts Schlimmes, hoff' ich? Ich muß gestehen, ich habe eine Art Vorliebe für Mike; er ist der gutherzigste Mensch von der Welt."

„Das ist er gewiß!" versetzte Harry lachend. „Gutherzigkeit ist, glaube ich, ein unterscheidendes Merkmal seines Stammes. Mike gehört zum Geschlechte der Paddies, er ist Irländer durch und durch, als ob er sein ganzes Leben Nichts als Kartoffeln gegessen und sich täglich in Weihwasser gewaschen hätte."

„Gut, aber du hast mir noch nicht erzählt, was ihm geschehen ist. Ich bin begierig, es zu hören."

Harry begann den Vorfall zu berichten und sagte am Schlusse: „Ich kann nicht bestimmen, wie viel Wahres daran ist; ich hatte noch keine Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Wie ich's gehört, erzähl' ich's dir."

„Dieser Dillon ist ein Allerweltszänker", versetzte Zachary mit gerechter Entrüstung. „Geht doch kaum eine Woche herum, daß man nicht von einem neuen schmählichen Streite hört, den er gehabt hat. Er ist ein gefährlicher Bursche, verlass' dich darauf. Mike aber

ist ein wackerer Junge; ich habe Respect vor ihm, ja, ohne Spaß, Respect! — Aber da sind wir ja. Nun, lieber Freund, mache dich auf eine feierliche Scene gefaßt. In wenigen Minuten sollst du vor der würdigen Körperschaft der Loge Nummer Zwei erscheinen und bitten, als Mitglied dieses mit Recht geehrten Ordens aufgenommen zu werden, — dieses Ordens, dessen Macht über den ganzen Erdenrund reicht und der Throne und Reiche zittern macht, wenn er will. Bist du noch entschlossen?"

„Fest entschlossen; — warum zweifelst du?"

„Ich zweifele nicht; komm voran, mein Freund — mein Bruder, das heißt: zukünftiger. Du bist im Begriffe einen wichtigen Schritt zu thun; aber ich habe ihn vor dir gethan."

Nachdem unsere Freunde ungefähr eine Stunde in der Loge verweilt hatten, sehen wir sie herauskommen und die Richtung nach Zachary's Wohnung nehmen. „Nun, wie fühlst du dich?" fragte Zachary halb im Scherze, halb im Ernste.

„Vollkommen befriedigt", lautete die Antwort, „und bedeutend ermuthigt."

„Ist dir's nicht, als habest du nun einen Stab, dich darauf zu stützen? So war's mir wenigstens, nachdem ich aufgenommen war."

„Je nun, ich kann nicht sagen, daß ich bis jetzt einen merklichen Beistand fühlte", erwiderte Harry lachend, „wenn es auch später kommen mag; das aber fühle ich, daß ich den Rubicon überschritten, mich den Pfaffen

gegenüber als freien Mann erklärt und mich des beschworenen Beistandes einer äußerst zahlreichen und mächtigen Körperschaft vergewissert habe. Wenn dies dein Stab ist, dann ist's auch der meine."

„Es freut mich, das zu hören. Komm nun herein und iß mit uns zu Nacht. Der Vater wird sich über deine Aufnahme in den Orden freuen."

„Wie? Soll ich daraus entnehmen, daß dein Vater Freimaurer ist?"

„Ja wohl! Ich glaubte, ich hätte dir das schon früher gesagt. Mein Vater ist nun beiläufig — halt einmal — seit fünfundzwanzig Jahren Freimaurer. Er war's, der meinen Eintritt veranlaßte; er sagte immer, sein Gedeihen in den Geschäften verdanke er großentheils dem Umstande, daß er Freimaurer sei, und die Aufnahme in den Orden werde für meine Amtslaufbahn von wohlthätigen Folgen sein."

„Ach", seufzte Blake, „das ist der Vortheil, wenn man einen aufgeklärten, gebildeten Mann zum Vater hat! Ich könnte dich fast beneiden."

Sie standen an der Thüre; und da wir die Beiden wohlbehalten nach Hause gebracht haben, wollen wir sie einstweilen verlassen.

Zwölftes Capitel.

Eine Heirath und Aussichten auf noch eine.

Bald nach der Aufnahme Harry's in den Freimaurer-Orden wurde sein Vater eines Abends durch den

Besuch Herrn Pearson's, des Vaters unserer schönen Freundin Jane überrascht. Nach einer kurzen einleitenden Unterhaltung, fragte der Gast, ob Henry seine Eltern von gewissen Absichten, die er in Betreff seiner Verheirathung hege, in Kenntniß gesetzt habe.

„Nicht, daß ich wüßte", antwortete Miles, „und er war gestern Abend doch eine Zeit lang hier. — Mary, hat er dir Etwas gesagt?"

„Nein, Miles, kein Sterbenswort."

„Das ist freilich sonderbar", bemerkte Herr Pearson; „doch hat dies Versäumniß nicht viel zu bedeuten; ich kann ja selbst Ihre Meinung hören. Ihr Sohn, Herr Blake, hat, wie Sie wahrscheinlich wissen, schon einige Zeit meiner Tochter seine Aufmerksamkeit zugewandt."

„Jawohl, es schien mir, als ob er eine gewisse Neigung zu ihr habe", versetzte Miles kalt. „Er will sie also heirathen?"

„Ganz recht; er hat sich diesen Morgen förmlich erklärt, und da meine Tochter Nichts einzuwenden hat, wollte ich eben Ihre Meinung hören, ehe die Sache zum Abschlusse gebracht wird."

Miles sah seine Frau, seine Frau ihn an. Beide schienen nicht recht zu wissen, was sie sagen sollten, denn sie hatten vollständig die Fassung verloren. Elisa kam ihnen zu Hülfe.

„Papa und Mama", sagte sie, „sind ganz von ihren Gefühlen überwältigt, Herr Pearson; Sie müssen ihnen Zeit gönnen, ihre Gedanken zu ordnen, ehe sie sich aussprechen. Ich bürge Ihnen dafür, daß sie gegen die

Verbindung Nichts einzuwenden haben, sondern sich im Gegentheil sehr geschmeichelt fühlen. Ich habe dies auch Harry gesagt, als er mich in der Angelegenheit zu Rathe zog; übrigens wußte er es schon. Uns beiden war bekannt, daß Papa und Mama die größte Achtung gegen Ihre Familie hegten und sich glücklich schätzen würden, die liebe Jane zur Tochter zu bekommen." Nur theilweise sagte Elisa die Wahrheit; sie war klug genug, die verächtliche Art, in der ihr Bruder von der Zustimmung der Eltern gesprochen, mit Stillschweigen zu übergehen.

„Das ist allerdings wahr", sagte der Vater, „aber ich bin der Meinung, daß Harry mit uns über die Sache hätte sprechen müssen. Wenn diese Art zu verfahren jetzt Mode ist, so ist sie himmelweit verschieden von dem, was in unserer Zeit gebräuchlich war. Wir waren gewohnt, bei der Heirath die Eltern von beiden Theilen um Rath zu fragen und vor allen Dingen ihre Einwilligung nachzusuchen. Die Welt, in welcher wir aufgewachsen sind, war freilich eine ganz andere. Zu unserer Zeit waren die jungen Leute Kinder, so lange ihre Eltern lebten, und es fiel ihnen nicht ein, irgend einen wichtigen Schritt ohne ihren Rath zu thun."

„Ganz recht, Herr Blake: das war früher der Gang der Dinge, in der alten Welt wenigstens, — Amerika aber ist die neue Welt, lieber Herr, und Unabhängigkeit ist der Stolz unserer Tage. Sie müssen es Ihrem Sohne nicht verübeln, daß er Anspruch darauf macht, als Mann aufzutreten, seit er das Mannesalter erreicht hat. Ich halte mich überzeugt, daß er für Sie und

Ihre geehrte Frau Gemahlin nicht weniger Achtung hat, als andere junge Männer heutzutage für ältere Leute haben. Ich darf also Ihre Einwilligung als gegeben betrachten?"

„Wozu ist es denn nöthig, meine Einwilligung nachzusuchen, Herr Pearson, wenn Henry Blake sein eigener Herr ist, wie Sie sagen? Wenn er selbst käme, mich zu fragen, würde er seinen Bescheid hören; ich mag denselben jedoch nicht geben, ohne daß er verlangt wird. Nicht, als ob ich Ihre Tochter nicht zu schätzen wüßte, Herr Pearson; sie ist gut genug für den Besten in der ganzen Stadt New-York; aber ich verlange, daß mein Sohn selbst herkommt und um unsere Zustimmung anfragt; wenn er das nicht will, soll er uns auch nicht zum Narren halten, indem er Sie oder sonst Jemand schickt."

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Blake?"

„Das ist es, Herr Pearson; und nun noch Eines. Ich sehe tiefer in die Schüssel, als diejenigen meinen, welche mir sie vorsetzen. Sagen Sie Henry das."

„Ich muß gestehen, daß ich diese Botschaft nicht zu deuten weiß", bemerkte Pearson in etwas verächtlichem Tone.

„Ich habe das auch nicht erwartet", war die Antwort, „denn es ist eine Redensart aus unserer Heimath, ein Sprichwort aus der alten Welt. Ich glaube, Henry wird's ebensowenig verstehen, doch sagen Sie's immerhin."

Herr Pearson machte gegen die Damen eine steife, gegen Miles eine noch steifere Verbeugung und ging.

„Hab' ich's nicht ganz kaltblütig genommen?" fragte Miles, sich zu seiner Frau wendend. „Sie haben's auf unser sauer Erworbenes abgesehen, sonst würden sie sich gar nicht an uns kehren — das ist so sicher, wie zwei Mal zwei vier sind."

„Der liebe Gott wolle uns beistehen; an dem Jungen haben wir wenig Trost! Möglich ist nun doch, daß er selbst herkommt, um mit uns zu reden."

„Mag er's thun oder bleiben lassen", versetzte Miles, „mir gilt's gleich. Ich habe Nichts mehr mit ihm zu schaffen!" Diese Sprache war sehr entschieden, im Herzen jedoch war Miles nicht so fest wie in seinen Worten. Seine Stimme zitterte und er wechselte mehr als ein Mal die Farbe, denn er liebte Henry herzlich und war trotz all seinen Fehlern stolz auf ihn. Aber es drückte ihm das Herz ab, nach Allem, was die Eltern für den Sohn gethan hatten, ihn so gefühllos und ohne Achtung gegen sie auftreten zu sehen.

Elisa versuchte die Sache gütlich beizulegen, ihr Vater fiel ihr jedoch in die Rede. „Da nutzt kein Geplapper, Elisa; deine Mutter und ich sehen, wie die Sachen stehen, eben so gut als andere Leute, wenngleich wir nicht so gelehrt sind, wie dein Bruder. Es wird nicht lange dauern, glaub' ich, und du machst es unter ähnlichen Umständen gerade so." Elisa wurde roth wie Scharlach, und Thränen traten ihr in die Augen; sie zog ihr Taschentuch hervor, sowohl um diese wegzuwischen, als um ihre Verwirrung zu verbergen.

Frau Blake warf ihrem Gatten vorwurfsvolle Blicke

zu. „Da haben wir's, Miles; so machst du's doch immer! Du bist böse auf Harry — und ich kann dir das gar nicht verdenken — aber mit der armen Elisa solltest du darum nicht so barsch reden. Sie ist nicht Schuld, das weißt du so gut, als ich es weiß. Schämen solltest du dich, Miles. Ja, das solltest du!"

Miles bedauerte nun, was er gesagt hatte. Er trat zu Elisa hin, legte ihr die Hand auf den Kopf und sagte: „Weine nicht, Lizzy!" — wenn er bei guter Laune war, nannte er sie stets Lizzy — „Weine nicht! Du kennst meine Art und weißt, wie leicht ich aufgeregt bin; aber freilich, du bist nicht Schuld an der Undankbarkeit Harry's. Trockne deine Thränen, liebe Lizzy! Sei wieder gut, Mädchen, und ich will kein Wort mehr über Harry sagen, — wenn ich's nur immer vermeiden kann."

„Es war aber zu kränkend", schluchzte Elisa, „mir so Etwas vorzuhalten, ohne daß ich das Geringste gethan hatte, — wenn du auch Ursache haben magst, Harry zu tadeln." Noch immer hielt sie das Taschentuch vor die Augen.

„Nun, nun, Elisa! Wir wollen nicht mehr daran denken; du mußt es so übel nicht aufnehmen. Ich habe dir ja gesagt, es ist mir leid; was willst du denn mehr?"

„O, Nichts mehr, Papa, — Nichts mehr, ich versichere dir; aber meine Gefühle sind so leicht erregt und es ergreift mich Alles so tief, daß der Schmerz einer solchen Wunde so rasch nicht schwindet. Erlaube mir, daß ich mich einige Augenblicke zurückziehe."

„Da geht sie nun", bemerkte Miles, als er mit

seiner Frau allein war, „und nimmt es gewaltig übel, daß ihr Vater ein Wörtchen sagte, welches ihr unangenehm war. Man sollte meinen, ich sei der größte Tyrann auf Gottes Erdboden! Nun merk' dir meine Worte, Mary Blake: das Mädchen ist, beim Lichte betrachtet, um nichts besser als Harry; sie achtet uns eben so wenig, als er es thut, nur, daß sie von Natur sanfter ist und glatte Mienen zum bösen Spiele machen kann. Wir werden wenig Freude an unsern Kindern erleben, das sehe ich deutlich genug!"

„Ach, lieber Miles, sei doch nicht so mißmuthig!" sagte seine Frau. „Es ist ein alt' Wort und ein wahr' Wort: so lange das Leid schläft, soll man die Sorge nicht wecken. Die Dinge gestalten sich am Ende besser, als wir meinen."

Miles schüttelte zweifelnd den Kopf und sah sich nach dem Buche um, worin er gelesen hatte. „Hast du das Buch nicht gesehen, das Edward Flanagan mir geliehen hat — die Lebensbeschreibung Lord Edward Fitzgerald's?"

„Es liegt auf dem Tische im Nebenzimmer." Miles ging, das Buch zu holen; seine Frau hörte einen tiefen Seufzer. „Gott stärke dich! armer Mann", sagte sie bei sich, indem sie zu ihrem Nähzeug griff, „dir ist es jetzt nicht um's Lesen, nur dein Herzeleid möchtest du wo möglich ersticken."

Entweder war Blake's Wink von seinem Sohne richtig verstanden worden, oder der junge Herr fing an einzusehen, er müsse des äußern Scheines wegen „den Alten" doch zu Rathe ziehen, — kurz, am folgenden Abend

machte er seine Aufwartung in dem väterlichen Hause. Elisa war darauf bedacht, ihm bis an die Zimmerthüre entgegen zu gehen und ihn mahnend in den Arm zu kneifen, wobei sie nach ihrem Vater blickte, als wollte sie sagen: „Du mußt vorsichtig mit ihm umgehen, sonst geht die Sache schief." Harry antwortete mit einem Kopfnicken.

Des Vaters Vermuthung in Betreff des Geldes war durchaus richtig. Henry T. Blake wußte recht wohl, daß eine Rolle, wie er sie zu spielen vorhatte, ohne einige von seines Vaters Sparpfennigen nicht durchzuführen war. Selbst Herr Pearson hatte in möglichst zarter Weise darauf angespielt. „Die Liebe ist ganz gut und schön", sagte er zu dem verliebten Jüngling, „wie auch die Rechtswissenschaft; Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte. Aber verlassen Sie sich darauf, Herr Henry, Nichts geht über's Geld, besonders, wenn ein junger Mann im Begriffe steht, Hymen's Tempel zu betreten. Sie brauchen Geld zur Ausstattung, Sie brauchen Geld, um gehörig auftreten und Jane dasjenige bieten zu können, was sie bisher gehabt hat, die Mittel, in der Gesellschaft standesgemäß zu erscheinen. Gehen Sie also zu dem Alten hin und schmeicheln Sie ihm etwas. Sie wissen, er ist ein Irländer, und das gewöhnliche Verfahren führt bei diesen Leuten zu Nichts. Machen Sie ihm ein Wenig blauen Dunst vor, Henry; das wird ihn milder stimmen."

Diesem schlauen Rathe folgend, zeigte Harry sich viel ehrerbietiger, als seine Eltern ihn seit Jahren gesehen

hatten. Auch trat er mit seiner Herzensangelegenheit nicht eher hervor, bis er sich durch ein stundenlanges gutes Verhalten den Weg gebahnt hatte.

Mancher bedeutungsvolle Blick, in welchem der Gang ihrer vereinten Beobachtungen hinsichtlich der Stimmung ihrer Eltern sich gleichsam abspiegelte, war zwischen ihm und Elisa gewechselt worden, und als es endlich dahin gebracht war, daß Miles lachte und das Antlitz seiner Frau heiter war, wie wohl in früheren Zeiten, da erst wagte Harry, sie mit seinen Absichten bekannt zu machen.

„Ich möchte wohl heirathen, Vater", sagte er und hielt dann wieder ein.

„Ich hab' so etwas gehört", entgegnete sein Vater trocken; „du hast ja Herrn Pearson geschickt, um uns das mitzutheilen. Warum hast du uns früher nichts davon wissen lassen?"

„O, ich wollte warten, bis die Sache zum festen Abschlusse gebracht wäre, ehe ich euch damit belästigte."

„Deine Mutter und ich sind dir sehr verbunden dafür, Junker Henry!" versetzte der Vater mit bedeutungsvollem Ernste. „Es war sehr freundlich von dir, daß du uns die Mühe erspart hast, eine Sache von solcher Wichtigkeit zu überlegen. Du hast wie ein pflichttreuer, liebevoller Sohn gehandelt; wir werden dir dies schöne Betragen nicht so bald vergessen. Wie, Mary, was sagst du dazu?"

„Die Wahrheit zu gestehen, ich fühlte mich anfänglich ein Wenig gekränkt, aber ich verschmerzte es

bald", antwortete Frau Blake mit zweideutigem Lächeln. „Ich fing an einzusehen, daß Harry's Vergehen so groß doch nicht sei; denn wie kann ein einfältiges altes Paar, wie du Miles und ich, sich herausnehmen, einem solchen Sohne, wie der unserige ist, eine Frau zu suchen? Die Flanagan's oder dergleichen Leute mögen vielleicht in einem derartigen Falle anders handeln, aber die gehören auch zu einer ganz andern Klasse der Gesellschaft. Wer konnte auch erwarten, daß Harry sich so altmodisches irisches Volk zum Vorbild nehmen sollte?"

Harry biß sich auf die Lippe, bis sie fast farblos war; es kostete ihn offenbar Mühe, seinen Aerger zu unterdrücken, doch gelang es ihm, in der Hoffnung, daß die Zeit bald kommen werde, wo er die Eltern, wie er sich sagte, ihren Spott entgelten lassen könne. Seine Zurückhaltung machte sowohl auf den Vater, wie auf die Mutter einen guten Eindruck; Miles schrieb dieselbe in dem Hauptbuche seines Gedächtnisses einem alten beträchtlichen Schuldposten seines Sohnes gegenüber gut. Eine weitere halbstündige Unterredung brachte die Angelegenheit auf den gewünschten Punkt. Es war kein Hinderniß mehr vorhanden, wenn wir ein ganz unbedeutendes ausnehmen — das religiöse Bekenntniß; und als Frau Blake diese Frage in Anregung brachte, wurde ihr von Harry alsbald die Versicherung entgegengesetzt, Jane sei in Sachen der Religion durchaus nicht eigenwillig, sie gehe eben so gern in die römisch-katholische Kirche, wie in eine andere. Er zweifele nicht im Mindesten daran, sagte er, daß sie bald nach der Heirath

katholisch werden würde. Nun waren die Eltern vollkommen beruhigt, und als Harry sich erhob, um sich zu verabschieden, war er in so guter Laune, daß er sogar versprach, am folgenden Tage zu Hause zu speisen. Noch mehr, er lud seine Mutter und seine Schwester huldvoll ein, mit Jane an dem folgenden Morgen die verschiedenen Einkäufe zu machen. Dieser Schritt war der entscheidende in seinem klug angelegten Eroberungsplane. Eine solche Artigkeit war der echte „blaue Dunst" und trug mehr dazu bei, Miles und seine Frau zu besänftigen, als alle übrigen Manöver. Es ist beinahe überflüssig, zu bemerken, daß die Mutter bereitwillig zusagte.

Als Harry die Hausthüre erreichte, fand er, daß seine Handschuhe auf dem Tische im Wohnzimmer liegen geblieben waren, und rief Elisa zu, ihm dieselben zu bringen. Dies konnte Elisa nun nicht, da die Handschuhe in Harry's Tasche steckten, aber sie brachte sich selbst, und dies entsprach gerade Harry's Absicht. Was er ihr zuflüsterte, hörte Niemand als sie selbst; es war im Ganzen vielleicht ein halbes Dutzend Wörter. Elisa nickte beistimmend und eilte dann in das Wohnzimmer zurück.

Ehe Frau Blake sich in's Schlafgemach zurückzog, hielt sie mit ihrer Tochter eine Berathung darüber, welche Kleider sie am nächsten Tage anziehen sollten.

„Du kannst das neue Lila-Mousseline tragen", sagte sie, „es ist recht hübsch und kleidet dich gut; ich will mein braunes Seidenkleid anziehen. Ich denke, es ist

am passendsten für eine Frau meines Alters; meinst du nicht auch, Elisa?"

„Gewiß, Mama, ich stimme dir vollständig bei; das braune Seidenkleid ist das richtige." Elisa sagte dies in ganz ernstem Tone; um ihre schönen Lippen aber spielte ein Lächeln und ihre sonst so sanften blauen Augen zeigten ein eigenthümliches Blinzeln, was jedoch ihre Mutter nicht bemerkte Wie konnte sie auch — die gute einfache Frau, welche selbst nie anders sprach, als sie dachte? Sie hatte keine Ahnung, daß in den Worten ihrer Tochter Hohn verborgen sein könne.

Unglücklicher Weise wurde das braune Seidenkleid am ganzen folgenden Tage nicht aus dem Kleiderschranke genommen. Als nämlich die zum Ausgange festgesetzte Stunde herankam, oder vielmehr ein Wenig früher, wurde Elisa von furchtbaren Zahnschmerzen befallen. Ihre Mutter wollte einen Zahnarzt rufen lassen. Elisa jedoch hatte vor Zahnärzten einen gewaltigen Abscheu, schon der Gedanke an die Instrumente machte sie beben. Sie begnügte sich, die Wange und das Zahnfleisch mit Kampher einzureiben und sich dann niederzulegen, um zu schlafen — wenn sie schlafen könne — in der Hoffnung, daß der Kampher und die Wärme des Kissens sich wirksam erweisen würden. Am meisten war Elisa darüber beunruhigt, daß sie der „armen Jane" nicht Wort halten konnte. Sie suchte ihre Mutter zu bereden, ohne sie zu gehen, aber diese wollte durchaus Nichts davon hören.

„Was wirst du aber sagen, Mama, wenn Jane nach uns schickt?“

„Was ich sagen werde? Ei, die Wahrheit; einer anderen Entschuldigung bedarf es nicht.“

Jane schickte wirklich, und Frau Blake ließ ihr sagen, es sei ihr außerordentlich leid, Fräulein Pearson nicht begleiten zu können; ihre Tochter habe fürchterliche Zahnschmerzen und sie dürfe dieselbe nicht verlassen. So unterblieb die Einkaufsreise, und Elisa's Zahnweh ging natürlich bald vorüber. Abends schon war die junge Dame im Stande, zur größten Freude ihrer Eltern zu spielen und zu singen.

Während diese Heirath auf dem Tapet war, wurde Frau Blake eines Tages von Dr. Power überrascht, dessen Besuche in der letzten Zeit fast so selten geworden waren, wie die der Engel auf Erden. Er hatte von der beabsichtigten Verbindung gehört und kam, um sich Gewißheit zu verschaffen. Frau Blake versicherte ihm mit nicht geringer Freude, es sei allerdings wahr, daß ihr Harry Fräulein Pearson heirathen werde.

„Und mit Ihrer Zustimmung?“

„Gewiß, hochwürdiger Herr. Die Partie ist meinem Manne sowohl als mir in jeder Beziehung genehm. Nur wegen der Religion hätten wir eine Einwendung machen können; mein Sohn aber sagt uns, daß Jane sich aus der Religion ganz und gar Nichts mache. Ob sie Katholikin sei oder etwas Anderes, gelte ihr ganz gleich.“

„Desto schlimmer“, bemerkte Dr. Power.

„Wie so, Vater Power? Ich weiß nicht, was Sie

meinen. Ist das denn nicht Alles, was wir wünschen können?"

„Meine liebe Frau Blake, da sind sie sehr im Irrthum", erwiderte der Seelsorger. „Ich halte Wenig von Jemanden, welcher sich Nichts aus der Religion macht; solche Leute wenden sich selten oder nie der Wahrheit zu. Von Jemand, der irgend einem religiösen Bekenntnisse von Herzen anhängt, kann man annehmen, daß er es für nöthig hält und gesonnen ist, das Heil seiner Seele zu wirken. Kommt ein solcher zu der Ueberzeugung, daß dieses Heil nur innerhalb einer gewissen Kirche zu finden ist, so wird er die Wahrheit, wenn sie ihm endlich geboten wird, freudig erfassen und ein gehorsames Kind der Kirche werden. Dagegen ist für die gegen jede Religion Gleichgültigen keine Hoffnung. Sie sagen mir, Ihr Sohn habe die feste Aussicht, daß seine künftige Frau katholisch werde, — lassen Sie ihn vielmehr Sorge tragen, daß er nicht Protestant oder, wenn nicht das, gar etwas Schlimmeres werde."

„Gerechter Gott! — Vater Power, Sie machen mir das Blut in den Adern erstarren. Ich wollte, Sie sagten meinem Sohne selbst, was Sie mir eben gesagt haben."

„Dazu wäre ich gern bereit; jedoch hatte ich so manche Gelegenheit, die Gesinnungen Ihres Sohnes kennen zu lernen, daß ich nicht die geringste Hoffnung hegen kann, irgend welchen Eindruck auf ihn zu machen. Konnten Sie oder sein Vater denn Nichts gegen die

Heirath thun? Und doch", fügte er nachsinnend hinzu, „würde auch das nicht viel helfen. Finsterniß verhüllt das Land und Dunkel das Volk." Diese letzten Worte sprach er zu sich selbst. Dann fragte er Frau Blake: „Also Sie und Ihr Gatte haben beide die Zustimmung gegeben?"

„Ja wohl, Euer Hochwürden", sagte sie zögernd, erschreckt durch Dr. Power's feierliches Wesen, ohne daß sie sich bewußt war, warum.

„In diesem Falle können Sie nicht wohl mehr zurücktreten: und mir bleibt Nichts übrig, als mich zu empfehlen. Wenn die Zeit der Trübsal kommt, und sie wird nicht ausbleiben, so wissen Sie, wo ich zu finden bin! Ich würde öfter selbst kommen, wenn ich etwas Gutes damit bewirken könnte; leider aber vermag ich dies nicht. Guten Morgen." Er war fort, ehe Frau Blake wußte, was sie antworten sollte.

Als Miles nach Hause kam, erzählte ihm seine Frau von Dr. Power's Besuch. Miles lachte darüber. „Hält der uns für Narren? Der Herr Pastor glaubt wohl mit seinen Prophezeihungen uns Schrecken einzujagen? Aber das gelingt ihm nicht: wir sind zu alte Vögel, um uns mit Spreu fangen zu lassen. Er ist ärgerlich, weil wir ihn nicht um Rath gefragt haben; das ist Alles. Harry brauchst du gar nichts davon zu sagen; er hat sein Wort gegeben und kann nicht mehr zurück, wenn er auch wollte."

Frau Blake mußte sich fügen, obgleich ihr Verstand und der Rest von Religion, der ihr geblieben war, sich

entschieden dagegen sträubte. Sie ging auf dem eingeschlagenen Wege weiter, wenn auch nicht ganz so ruhig, als vor Dr. Power's Besuch.

Drei Wochen später führte Henry seine liebenswürdige Braut „zum Altare", wie die Journale der feinen Welt sich ausdrückten, das heißt zum Abendmahlstische im protestantischen Bethause, und von da nach der Wohnung Dr. Power's, um vor ihm die Erklärung abzugeben, daß sie sich ehelich verbunden hätten. Ernst, sogar düster war die Stimmung des guten Seelsorgers, denn er wußte, daß diese Ehe nicht „im Himmel geschlossen" war, und sein weitblickendes Auge ersah bereits die finstern Wolken von Sünde und Leid, welche sich über den Häuptern Derer zusammenzogen, die sich eben vor ihm gegen seinen Willen verehelicht hatten. So wurde die schöne Jane Pearson die Gemahlin Henry Blake's, worüber der Jubel der Eltern und Freunde überaus groß war. Miles bekundete seine Freude durch eine Anweisung von fünftausend Dollars auf die Bank der Vereinigten Staaten, eine Gunstbezeugung, welche Braut und Bräutigam dankbar anerkannten. Elisa Blake war Brautführerin und begleitete das beglückte Paar auf der Reise nach Saratoga, welche unverzüglich nach der Trauungs-Ceremonie angetreten wurde. Die ganze Gesellschaft, Miles und seine Frau eingeschlossen, hatten bei Pearson's das Frühstück eingenommen; natürlich waren weder die Flanagan's noch sonst Jemand „von dieser Sippschaft" eingeladen. Die ganze Angelegenheit war vor Harry's „irischen Freunden" geheim gehalten worden; nicht, als ob

diese Nichts davon erfahren hätten, nur mit einer offiziellen Anzeige wurde Niemand von ihnen beehrt, — man müßte denn einige Worte der Frau Blake bei einem Besuche, den sie einige Tage vor der Hochzeit machte, dafür gelten lassen. Die gute Frau war auf dem Wege, einige Einkäufe zu machen, und trat nur eben herein, wie sie sagte, um ihren Verwandten ein Geheimniß mitzutheilen. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie, daß das Geheimniß ihnen bekannt war; aber keiner von ihnen wollte sagen, wie sie es erfahren hätten.

„Es sind gewiß meine schwatzhaften Mägde gewesen; man kann sich weder rechts noch links drehen, ohne daß sie es ausplaudern."

„Mach' dir keine Gedanken, Mary", bemerkte ihr Bruder; „es ist von keiner Wichtigkeit. Wenn Gott uns das Leben läßt, haben wir bald selbst eine Hochzeit. Und da soll euch der Mund wässern, ehe ihr etwas erfahrt."

„Ist's wahr, Tim?" fragte Frau Blake begierig.

„Ja, wie gesagt", entgegnete Tim ernst.

„Lass' ihn nur reden, Mary!" versetzte Frau Flanagan mit ihrem ruhigen Lächeln. „Er hält dich zum Narren."

„O, ich habe schon von Margaret O'Callaghan munkeln hören", meinte nun Frau Blake; „auch ist Edward mir einige Mal in ihrer Gesellschaft begegnet. Sie ist ein schönes Mädchen, und sie erbt mit der Zeit ein hübsches Sümmchen. Man sagt, ihr Vater habe Etwas."

„Er hat Etwas!“ wiederholte Tim trocken. „Ich glaub' es auch; vielleicht eben so viel, wie euer Herr Pearson, so hoch der auch den Kopf trägt.“

„Oho, Tim! Du weißt selbst, das ist so leicht nicht möglich. Edward hat indessen Etwas zu erwarten, wenn es zu der Heirath kommt. So ein paar tausend Dollars würden euch im Geschäfte wohl zu Statten kommen.“

„Da hast du Recht, Mary“, bestätigte Tim, seiner Frau einen schlauen Seitenblick zuwerfend. „Uebrigens habe ich nicht gesagt, Edward wolle heirathen, oder Fräulein O'Callaghan sei seine Erwählte; ich habe einfach von einer Hochzeit bei uns gesprochen. Wenn es nun Susy wäre? Herr Fitzgibbon, der Schullehrer, hat ein Auge auf sie.“

„Nein, den mag ich nicht“, rief die Kleine und warf schmollend die Lippen auf. „Er hat mir das Zuckerzeug nicht gebracht, das er mir versprach; ich will nichts von ihm wissen. Vater Power hab' ich viel lieber, der gibt uns immer schöne Bilder; ich mag Herrn Fitzgibbon nicht.“

Alle lachten über Susy's naive Aufrichtigkeit; Frau Blake aber erinnerte sich plötzlich, daß sie zu lange von Hause bleibe. Als sie fort war, fragte Frau Flanagan ihren Gatten, warum er so unvorsichtig auf die Möglichkeit von Edward's Heirath hingewiesen habe. „Es ist nicht gut“, sagte sie, „Gerüchte in Umlauf zu bringen, ehe man weiß, daß etwas aus der Sache wird.“

„Aber ich weiß, daß Etwas daraus wird“, entgegnete

Tim fest. „Sehen wir denn nicht, daß O'Callaghan sich Mühe gibt, die Angelegenheit in's Reine zu bringen, und daß Margaret unsern Edward eben so gern hat, wie dieser sie? Und wir haben doch nichts einzuwenden?"

„Alles schön; aber eher ist nichts in Richtigkeit, bis ihr mit Dr. Power gesprochen habt. Wenn ihr das diesen Abend thut, dann kann man freilich die Heirath für ausgemacht annehmen; aber ich würde es doch nicht gleich an die große Glocke hängen."

Nach dem Abendessen nahm Tim seinen Hut und Edward folgte dem Beispiele. Er schien jedoch keine Eile zu haben; er blickte nach seiner Mutter zurück und glaubte eine Thräne in ihrem Auge zu sehen. Er wandte sich schnell zu ihr, ergriff ihre Hand und drückte dieselbe herzlich. „Ich weiß, woran du denkst, liebe Mutter; sei unbesorgt, mit Gottes Hülfe sollst du bei der Veränderung Nichts einbüßen. Wenn ich auch Gatte werde, so bleibe ich nichtsdestoweniger dein Sohn; Niemand kann jemals deinen Platz in meinem Herzen einnehmen! Bete für mich, liebe Mutter, daß ich die Pflichten des neuen Standes wohl erfüllen möge."

Diese Worte brachten eine den Erwartungen Edward's entgegengesetzte Wirkung hervor, denn seine Mutter brach in heftiges Weinen aus. Ihre Thränen waren jedoch nicht Thränen des Schmerzes; das Mutterherz wurde weich bei dem Gedanken, die Gesellschaft des lieben, pflichtgetreuen Sohnes zum Theil entbehren zu müssen, eines Sohnes, der so lange Jahre der Trost

und der Stolz ihres Lebens gewesen war. Aber sie wußte, daß Edward's Worte wahr seien, daß sie sich auf seine treue Anhänglichkeit verlassen könne. Auch war die Braut nicht minder ihre Wahl, als die des Sohnes. Tim, obgleich ihm kein Wort seines Sohnes entgangen war, stellte sich, als habe er Nichts gehört. Nachdem er eine Zeit lang gewartet und unterdessen die Beklemmung, welche ihn ebenfalls überkam, bemeistert hatte, rief er von der Thüre des Wohnzimmers aus: „Aber, Edward, du übst mich in der Geduld! Was machst du denn noch? Wenn du am Hochzeitstage so langsam bist, wird Margaret sich mit Recht beklagen. Komm, oder ich geh' allein!"

Edward trat lächelnd zu ihm, und sie machten sich zusammen auf den Weg. Als sie Dr. Power's Haus erreichten, sahen sie eine Frau herauskommen, welche weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte. Der Schein der Straßenlaternen ließ unter dem Schatten eines alten Strohhutes ihre eingefallenen Züge deutlich erkennen, — es war Frau Dillon, die Mutter unseres saubern Bekannten Hugh.

„Frau Dillon, sind Sie's wirklich? Was fehlt Ihnen, arme Frau?"

Die Unglückliche bebte zurück, als sie so unerwartet ihren Namen hörte. Sie wandte die trüben, thränenvollen Augen auf den Redenden und reichte ihm die Hand.

„O, lieber Herr Flanagan, treffe ich Sie hier? Was mir fehlt, fragen Sie? O Gott! o Gott! eine ganze

Last von Leid liegt auf meinem Herzen. Mein armer Mann liegt am Sterben und ich habe eben Vater Power gerufen, daß er ihm die heiligen Sacramente spende."

„Am Sterben?" wiederholte Tim. „O, ich hoffe, es wird so schlimm nicht sein. Armer John! so manche frohe Stunde haben wir in jüngern Jahren zusammen verlebt. Was sagt denn der Arzt zu seinem Zustande?"

„Ach, der gibt keine Hoffnung mehr, — leider gar keine. Aber das ist noch nicht mein schwerstes Herzeleid; ich ließ unsern unglücklichen Sohn die Krankheit seines Vaters wissen und er schickt mir die Antwort: Er scheere sich den Henker darum! Das hat er gethan, Herr Flanagan, — der Bösewicht! Er sagte dabei, der Alte könne zur Hölle fahren, ihm liege nichts daran! O, denken Sie, Herr Flanagan, eine solche Botschaft für ein armes, von Leid niedergebeugtes Geschöpf, wie ich bin! Das sagt der Sohn über seinen leiblichen Vater!"

„Gott tröste Euch! Mehr kann ich nicht sagen."

„Was soll ich nun anfangen, Herr Flanagan?" schluchzte das arme Weib; „meine älteste Tochter ist aus der Stadt gegangen, Gott weiß wohin; und ich habe keinen Dollar im Hause: nur hat mir eben Vater Power diesen Zwei-Dollar-Schein gegeben. Gottes Segen über ihn, jetzt und in Ewigkeit!"

Edward sprach leise einige Worte zu seinem Vater; dieser nickte beistimmend und sagte dann zu Frau Dillon, welche einer Antwort zu harren schien: „Geht jetzt nach Hause, arme Frau und haltet Euch aufrecht, so

gut es geht. Ich weiß, das ist nichts Leichtes; aber Ihr seid nicht so verlassen, als Ihr denkt. Ich will mit meiner Frau sprechen, und sie wird, so Gott will, morgen früh zu Euch kommen. Und sollte das Schlimmste eintreffen, Frau Dillon", — seine Stimme zitterte vor Bewegung — „so werdet Ihr Freunde finden, verlaßt Euch darauf! Gute Nacht; der liebe Gott wolle Euer armes Herz trösten."

Frau Dillon's Antwort wurde von Tim und seinem Sohne kaum gehört, indem sie in das Haus traten.

„Möchten Sie und die Ihrigen nie erfahren, was es heißt, keinen Freund zu haben, — oder keinen Segen von Gott", setzte sie mit dumpfer Stimme hinzu, da das Benehmen ihres unnatürlichen Sohnes ihr vor die Seele trat.

Tim Flanagan und sein Sohn fanden Dr. Power im Begriff, den Krankenbesuch zu machen. Er hatte schon das Ritualbuch in der Hand, legte es aber nieder, als er die Besucher erkannte, und grüßte sie mit warmem Händedruck.

„Seien Sie herzlich willkommen!" sagte er freundlich lächelnd. „Ich hoffe, die Familie ist wohl auf? Bitte, setzen Sie sich."

„Gott sei Dank, alle wohl. Wir beabsichtigten Sie in einer besondern Angelegenheit zu sprechen, aber wir wollen Sie jetzt nicht aufhalten; es kann ein anderes Mal geschehen. Wir trafen die unglückliche Frau Dillon an der Thüre; sie hat uns gesagt, wie es bei ihr steht."

„Ach, die arme Frau! sie ist sehr zu bedauern. Hat sie Ihnen von ihres Sohnes Undankbarkeit erzählt?“

„Ja, sie hat uns Alles gesagt“, antwortete Tim lebhaft. „Wie mag es aber kommen, daß die Leute so entsetzlich arm sind? Vor ein paar Jahren waren sie in ganz guten Umständen.“

„Krankheiten, lieber Freund, haben ihre geringen Hülfsmittel aufgezehrt. Der arme Dillon ist seit zwölf Monaten unfähig zu arbeiten. Die Folge war, daß sich die Kundschaft verlor, und er seine Gehülfen entlassen mußte. Das Wenige, was er gespart hatte, war bald aufgebraucht, und so kamen die alten Leute nach und nach in diese traurige Lage.“

„Was für ein herzloser, nichtswürdiger Mensch dieser Sohn ist!“ rief Tim in der Glut großmüthigen Mitgefühls. „Der landstreicherische Schurke verdient — ich weiß nicht was!“

„Gott verzeih' ihm seine Schuld!“ sagte der Seelsorger milde. „Ich bedauere ihn von Herzen; könnte mein Bedauern ihn nur bessern! Die arme Frau ist trostlos darüber, daß sie die Mittel nicht hat, ihren Mann anständig zu begraben.“

„Nun, Euer Hochwürden mögen ihr von mir sagen“, und Tim wischte eine Thräne aus dem Auge, die er nicht zurückzuhalten vermochte, „der arme John solle ein so anständiges Begräbniß haben, als in unsern Kräften steht, wenn es Gottes Wille sei, ihn zu sich zu nehmen. Er war ein guter Mensch sein Leben lang; zudem ist er ein Irländer und Katholik, und verdient ein ordent-

liches Begräbniß! Edward und ich werden uns der Sache annehmen."

„Das habe ich von Ihnen erwartet", meinte Dr. Power, freundlich lächelnd. „Und nun, womit kann ich dienen? Sie haben Geschäfte, nicht wahr?"

„O, die sind von keiner großen Wichtigkeit, Herr Pfarrer", antwortete Edward — es waren dies seine ersten Worte — „wir können sie bis zu einer andern Gelegenheit aufschieben."

Der Seelsorger lächelte wieder und heftete seinen scharfen Blick auf Edward. „Ich kann dir dies kaum glauben, Edward, obschon es das erste Mal ist, daß ich an deiner Wahrhaftigkeit zweifele. Die Angelegenheit, welche dich und deinen Vater zu mir führt, ist von großer Wichtigkeit. Was sagen Sie, Timothy?"

„Ich muß Euer Hochwürden beistimmen", antwortete Tim. „Es handelt sich um eine Sache, von der Jedermann weiß, daß sie kein Kinderspiel ist. Ich merke, Sie haben schon etwas gehört?"

„Da irren Sie nicht, Timothy. Ich habe wirklich davon gehört und bin mit Edward's Wahl wohl zufrieden. Wenn Sie bloß gekommen sind, um meinen Rath zu hören, wie ich glaube, so brauchen wir das nicht zu verschieben. Ich kann meine Meinung in ein paar Worten sagen: Margaret O'Callaghan ist gerade die Frau, welche ich für Edward Flanagan gewählt haben würde. So ist mein Bescheid, und es ist nicht nöthig, die Anordnungen zu verzögern, um meine Gutheißung abzuwarten; die haben Sie. Gute

Nacht nun, meine wackern Freunde! Der liebe Gott schütze euch alle Tage eueres Lebens! Ich muß eilen, dem armen, verlassenen alten Manne die Tröstungen unserer heiligen Religion zu bringen.“

Dr. Power warf seinen Mantel über, nahm sein Rituale von Neuem zur Hand und trat seinen Gang an, während Tim Flanagan und sein Sohn ihrer eigenen friedlichen Wohnung sich zuwandten.

Tim erzählte gleich seiner Gattin von Frau Dillon's Leiden; Nelly wurde von dem Berichte so tief ergriffen, daß sie in der folgenden Nacht kein Auge schloß. Es fehlte Wenig, daß sie sich noch am Abend aufgemacht hätte, um zu sehen, was sich für die armen, alten Leute thun lasse, und nur Tim's ausdrückliches Geheiß vermochte sie zu Hause zu halten. — Frau Flanagan hatte gewisse eigenthümliche Ansichten, welche sich nur aus ihrer altmodischen irischen Erziehung erklären lassen.

Dreizehntes Capitel.

Kindliche Liebe bei den Dillon's. — Ein irisches Begräbniß.

Am nächsten Morgen machte Frau Flanagan sich in aller Frühe auf den Weg zu der traurigen Behausung der Familie Dillon. Nach einigem Suchen fand sie dieselben in einem Gäßchen, gleichmäßig bekannt wegen seines Mangels an Reinlichkeit wie an Licht — nicht minder in sittlicher Beziehung vielleicht als in physischer. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß der alte John Dillon und seine Frau nur deshalb ihre Wohnung in

diesem traurigen Bezirke genommen hatten, weil ihnen hier ein Obdach wurde, welches sie in anständigern Oertlichkeiten sich nicht beschaffen konnten. Während der letzten Monate bestand der einzige Unterhalt der Familie in dem Verdienste der jüngsten Tochter, welcher sich im Durchschnitt auf drei Dollars wöchentlich belief — eine spärliche Summe, um alle die Ausgaben zu bestreiten, welche bestritten werden mußten. Das Mädchen fand es hart, sehr hart, mit der Unterhaltung ihrer Eltern beladen zu sein, und dann und wann entfuhren ihr bittere Verwünschungen gegen ihren Bruder und ihre Schwester, welche ihr, wie sie sagte, „die Last allein auf dem Halse gelassen hatten." Doch, um ihr gerecht zu sein, sie that was in ihren Kräften stand, es den alten Leuten erträglich zu machen, bald mit mehr, bald mit weniger Murren. Sie verbrachte ihre Tage von Morgens sieben bis Abends sechs in dem Arbeitszimmer eines Kleidermachergeschäftes, so daß sie mit der Bedienung ihres kranken Vaters oder der Besorgung des kleinen Haushaltes wenig zu thun hatte. Ehe der Vater „recht schlecht geworden war", pflegte Hannah zum Mittagessen nach Hause zu gehen; in der letzten Zeit zog sie es jedoch vor, ihr Mittagbrod mit sich zu nehmen, weil es zu Hause so schrecklich langweilig war — „Nichts als Gestöhn' und Geplärr, Medicinnehmen und dergleichen" —; die arme Hannah fand es deshalb mehr nach ihrem Geschmack, ihr Mittagbrod in der Werkstätte unter den Mädchen, von welchen mehrere gleichfalls ihr

Essen mitbrachten, als am Krankenbette ihres alten Vaters zu verzehren.

Als Frau Flanagan keuchend unter der Last eines schweren Korbes ankam, fand sie den alten Mann in einem Fieberschlummer, die Augen halb offen und seine abgezehrte, welke Hand instinktmäßig eingekrallt in die verblichene Bettdecke, ein Ueberbleibsel des frühern Wohlstandes. Seine Frau saß neben dem Bette, ihre Hände um die Kniee geschlossen, die Augen auf das abgemagerte Antlitz des Kranken gerichtet.

„Gerechter Himmel, was ist Euch überkommen?“ fragte Frau Flanagan leise, während sie ihren Korb auf den Boden niedersetzte. „Verliert den Muth nur nicht ganz und gar! — es ist freilich schwer, ihn da nicht zu verlieren“, fügte sie, zu sich selbst sprechend, hinzu. „Wie geht es dem armen John diesen Morgen?“

„Gar nicht gut, Frau Flanagan; er hat eine übele Nacht gehabt. Ich fürchte, es wird nicht lange mehr mit ihm währen. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen? Es ist zwar hier ein armseliger Aufenthalt für Jemand, wie Sie. Es war ein Mal eine Zeit, wo mein Haus so ansehnlich war, wie man eines finden konnte; aber das ist nun vorbei — ja wahrhaftig, für immer vorbei!“ — ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.

„Nun laßt das Grämen und Klagen, Frau Dillon! Jedermann erlebt Wechsel in seinem Glücke; auch mit Euch kann es wieder anders werden; und geschieht es in dieser Welt nicht mehr, so ist das vielleicht zum Heile Euerer Seele. Gott sendet Euch aus Liebe dieses Unge-

mach, weil er Euch von der Welt losmachen möchte." Sie hatte, während sie sprach, den Inhalt des Korbes auf den einzigen Tisch, den das Haus besaß, ausgebreitet. „Da sind ein paar Hühner, die ich Euch gebracht habe; sie sind gerade fertig zum Topf, drum wollen wir Feuer machen und eines beisetzen, um für John etwas Suppe zu kochen."

Frau Dillon's Dankbarkeit war zu tief für Worte; sprechen konnte sie nicht, aber indem sie die Hand ihrer mildthätigen Freundin ergriff und dieselbe mit der ihrigen fest umschloß, sah sie ihr mit so leiderfüllter Miene in's Gesicht, daß Frau Flanagan sich der Thränen kaum enthalten konnte. „Aber das führt zu Nichts", dachte sie; „ich bin gekommen, um zu ermuthigen und zu helfen, nicht um zu weinen."

Als der alte Mann erwachte, hatte seine Frau eine Tasse Suppe für ihn bereit. „Hier, lieber John, habe ich köstliche Hühnerbrühe für dich."

„Hühnerbrühe?" wiederholte ihr Gatte in ungläubigem Tone, „ach, woher solltest du Hühnerbrühe bekommen? Du spaßest nur, Betsy?"

„Ich spaße wirklich nicht, John. Wenn ich dir die Brühe nicht geben könnte, wäre es ein schlechter Scherz, davon zu sprechen. Gott hat uns gute Freunde geschickt, als wir sie am wenigsten erwarteten. Frau Flanagan ist hier, um dich zu besuchen. Ihr kannst du danken für die Hühnersuppe und für die andern kostbaren Sachen, welche sie dir gebracht hat. Der liebe Gott lohne es ihr!"

„Amen, Betsy, Amen! Aber wo ist sie? Lass' mich sie sehen!“

„Hier bin ich, John“, sagte Frau Flanagan, an die Seite des Bettes tretend und die Thränen, welche er nicht sehen sollte, schnell wegwischend. „Es thut mir leid, Euch so schwach zu finden; ich hoffe, es wird bald eine Wendung zum Bessern mit Euch nehmen.“

John Dillon schüttelte den Kopf. „Dazu ist keine Hoffnung, Frau Flanagan. Die nächste Wendung, die es mit mir nimmt, wird auch die letzte sein. Möge Gott mich für die Stunde vorbereiten“, fuhr er, die Augen gen Himmel hebend, fort. Ein plötzlicher Gedanke schien ihn dann zu erfassen. „Betsy, hast du seitdem Nichts von Hugh gesehen?“

„Seit wann?“

„Seit gestern. Ach, ich vergesse — ach — ich vergesse — ich vergesse! — Gott steh' mir bei! Ich wollte, ich könnte Alles vergessen.“ Er genoß ein Paar Löffel voll von der Fleischbrühe, welche ihn zu stärken schien, wehrte dann die Tasse mit der Hand ab und lag einige Augenblicke schweigend, während die beiden Frauen neben dem Bette standen und bald ihn, bald einander ansahen.

Plötzlich zuckte er auf, als ob ihn eine Natter gestochen hätte, und wandte sich gegen seine Frau. „Betsy, ich sage dir, ich muß ihn sehen, ehe ich sterbe — er muß herkommen, daß ich ihm sage, was ich auf dem Herzen habe. — Ich kann nicht sterben mit dieser schweren Last auf der Seele. — Vielleicht, daß die letzten

Worte des Vaters sein Herz rühren und ihn erinnern an seine eigene, arme Seele — oh, diese Seele!" sagte er mit heiserem Flüstern, „diese unglückliche Seele, von der ich Rechenschaft geben muß! O Gott, erbarme Dich meiner und rette ihn! Lass' ihn nicht zu Grunde gehen durch meine Schuld!"

„Lieber John", sagte seine Frau, „zehre die geringe Kraft, die du noch hast, nicht auf durch Gram um diesen unseligen Jungen! Gott wird ihn zurückführen, wann die Zeit kommt."

Der Kranke wandte sich fast wild zu ihr hin. „Er wird ihn nicht zurückführen! Ich sage dir nein! — nein! — nein! Ich hätte ihn zurückführen können, als er jung war und lenksam, und ich habe es nicht gethan. Ich ließ ihn seine Wege gehen, bis er zu groß und zu stark war, als daß ich ihn bewältigen konnte. Nun habe ich seinen Tod auf dem Gewissen — den Tod seiner Seele, Betsy! — Du brauchst mich nicht so anzusehen — ich bin nicht toll; es ist wahr, was ich sage. Wir sind beide Schuld, Betsy, und beide büßen wir nun dafür. Gebe Gott, daß wir nicht auch da drüben noch büßen müssen!"

Frau Dillon antwortete bloß durch Thränen. Das Gewissen sagte ihr, daß die Worte ihres Mannes nur zu wahr seien, und sie wußte ihm keinen Trost zu bieten. Frau Flanagan kam ihr zu Hülfe.

„Aber, lieber Dillon, wozu nutzt dies Gerede? Denkt Ihr nicht an das alte Wort: ,Geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen'? Bereitet Euch

starkmüthig, des Herrn Willen zu thun, so lange Ihr noch auf der Welt seid — mag's nun lang währen oder kurz. Bittet Gott und seine heilige Mutter, Euch und die Euerigen in Schutz zu nehmen und vor Allem, John, betet um die Gnade einer seligen Sterbestunde. Das Uebrige überlaßt dem lieben Gott! — Laßt mich kein Wort mehr von Dingen hören, die vorbei sind. Das Vergangene laßt vergangen sein!"

„Ich möchte doch meinen Sohn sehen, Frau Flanagan! Ich kann nicht ruhig sterben, ohne ihn gesehen zu haben. Und meine arme Celia! O, daß ich sie alle vor mir sehen könnte, und sie mir nur eine halbe Stunde Gehör gäben! Betsy, willst du gehen und Hugh sagen, er müsse kommen, mich noch ein Mal zu sehen? Willst du?"

„Ich will, John, wenn du es verlangst; aber ich weiß zu gut, es nutzt Nichts."

„Oh, kannst du es denn nicht versuchen?"

„Geht nur gleich!" sagte Frau Flanagan leise. „Ich will so lange bei ihm warten, bis Ihr zurückkommt; sorgt nur, daß Ihr nicht zu lange ausbleibt!"

Frau Dillon warf ein altes, verblichenes Halstuch über die Schultern und machte sich auf den Weg, ihren hoffnungsvollen Sohn aufzusuchen. Eine halbe Stunde ungefähr, nur unterbrochen von dem leisen Wehklagen des Kranken, war verstrichen, als endlich Frau Dillon zurückkam. Ihr Gatte wandte, als er ihre leisen Tritte auf der Treppe vernahm, den Kopf hastig um und richtete den matten Blick auf die Thüre. Seine Frau trat

ein, noch bleicher und elender aussehend, als vorher. Sie war allein. Frau Flanagan sah den alten Mann an. Er hielt die Augen auf das Gesicht seiner Frau geheftet, als ob er ihre Gedanken zu lesen versuchte.

„Nun?“ sagte er im Tone ängstlicher Neugier.

„Ich konnte ihn nicht finden.“

„Doch, du hast ihn gefunden, Betsy — belüge mich nicht, du hast ihn gefunden! Ich sehe dir's an. Was antwortete er — sage mir's schnell, wenn du mich nicht umbringen willst!“

„O, liebe Frau Flanagan! was soll ich ihm sagen?“ lispelte die unglückliche Mutter. „Er darf die Antwort nicht hören, es würde sein Tod sein.“

„Nein, das wird's nicht“, rief Dillon. „Ich ahne das Schlimmste; du brauchst also nicht zu fürchten, mir's zu sagen. Was antwortete Hugh, als du ihm sagtest, ich wünschte ihn vor meinem Tode noch zu sehen?“

„Er fragte mich — ach, Gott steh' dir bei — und mir! — er fragte mich, ob du ihm Geld zu geben hättest; wo nicht, so brauche er auch nicht zu kommen. Gott verzeih' ihm diese Stunde, wie ich ihm verzeihe!“

„Nun ist's vorbei!“ sagte der alte Mann in verändertem Tone, „ich habe das Schlimmste gehört. Nun kann der Tod kommen, wann er will. O Jesus, Maria und Joseph, steht mir bei in meiner letzten Noth! Ich hatte ein Mal einen Sohn und zwei Töchter — zwei von den Kindern sind dahin! Ich bin ein armer, ver-

lassener alter Mann. O, heilige Maria, Mutter Gottes, verlass' mich nicht, sonst bin ich verloren auf ewig!"

Frau Flanagan's Herz war voll zum Zerspringen. Sie stand auf, drückte Frau Dillon die Hand und sagte, sie wolle am Abende mit Tim zurückkommen. „Und macht nur, daß der arme John noch mehr von der Brühe nimmt", sagte sie; „haltet sie warm für ihn." Die Angeredete nickte beistimmend, drückte die milde Hand ihrer Wohlthäterin, vermochte aber nicht, ein Wort zu sprechen. Frau Flanagan beugte sich über den Kranken hin und sagte leise: „Gott sei bei Euch, John, bis ich Euch wiedersehe. Ich werde am Abend mit Tim zurückkommen."

„Gott segne Sie!" war die herzliche Antwort. „Gott erhalte Sie Ihren Kindern — diesen guten Kindern! Wenn wir uns auf Erden nicht wiedersehen, so beten Sie für mich, Frau Flanagan! Das Gebet des Gerechten vermag ja viel bei Gott."

„O, Ihr müßt nicht denken, so bald zu sterben", sagte Frau Flanagan und bemühte sich zu lächeln. „Mit Gottes Hülfe werdet Ihr noch manchen Tag leben." Dillon schüttelte den Kopf; er fühlte, daß der Tod nicht mehr fern sei.

Am Abend, als Tim Flanagan und seine Frau die ärmliche Wohnung der Dillon's betraten, fanden sie eine Leiche. Einige Nachbarsleute, Männer und Weiber, waren um das Bett versammelt, auf dem der starre, kalte Leib John Dillon's lag, durch die mitleidige Güte der Nachbarsfrauen anständig eingekleidet. Das

verwittwete, schwergebeugte Weib saß in einer Ecke, dicht bei dem Bette, den Kopf niedergesenkt, die Hände auf den Knieen, ein Bild hoffnungslosen Elendes. Ihre Tochter saß am entferntesten Ende des Zimmers, sauber, ja geschmackvoll gekleidet und mit einem gewissen Watty Sullivan, dem vertrauten Genossen ihres Bruders, in einem, wie es schien, interessanten Gespräche begriffen.

Tim und seine Frau waren betroffen, den alten Mann todt zu finden. Als aber Frau Flanagan an das dachte, was sie am Morgen gesehen und gehört hatte, sagte sie bei sich: „Am Ende ist es doch besser; was hatte er vom Leben noch zu erwarten?"

Bei dem Anblick ihrer Wohlthäterin brach der Schmerz der Wittwe auf's Neue aus; dies währte jedoch nicht lange, denn die gute Frau überzeugte sie bald, Gott habe gnädiglich an dem armen John gethan, daß er ihn aus einer Welt weggenommen, in welcher Nichts als Elend seiner wartete. Nachdem sie einige Stunden an der Leichenwache Theil genommen, kehrten Tim und Nelly nach Hause zurück. Ersterer vergaß nicht, daß er sich am andern Morgen zeitig aufmachen müsse, um, wie er sagte, die Vorbereitungen zum Begräbniß zu treffen.

„Gott lohne es Ihnen!" rief die Mehrzahl der Anwesenden mit Inbrunst. Frau Dillon stand von ihrem Sitze auf, begleitete die beiden bis zur Thüre und sagte: „Ich überlasse Ihnen Alles, Herr Flanagan! Nach Gott sind Sie die einzige Hoffnung, welche mir geblieben ist."

„Mutter!“ rief Hannah mit erglühendem Gesichte, „man sollte meinen, Ihr wäret eine Bettlerin. Es ist wirklich erbärmlich von Euch, so zu reden.“

„Ach! Helf' mir Gott! Ich bin freilich erbärmlich; wir Alle sind erbärmlich genug daran, warum sollten wir's zu verheimlichen suchen?“

„Recht so, Hannah!“ flüsterte Watty. „Es freut mich, wenn ich ein Mädchen sehe, das Courage hat. So schlimm ist's nicht, daß die Alte so zu reden braucht. Ich litte es auch nicht, wenn ich an deiner Stelle wäre.“

Hannah lächelte ihrem Verehrer huldvoll zu, brachte jedoch das Gespräch rasch auf einen angenehmern Gegenstand, indem sie Watty fragte, ob er Mike Sheridan kenne.

„Wie? Hugh's alten Bekannten?“

„Denselben.“

„Ja, gewiß kenne ich den. Was soll's mit ihm?“

„Ei, nun, er war diesen Nachmittag hier, als eben der Vater gestorben war, und denk' dir nur! er that ganz betrübt wegen des Alten und versprach, am Abende mit seinem Vater und einigen Freunden wieder zu kommen. Ist das nicht seltsam?“

„Ja, das ist allerdings seltsam“, erwiderte Watty mit gedankenvoller Miene, als ob er den Gründen eines so absonderlichen Verhaltens nachspüre. Der Versuch blieb aber, wie es schien, ohne Erfolg, denn er schüttelte den Kopf und sagte mit ruhigem Lächeln: „Das ist ein kurioses Volk, diese Kirchengänger; aus de-

nen wird man nicht klug, sie machen's nie, wie andere Leute."

Am folgenden Morgen gingen Tim Flanagan und Dan Sheridan, gleich nachdem sie gefrühstückt hatten, zusammen aus. Sie hätten, bemerkten sie, für den Morgen ein gutes Stück Arbeit und es wäre keine Zeit zu verlieren.

„Bei alledem wünschte ich nur, wir möchten Etwas ausrichten", sagte Dan, während er seinen Ueberrock zuknöpfte. „Die Leute haben nicht viel Mitleid mit John Dillon, weil sie wissen, daß er durch die Art seiner Kinder-Erziehung all' dies Elend über sich gebracht hat. Ich meinestheils bedauere sein armes Weib von Herzen, und es hat mir leid gethan, daß er in so jämmerlicher Armuth gestorben ist — ein Mann, welchen wir vor wenigen Jahren noch im Wohlstande gesehen haben; aber mir ist bange, daß Andere nicht so viel Mitleid mit ihm haben werden, wie du und ich."

„Nun, nun, Dan, wir müssen's wenigstens versuchen. ‚Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts!' Das merk' dir. Lass' uns in Gottes Namen gehen; du wirst sehen, es macht sich besser, als du meinst."

„Der Herr segne euer Unternehmen!" rief Frau Flanagan, indem sie die Hausthüre hinter ihnen schloß. Nachdem sie die Mädchen in die Schule geschickt und für das Mittagessen gesorgt hatte, nahm sie Hut und Shawl und ging nach dem Sterbehause, um zu sehen, wie es dort gehe.

Es war eine Stunde nach Tim's gewöhnlicher Es-

senszeit, als er mit seinem wackern Freunde zurückkam. Beide waren wohlgemuth, und es war dies ein sicheres Zeichen, daß ihr Werk der Barmherzigkeit mit Erfolg gekrönt worden war. Sie hatten eine Summe von neunzig Dollars zusammengebracht.

„Da sieh, Nelly! wir haben unsern Vormittag nicht umsonst darangegeben. Dan und ich sind Willens, das Hundert voll zu machen. Da wird, nach Bestreitung aller Unkosten, noch ein hübsches Sümmchen für die arme Frau Dillon übrig bleiben."

„Gott sei gelobt!" rief Frau Flanagan. „In ganz New-York ist keine Frau, die es nöthiger braucht. Setze dich, Dan, und iß mit uns zu Mittag."

„Wohlan, das will ich", erwiderte der freimüthige Daniel. „Ich denke, Tim und ich haben unser Mittagessen wohl verdient. Ich muß dir gestehen, Tim, es ist mir jetzt mehr um's Essen, als diesen Morgen beim Frühstücke."

„Pah! pah! Du wirst auch zu leicht muthlos. Ich gebe keinen Heller für Einen, der nicht jedem Hinderniß muthig in's Auge schaut. Da, reich' deinen Teller her und nimm den Flügel von diesem Truthahn. Nelly, waren Edward und John hier zum Essen?"

„Jawohl, bereits vor einer geschlagenen Stunde. Edward hatte Eile; er mußte, ehe er in's Magazin zurückging, noch die Kleider kaufen, welche Thomas verlangt."

„Ach, beim heiligen Georg! die Kleider hatte ich ganz vergessen!" rief Tim. „Gestern hatte ich sie schon

kaufen wollen, und unser armer Tom hat sie nöthig, denn er schreibt, daß er sich bereit machen müsse, um am nächsten Sonntage in die Stadt zu kommen. Ist das nicht das Angenehmste von der Welt, daß die Jungen so in der Nähe der Stadt sind, und wir sie sehen können, wenn wir Lust haben? Wenn unser guter Bischof nie etwas Anderes gethan, als daß er das Collegium zu Fordham errichtet hat, wir wären ihm schon zu großem Dank verpflichtet. Konnten doch die armen Kinder, als sie zu Emettsburg waren, uns nur ein oder zwei Mal des Jahres besuchen!"

„Das ist wahr", bemerkte Dan; „ich kann dir nicht sagen, wie glücklich wir uns Alle fühlen, seit Peter im verflossenen Jahre nach Fordham kam."

„Edward hat also die Kleider gekauft, Nelly?" wiederholte Tim nachdenklich. „Wahrlich, ich wüßte nicht, wie wir ohne ihn zurecht kämen, ein so gutes Gedächtniß hat er."

„Und einen so guten Kopf und ein so gutes Herz obendrein", versetzte Dan herzlich. „Sein Gedächtniß ist wohl noch das Wenigste; der liebe Gott hat ihn reichlich bedacht, ein für alle Mal."

Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß weder Tim noch Nelly gegen Dan's Meinung Einsprache erhob. Die Stimme, welche ihren Sohn pries, war Musik für ihr Herz.

Am zweiten Morgen nach John Dillon's Tode war das Haus voller Menschen, welche gekommen waren, um der Beerdigung beizuwohnen. Auch vor der Thüre hatte

sich eine Menge zusammengefunden und harrte der bestimmten Zeit. Im Hause selbst war Alles lautlos bis auf das unterdrückte Stöhnen der Wittwe und die mehr affectirten Klagen der Tochter. Die Leute auf der Straße sprachen, wie es bei solchen Fällen gewöhnlich ist, fast ohne Rückhalt von den Verdiensten und Verschuldungen des Verstorbenen, von seinem Gedeihen im Geschäfte und seinem äußerst merkwürdigen Rückgange. Ueber die Ursachen, welche letztern herbeigeführt, waren Alle so ziemlich derselben Ansicht, und was gesprochen wurde, war für den abwesenden Stammhalter des Hauses Dillon Nichts weniger als schmeichelhaft. Doch auf ein Mal entstand Todtenstille und Jedermann blickte um sich, um zu sehen, was es gebe. Mehrere Stimmen ließen sich in abgebrochenen Ausrufen vernehmen: „Da ist er! — Seht! — Wahrhaftig!" Und wirklich, da war — Hugh Dillon selbst an der Thüre und schaute hinein, die Cigarre im Munde, den weißen Hut in die Augen gedrückt. Er machte keinen Versuch einzutreten, sondern stand einige Minuten bewegungslos; die Sache brachte ihn am Ende doch zum Nachdenken. Die Leute standen in athemloser Erwartung und fürchteten fast einen heftigen Ausbruch reuevollen Schmerzes. Nichts dergleichen! Nach einiger Zeit kehrte der zärtliche Sohn sich ganz gefaßt um und sagte:

„Ich glaube, der Alte hat sich endlich einmal fortgemacht, nicht wahr?"

Den Meisten war es zu ekelhaft, hierauf zu antwor-

ten, nur ein junger Bursche, ein kräftiger Schiffszieher, ergriff für die Andern das Wort. „Ich glaube auch; habt Ihr ihn gekannt, Kamerad?“

Ein verächtliches Lächeln zog sich um die Lippen des Sprechers, und in seinen Worten lag ein so scharfer Sarkasmus, daß Dillon sehr wohl fühlte, wie es gemeint war. Heftig wandte er sich zu ihm, schob den Hut zurück und betrachtete ihn einen Augenblick mit dem Ausdruck unaussprechlichen Hasses.

„Was willst du damit sagen?“ fragte er dann langsam und ernst. „Wir kennen uns schon, Phil Ryan, und haben von unserm letzten Zusammentreffen her noch ein Hühnchen zu rupfen.“ Er ballte die Faust und warf die Cigarre weg, als wolle er sich zu einem wüthenden Kampfe rüsten.

„Das Hühnchen mußt du für ein ander Mal aufheben, mein tapferer Bursche“, erwiderte der rüstige Tipperary-Mann mit der größten Gemüthsruhe. „Spar' deinen Aerger, schöner Junge; dies ist weder die Zeit noch der Ort, um einen Streit zu schlichten.“

Dillon war im Begriffe, eine bittere Antwort zu geben, als ein leises Murmeln durch die Menge lief: „Still! da ist die Leiche!“ Der Leichenwagen stand schon einige Zeit in Bereitschaft. Ein Schauder durchbebte Dillon, indem der Sarg herausgetragen wurde — der erste der Träger, auf welchen sein Blick fiel, war Mike Sheridan. Ja, er selbst; und die vier Männer, welche John Dillon's Leiche in den Wagen schafften, waren außer Mike und seinem Va-

ter, Tim Flanagan und noch ein anderer rechtschaffener Ire Namens Patrick Donnelly. Auch dieses Letztern erinnerte Hugh sich sehr wohl; derselbe hatte ihm nämlich ein Mal ein blaues Auge geschlagen, als Antwort auf einen gewissen Rath, welchen Hugh ihm gegeben, den zu befolgen er aber keine Lust hatte.

Mancher Blick war auf den unglücklichen jungen Mann gerichtet, und man erzählte sich nachher, daß der Ausdruck seiner Züge sich nicht gleich geblieben sei. Der Anblick war ihm neu, denn christliche Nächstenliebe oder nationales Mitgefühl waren seinem Herzen gleich fremd, und die ganze erhebende Scene für ihn unverständlich und bedeutungslos. Indessen wurde er für einen Augenblick weich und half sogar den Sarg in den Leichenwagen heben.

„Nun Mike", sagte er und streckte seine Hand hin, welche Mike nicht ausschlug, obgleich er eine Miene machte, als wünsche er daran vorbei zu kommen — er hielt Dillon für Nichts Anderes, als einen Vatermörder — „Nun Mike, das ist in der That freundlich von dir. Wo werdet ihr den Alten begraben?"

„Auf dem katholischen Gottesacker in Eleventh-Street. Wo anders sollten wir ihn begraben?"

„Dann könnt ihr Alle zur Hölle gehen, was mir daran liegt! Ich lasse mich hängen, wenn ich ihn auf diesen papistischen Begräbnißplatz begleite!" *)

*) Es ist dies eine Thatsache, welche dem Verfasser von einem Ohrenzeugen mitgetheilt wurde.

„Es hat dich Niemand aufgefordert, mitzugehen", versetzte Mike ruhig. „Ich brächte es nicht über mich, dich oder einen Andern dahin gehen zu heißen, wo du uns eben hingeschickt hast; ich rathe dir aber, mach' dich aus dem Staube, Hugh Dillon! Wir können deinen Vater begraben ohne dich und werden's auch, so Gott will. Er starb als Christ und soll ein christliches Begräbniß haben. Mach' daß du wegkommst!"

Einen Augenblick machte Dillon Miene, als ob er sich widersetzen und nicht weichen wolle; als er aber die ernsten, zürnenden Mienen der Umstehenden gewahrte, wurde er plötzlich andern Sinnes und schlich sich aus dem Gedränge, begleitet von unterdrückten Verwünschungen und traurigen Prophezeiungen. „Der stirbt nicht auf dem Bette, so viel weiß ich!" hieß es. „An dem wird noch ein Exempel statuirt werden, ehe er von der Welt kommt!" „Es müßte keinen Gott im Himmel geben, oder dem geht's schlecht, hüben und drüben." Der Art waren die erbaulichen Grüße, welche sein Ohr trafen, während er, die verschiedenen Sprecher trotzig anblickend, sich zurückzog. Er hatte kaum die Ecke des Platzes erreicht, als er sah, daß der Leichenzug sich in Bewegung setzte; seine unglückliche Mutter und seine Schwester folgten in einer Miethkutsche unmittelbar dem Leichenwagen.

Es war überhaupt ein großer und ansehnlicher Zug, vielleicht nicht weniger zahlreich, als wenn John Dillon inmitten seines Wohlstandes gestorben wäre. Der Anblick war eigenthümlich und gereichte dem warmher=

zigen irischen Volke, dessen Sympathieen dem Verlassenen und Unterdrückten nie fehlen, sehr zur Ehre. Ich wenigstens kann die Gefühle, welche derartige Kundgebungen veranlassen, nur achten. Sie sind in den alten keltischen Sitten begründet, und wohl zu erklären bei leicht erregbaren Menschen, welche das Schicksal in ein fremdes Land zusammengeführt oder vielmehr zusammengetrieben hat. Lange, sehr lange mag es noch dauern, ehe die Irländer in Amerika aufhören, die ihrer Natur innewohnenden Gefühle gegenseitiger Theilnahme zu äußern. Mag der Fremde spötteln über derartige Erscheinungen, — dem unverfälschten Irenherzen bleiben sie theuer und werth! Es waren sicher viele „intelligente Leute“ bei dem Leichenzuge des armen John Dillon gegenwärtig, und doch glaube ich, würden sie Alle, so groß und so „irisch“ die Kundgebung auch war, erstaunt gewesen sein, wenn Einer hätte andeuten wollen, sie sei unpassend oder unkatholisch. Jeder nach seiner Weise! ist meine Meinung. Die in Amerika wohnenden Irländer haben sicher das Recht, ihre Todten zu begraben, wie es ihnen gefällt, und sie verlangen von Niemanden, der etwas Ungeziemendes darin sieht, daß er sich betheilige.

Frau Dillon und ihre Tochter kehrten nach der Beerdigung in ihre vereinsamte Wohnung zurück. Hannah hatte von Natur ein gutes Herz, und wo ihre Eitelkeit sich nicht dawider sträubte, war sie bereit, Alles für ihre Mutter zu thun, was in ihren Kräften stand. Unglücklicher Weise aber hörte Watty Sullivan von den

fünfundsiebenzig Dollars, welche Tim Flanagan der Wittwe eingehändigt hatte, und seine Artigkeit gegen Hannah war nun eine fünfundsiebenzigfache. Die Putzsucht des Mädchens wuchs in demselben Maße, und ihre Mutter hatte weder Rast noch Ruhe vor ihr, bis sie ihr ein stattliches Trauerkleid gekauft hatte — ganz schwarz — wie es für Hannah's großes Leid paßte! Die arme Frau Dillon dagegen fürchtete, ihre kleine Baarschaft aufzubrauchen und kaufte für sich nur einen schwarzen Rock vom gröbsten Stoff. Hannah erhielt nicht sobald ihren Anzug, als sie wieder in der Oeffentlichkeit erschien, voller Freude, modisch gekleidet in Begleitung Watty's einherstolziren zu können; sogar die Tanzböden besuchte sie im Trauerkleide.

Ungefähr einen Monat nach John Dillon's Tode trat die Wittwe eines Nachmittags in Tim Flanagan's Wohnung, die Augen vom Weinen geröthet.

„Was fehlt Euch, Frau Dillon?" fragte Frau Flanagan, freundlich und sanft wie immer. „Ich hoffe, es ist Euch nichts Schlimmes zugestoßen?"

„Nicht viel, Frau Flanagan", erwiderte die arme Frau und versuchte ihre Aufregung zu bewältigen. „Es sollte mich eigentlich Nichts mehr schmerzen, nach Allem, was ich durchgemacht habe. Aber es ist doch hart, wenn ein Kind seine eigene Mutter verleugnet, die ihm das Leben gegeben hat. O, Frau Flanagan, es ist zu hart — gar zu hart!" und ihre Thränen flossen von Neuem.

„Aber was ist Euch denn begegnet — sprecht Ihr von Hugh?"

„O, nein, nein; wenn der es wäre, würde es mir nicht so wehe thun, — von dem erwarte ich nichts Besseres. Celia, meine Tochter Celia, sie hat es gethan!"

„Eure Celia? Ei, ich glaubte, sie sei nicht in der Stadt?"

„Auch ich glaubte es, Frau Flanagan; aber vor einer Stunde ungefähr ging ich mit einem Bündel Kleider zu Frau Lambton — Sie wissen, Madame, ich wasche für sie — und wen sehe ich daher kommen? Celia mit einem jungen Manne am Arm. Sie war so hübsch gekleidet, daß ich auf den ersten Blick meinen Augen nicht trauen wollte; allein ich hatte mich nicht getäuscht. Voll Freude lief ich auf sie zu, schloß sie in meine Arme und rief: ‚Celia, liebe Celia, Gott sei Dank! daß ich dich wiedersehe.'"

„Nun, und was sagte sie?" fragte Frau Flanagan neugierig.

„Was sie sagte? — sie machte sich von mir los, als wäre ich ihr viel zu gering. Der junge Mann fragte: ‚Was ist das für eine Frau?' und da antwortete Celia, ich sei ihre frühere Wäscherin. ‚Ach so', versetzte er, ‚ich dachte, es sei eine Freundin'; aber Celia erwiderte schnell: ‚Gott bewahre! Adieu, Frau Mullin,' — so nannte sie mich — ‚ich komme dieser Tage ein Mal zu Euch.' Damit ging sie weg. Ach, liebe Frau Flanagan! es wurde mir schwarz vor den Augen; ich konnte

mich nicht mehr auf den Beinen halten und mußte mich mit meinem Bündel auf eine Thürschwelle setzen. Ein wahres Glück war's noch, daß mir Keiner die Kleider wegnahm, denn ich lag da in einer Art Ohnmacht, bis eine vorübergehende Dame mich aufhob. Nun komme ich schnurstracks her, um Ihnen mein Leid zu klagen. Der liebe Gott hat mich doch recht lieb, daß er mir so gute Freundinnen gegeben hat, wie Sie und Frau Sheridan. Auch Frau Reilly ist immer froh, wenn sie mich sieht, so arm und verlassen ich auch bin."

Frau Flanagan hielt es nicht für rathsam, Alles auszusprechen, was sie fühlte; sie gab sich vielmehr Mühe, die arme Mutter zu trösten mit dem Hinweis auf das glückliche Land jenseits des Grabes, wo es weder Schuld noch Leid mehr gibt.

Nach und nach beruhigte der wohlthätige Einfluß dieser Hoffnung den wilden Sturm im Herzen der armen Mutter. Nachdem dieselbe eine ihr freundlich angebotene Tasse Thee genommen, fühlte sie sich, als wäre sie bereits in einer andern Welt, wie sie in ihrer ungekünstelten Art sich ausdrückte. Als sie nach Hause ging, sagte sie: „Gott schütze Sie, Frau Flanagan; Sie haben mir das Herz so leicht gemacht, wie eine Feder."

Vierzehntes Capitel.

Große Ereignisse bei Tim Flanagan. — Henry T. Blake wird eine hervorragende Persönlichkeit.

Meinen jungen Lesern wünschte ich erzählen zu können, wie Edward Flanagan die schöne Margaret gefreit hat. Zum Unglück für unsere Neugierde war die junge Dame jedoch äußerst bescheiden und hielt die Sache so geheim als möglich. Eine Zeit lang war ihr Vater, so ungewöhnlich dies sein mag, ihr einziger Vertrauter, und erst dann, als sie sich von dessen günstigem Urtheile über Edward Gewißheit verschafft hatte, nahm sie ihn als Bewerber um ihre Hand an. Edward war ein Lebensgefährte, wie sie ihn nur wünschen konnte; die Gefühle und Neigungen Beider waren die nämlichen; sie waren unter denselben Einflüssen aufgewachsen, sie hatten als Kinder in derselben Kirche den Katechismus gelernt, vor demselben Altare die heiligen Sacramente empfangen, — kurz, ihr Leben hatte die gleiche Bahn durchlaufen. Ihre beiderseitige Liebe zu Irland war ein weiteres Band zwischen ihnen. Margaret war, wie sie gern sich rühmte, eine Irländerin von Geburt; im Alter von zehn Jahren hatte sie die schöne Heimath verlassen, und die malerischen Ufer des Lee lebten daher noch frisch in ihrer Erinnerung. Bis in's Mark ihrer Seele war sie Irländerin und hatte die Werbungen von mehr als einem Verehrer zurückgewiesen, weil er nicht ihres Stammes war. Ein echtes irisches Mädchen war Margaret auch im Aeußern, mit ihren feinen keltischen

Zügen, ihrer gelenken, elastischen Gestalt voll Anmuth und Ebenmaß, mit ihren blauen Augen und langen Flechten kastanienbraunen Haares. Von größerm Werthe als dies Alles war ihr warmes, liebevolles Gemüth und ihre reine Seele, die lebendige Wohnung des Glaubens, der Hoffnung, der Gottes- und Nächstenliebe. Wohl konnte Pfarrer Power sagen, Margaret O'Callaghan sei gerade die Frau, welche er für Edward wählen würde; er wußte recht gut, daß sein Lieblingsschüler die Vorzüge der Jungfrau zu schätzen wisse, ganz abgesehen von ihren Aussichten als das einzige Kind eines wohlhabenden Mannes. Zunächst ihrem eigenen theuern Vater liebte und achtete Margaret die Eltern Edward's, und oft pflegte sie zu Frau Flanagan zu sagen, die Aussicht, sie zur Mutter zu bekommen, sei ihr die größte Freude. Frau Flanagan liebte ihrerseits Margaret als Tochter lange zuvor, ehe sie Edward's Frau wurde, und der Uebergang war also auf beiden Seiten ein leichter und natürlicher.

Herrn O'Callaghan dünkte jeder Tag eine Woche, bis die Heirath vollzogen war. Hätte dieselbe eine Trennung von seiner Tochter herbeigeführt, so wäre es vielleicht anders gewesen. Aber von vorn herein hatte der alte Herr festgesetzt, daß die Neuvermählten bei ihm wohnen sollten, womit Edward ganz einverstanden war.

Als die für die Hochzeit bestimmte Zeit herankam, war in Tim Flanagan's Hause Alles in Geschäftigkeit und munterer Aufregung. Margaret konnte keinen Gegenstand für ihr künftiges Hauswesen einkaufen, wenn

Frau Flanagan nicht dabei war. Zu allen Stunden des Tages gingen Boten zwischen den beiden Häusern, ausgenommen, wenn Margaret mit ihrem Nähzeug den Tag bei Frau Flanagan zubrachte, um für Alles, was sie anfertigte, deren erfahrenen Rath zu benutzen. Bei diesen Gelegenheiten wurde Tim nicht müde, über die schüchterne Zurückhaltung seiner künftigen Schwiegertochter zu spaßen und das Brautpaar mit seinen verschmitzten Blicken und schelmischen Andeutungen zu necken, bis Edward in unverkümmerter Laune und mit freundlicher Miene zur Antwort gab:

„Aber Vater, wenn du uns noch lange so zusetzest, muß ich Margaret wirklich in ihres Vaters Wohnung zurückbringen. Glaubst du denn, wir hätten das Rothwerden verlernt?"

„Und wenn du sie auch nach Hause brächtest", versetzte der unverbesserliche Tim, „würde sie doch nicht lange dort bleiben. Sie kann uns nicht lange missen, sie mag's anfangen, wie sie will. He, Maggie, ist's nicht so?"

Margaret lächelte dann und antwortete: „Wie Sie sagen!" oder etwas Aehnliches. Frau Flanagan nahm sie aber gewöhnlich in Schutz und hieß Tim, sich aus dem Wege machen und um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Oder sie sagte: „Edward, nimm die Flöte und spiele uns Etwas", oder „Margaret muß Ellie's neues Musikstück hören." Tim war auf die Art gezwungen, Ruhe zu halten, was er so lange gewissenhaft that, bis sich neue Gelegenheit bot, seine

muntere Laune auf Margaret's Kosten spielen zu lassen.

Endlich war der wichtige Tag angebrochen, und welcher Tag! Heiter und mild sandte die herbstliche Sonne ihre goldenen Strahlen auf die Erde und erfüllte die Luft mit Leben und Wohlgeruch.

Edward und Margaret waren Tags zuvor zur Beichte gegangen und empfingen an dem Morgen ihrer Trauung die h. Communion. Dasselbe thaten Herr und Frau Flanagan, so wie Herr O'Callaghan, auf den ausdrücklichen Wunsch des jungen Paares. Es war ein erhebender Anblick für alle Versammelten, und lange noch dachte jeder mit Freude daran zurück. Pfarrer Power las die heilige Messe und vollzog die Trauung; sein Gesicht strahlte vor Freude, als er nach dem heiligen Opfer die jungen Leute, welche er eben in priesterlichem Dienste verbunden hatte, in der Sakristei beglückwünschte. „Und, meine werthen Freunde", sagte er, sich zu den Eltern wendend, „ich habe nicht weniger Ursache, euch zu beglückwünschen. Der neue Stand, in den euere Kinder eingetreten sind, wird, so hoffe ich, ihnen und euch zum Glücke gereichen. Ihr bildet nunmehr eine einzige Familie; euere Geschicke sind von jetzt ab verkettet. Ihr habt euere Kinder in der Liebe und Furcht Gottes erzogen, euere Pflichten gegen sie treu erfüllt. Ihr habt sie befähigt, ihren Mitmenschen zur Ehre und zur Erbauung zu gereichen, und damit einen Schatz von Glückseligkeit für euere alten Tage angelegt. In ihrer Tugend und Anhänglichkeit habt ihr die sicherste

Bürgschaft für den künftigen Frieden und das Gedeihen der ganzen Familie. Gottes Segen sei mit euch Allen! Möget ihr viele, viele Jahre in dem Genusse jeglichen Glückes zusammen verleben! Und nun sage ich euch Lebewohl; ich möchte meine Betrachtung halten, ehe Jemand mich stört."

Frau Reilly schwamm am Hochzeitmorgen in einem Meere von Wonne und versicherte ein Mal über das andere Mal, sie fühle sich so glücklich, als ob ihres eigenen Sohnes Ehrentag wäre.

„Oder dein eigener — he, Sally?"

„Du mußt Einen doch immer plagen, Tim! Mach' mich heute Morgen nicht ärgerlich; bei einer Gelegenheit, wie diese, darf man nicht aus der guten Laune kommen;" versetzte Frau Reilly mit gutmüthigem Lächeln.

„Nun, steig' in den Wagen; wir wollen das zu Hause ausmachen." Dieses Zwiegespräch fiel nämlich an der Kirchenthüre vor. „Ich glaube, wir sehnen uns alle nach dem Frühstücke; mir wenigstens geht es so. Edward und Margaret werden wohl nichts essen können. — Freud' und Leid, sagt man, verderben den Appetit."

„Bitte um Entschuldigung, Vater", versetzte Edward munter, „mir wird das Frühstück trefflich munden — wie es bei Margaret steht, weiß ich allerdings nicht."

Margaret antwortete Nichts und lächelte, während Edward sie in den ersten Wagen hob. Zu ihr stiegen Edward, Tom Reilly als sein Ehrengeleit, und Ellie

Flanagan, die erste Brautjungfer. Die älteren Familienglieder folgten in zwei andern Wagen. Die ganze Gesellschaft nahm das Frühstück bei Tim Flanagan, und Alle waren so vergnügt, daß ich wünschte, jede Hochzeitsfeier bei meinen Lesern möchte auch nur halb so fröhlich sein. Herr und Frau Blake nebst Elisa hatten sich zu dem Frühstück eingefunden, obwohl sie „verhindert" gewesen waren, in die Kirche zu kommen. Herr Henry und Frau waren zwar eingeladen, hatten sich aber durch ein höfliches Billet entschuldigt. John wollte das Billet vorlesen, wurde aber von Tim rücksichtslos unterbrochen. „Genug davon; sie sind nicht Willens zu kommen, das ist Alles, was wir zu wissen brauchen. Sie mögen ihre Complimente und ihr Bedauern für diejenigen sparen, die Etwas dafür geben. Gott sei Dank! wir können uns ohne sie vergnügen; ich bin's zufrieden, daß sie wegbleiben, denn sie würden uns doch nur den Spaß verdorben haben. Wir haben genug von der Sorte, wenn Elisa kommt, obschon die lange nicht so schlimm ist, wie ihr Bruder."

Nach dem Frühstück machten die jungen Leute, Mike Sheridan eingeschlossen, mit dem Dampfboot einen Ausflug nach dem benachbarten Staten-Island, wo sie den Tag zubrachten. Die ältern Frauen begaben sich nach O'Callaghan's Hause, um das große Abendessen für die zahlreich zum Hochzeitschmause geladenen Gäste zu bereiten.

Miles Blake kam früh am Abende mit Frau und Tochter zurück; die letztere mit dem Entschlusse, ihren

irischen Freunden Bewunderung abzunöthigen. Sie war nicht wenig erstaunt gewesen, daß ihre Tante das Frühstück in so feiner Weise servirt hatte, und war nun begierig zu sehen, wie es mit Souper und Ball sein werde. Eine irische Hochzeit war für Elisa etwas Neues, und sie war der Meinung, es müsse dabei recht drollig hergehen. Ungeachtet ihrer Scheu vor der geräuschvollen Ausgelassenheit, ohne welche sie sich irische Festlichkeiten nicht denken konnte, wollte sie es für den einen Abend wagen, selbst auf die Gefahr hin, sich tödtlich zu langweilen. Sie würde dann, meinte sie, ihren Freundinnen später viel zu erzählen haben, und daher beschloß sie, ihrer Mutter und ihrem Onkel zu Gefallen den Ball mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Die Blake's fanden bei ihrer Ankunft die Gesellschaft in Herrn O'Callaghan's Wohnzimmer; dieselbe bestand aus Dan Sheridan, dessen Frau, Wittwe Reilly, Tim Flanagan, Nelly und dem Hausherrn, dessen Perücke heute nach der neuesten Mode zugestutzt war. Tim Flanagan rief Miles gleich zu, ob er bei einer Wette, die er einzugehen im Begriffe sei, gemeinsame Sache mit ihm machen wolle.

„Lass' mich erst hören, um was es sich handelt", entgegnete Miles. „Ich werde doch nicht die Katze im Sack kaufen?"

„Nun, ich wollte mit Dan um ein Dutzend Flaschen Portwein wetten, daß ich zwischen O'Callaghan und Sally Reilly eine Heirath zu Stande bringe, ehe ein Jahr vergeht. Was meinst du? Willst du mit mir halten?"

„Nein, Tim, das wird er sicher nicht“, rief Frau Reilly; „nur ein Narr, wie du, setzt so muthwillig sein Geld auf's Spiel! Wenn Herr Blake so leichtfertig damit wäre, würde er der Mann nicht sein, der er ist. Hörst du's Tim?“

„Ich höre, Sally, aber das ändert meine Meinung nicht“, versetzte Tim mit einem schlauen Blicke auf O'Callaghan, welcher in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, sich höchlich ergötzte. „Kennst du nicht die Geschichte von der Wittwe Malone, die sich durch die süßen Reden eines gewissen Lucius O'Brien fangen ließ? Es heißt in dem Liede:

„All' sind wie Wittwe Malone so weich,
Ja weich!
Und glauben der lieblichen Werbung d'rum gleich,
Ja gleich!“

Im ersten Augenblick schien es, als ob Frau Reilly die Anspielung übel aufnehmen wolle; glücklicherweise aber siegte ihr gesunder Menschenverstand, und sie lachte so herzlich wie die Uebrigen. Von allen Seiten verlangte man, Tim solle das Lied ganz vortragen, wozu er sich auch bereit erklärte, unter der Bedingung, daß Elisa den „Lumpen-Walzer“ spiele. Elisa fuhr bei dem Namen zusammen und erklärte feierlich, nie Etwas davon gehört zu haben. Jeder der Anwesenden, ihren Vater und ihre Mutter ausgenommen, verstand den ironischen Ernst auf Tim's Gesicht, und so erhob sich fast einstimmig das Verlangen nach dem Tanze mit so unfeinem Namen. Alle versicherten, es sei eine schöne alte Melodie, obgleich

Niemand etwas davon wußte. Tim sang inzwischen das Lied von der Wittwe Malone und Elisa kaufte sich dadurch los, daß sie die Melodie zu „St. Patrick's Tag" spielte, welche sie eigens für die Hochzeitfeier eingeübt zu haben behauptete. Herr O'Callaghan dankte ihr mit einer feierlichen Verbeugung und meinte, es sei sehr anzuerkennen, daß sie ihre alte Nationalität so in Ehren halte.

„Ich hoffe", fuhr er fort, „Sie werden uns, wenn unsere Hochzeit an die Reihe kommt, ‚Garry Owen' spielen können — was sagen Sie, Frau Reilly?"

„Nun ist's aber genug", versetzte die Angeredete; „wenn ihr mich nicht in Ruhe lasset, Alle, wie ihr hier seid, so gehe ich nach Hause. Ich lasse mir's gefallen, wenn wir unter uns sind, aber in Anwesenheit von Fremden muß ich mir derartige Anspielungen verbitten. Niemals hat, meines Wissens, in unserer Familie eine Wittwe wieder geheirathet, ausgenommen meine Tante Peggy, und es weiß Jeder, wie übel es ihr ging." Dies wußte nun zwar Keiner, aber Alle stimmten bei, aus Furcht, eine lange Reihe genealogischer Erörterungen anhören zu müssen. Dennoch unterließ Frau Reilly nicht, der Gesellschaft zu beschreiben, wie sehr Tante Peggy von ihrer Höhe herabgestiegen sei durch jene zweite Heirath mit Barney Fogarty, der doch gar keine Partie für sie war. O, wie klagte sie um diese Mißachtung ihres alten Stammbaumes!

„Spaß bei Seite", sagte O'Callaghan, „die Gefühle unseres Volkes widerstreben jeder zweiten Heirath, und

man muß gestehen, die Frauen sind noch mehr dagegen, als die Männer. Es ist Thatsache, daß in Irland eine zweite Ehe als mit einer gewissen Makel behaftet gilt, besonders wenn eine Wittwe dazu schreitet. Uebrigens gibt es unter den Irländerinnen, zu ihrer Ehre sei es gesagt, vielleicht mehr tugendhafte, treue Wittwen, als unter jedem andern Volke. Mir würde es eine frevelentliche Entweihung scheinen, unserer würdigen Freundin als Bewerber zu nahen; die Schatten zweier Personen, welche wir liebten und ehrten, würden zwischen eine solche unnatürliche Verbindung treten. Gerade wegen ihrer Pietät für das Andenken ihres seligen Gatten muß ich Frau Reilly besonders hochachten. Ihr Wittwenthum ist ein Wittwenthum des Herzens, — und so ist das meinige auch", fügte er hinzu, während sich seine Augen mit Thränen füllten. „Es sind nun siebenzehn Jahre, daß ich meine gute Teresa verloren habe, und noch lebt sie so frisch in meinem Herzen, wie an dem Tage, wo ich sie zu Grabe geleitete. O, meine Freunde, hier ist Etwas", er legte die Hand auf's Herz, „hier ist Etwas, welches nicht den leisesten Gedanken an eine zweite Ehe aufkommen läßt."

Die Unterhaltung drohte eine peinlich ernste Wendung zu nehmen, und Tim — wenn er auch im Herzen der Meinung O'Callaghan's durchaus beistimmte — schickte sich an, einen seiner trockenen Witze hinzuwerfen, als das Gerassel der Räder und der laute Ton der Thürklingel die Rückkunft der jungen Leute anzeigte. In einem Augenblicke war Alles in Aufregung und

Geschäftigkeit; zu lachen, zu plaudern und Späße zu machen, schien Jedem bei einer so freudigen Veranlassung Pflicht zu sein, — eine Pflicht, die leicht und gern erfüllt wurde. Den jungen Leuten zu Gefallen wurde das Abendessen möglichst kurz gemacht, und bald begann der Tanz, der ohne Unterbrechung bis nach Mitternacht dauerte. Niemand durfte sich hierbei ausschließen, Frau Reilly ausgenommen, deren Bedenken allgemein geachtet wurden. Herr Fitzgibbon führte mit Frau Blake einen allerliebsten pas de deux auf und bemerkte dabei, es sei jammerschade, daß das alte Menuet aus der Mode gekommen sei. Sogar Herr Williams, ein Veteran der Gerber, allgemein als der Altvater des Geschäftes verehrt, ließ sich leicht überreden, an einem Contretanz Theil zu nehmen, und zum Schlusse — was lange als eine Merkwürdigkeit erzählt wurde, — tanzte der alte Herr mit der schönen Braut einen Jig, und zwar ganz vorzüglich.

„Hören Sie, Edward“, redete er diesen an, „Ihre Frau ist eine Irländerin durch und durch; man braucht nur zu sehen, wie sie den Jig tanzt. Wenn sie in Cork erzogen wäre, könnte sie es nicht besser machen.“

Sowohl Edward wie seine Frau nahm das Compliment freundlich auf; beide gaben es ihm doppelt zurück. Mit strahlenden Augen antwortete der Alte: „Ja, ich glaube selbst, ich habe meine Sache gut gemacht für die fünfundsechszig, die ich zähle. Wahrlich, ich habe nicht gedacht, daß ich jemals wieder den Fuß zum Tanzen heben würde; auf Edward Flanagan's Hochzeit aber

mußte ich doch meine alten Beine noch ein Mal versuchen! Nun, Kinder, geht zu der jungen Welt und laßt mich ein Wenig ruhen. Gott segne euer gutes Gemüth!"

Früher am Abende hatte der gute Herr Williams — auf Tim's Antrieb — Fräulein Blake zum Tanzen aufgefordert; sie erschrack jedoch vor dem Gedanken, als Tänzerin „eines Alten, wie der" aufzutreten. Ihre höfliche Weigerung hatte er sich nicht zu erklären gewußt. Tanzte doch Annie Sheridan mit ihm, ebenso Ellie Flanagan; warum wollte denn Elisa einem alten Freunde der Familie, welcher sich eigentlich nur deshalb so anstrengte, um das Seinige zum allgemeinen Vergnügen beizutragen, nicht so viel Ehre anthun? Der gute Mann besaß nicht Scharfblick genug, um einzusehen, wie die Erziehung, welche Elisa erhalten, sie zu einem Fremdling inmitten ihrer Landsleute gemacht hatte. Elisa spielte zwar auf dem Klavier und sang, tanzte auch einige Quadrillen, aber in den Geist des Festes vermochte sie nicht einzugehen. Alle Anwesenden merkten mit Bedauern, daß ihr Herz keinen Antheil nahm. Ihre Eltern versuchten mehrmals, sie aufzuheitern; dasselbe thaten Frau Flanagan und ihre Töchter, aber Alles umsonst! Elisa war keine Heuchlerin und hätte mit dem besten Willen nicht so munter scheinen können, als die fröhlichen Mädchen um sie her; sie fühlte, daß diese von anderer Art waren, als sie selbst, und bereute, gekommen zu sein. Wenn das Gelächter am lautesten, die Musik am lustigsten, der Tanz am

belebtesten war, dachte sie an Zachary und Jane und Arabella, und hätte wissen mögen, was diese eben machten.

Der Abend verfloß im Uebrigen in der angenehmsten Weise unter Lachen, Singen, heitern Scherzen und den herzbewegenden Klängen der irischen Nationaltänze. Nicht ein Wölkchen von Trübsinn war auf einem der Gesichter zu bemerken, weder bei den Alten noch bei den Jungen — Elisa ausgenommen. Als die Zeit zum Aufbruche herankam, erwachte bei Edward's Mutter natürlich der Schmerz, den geliebten Sohn nun im elterlichen Hause entbehren zu müssen. „Und doch mißgönne ich dir ihn nicht, Margaret", sagte sie, indem sie noch immer zögerte, bis beinahe Alle fort waren. „Du bist seiner werth. Er war allezeit unser bester Sohn und du wirst sicher den besten Gatten an ihm finden. Mein Segen und der Segen Gottes bleibe mit euch jetzt und immerdar!" Die letzten feierlichen Worte wurden von Tim und O'Callaghan wiederholt; dann eilte Nelly fort, von Edward, welcher ihr letztes Wort und den letzten Blick des Abschieds haben wollte, bis zur Thüre begleitet.

In dem Leben Tom Reilly's machte dieser Abend Epoche. In seiner Eigenschaft als Brautführer hatte er ja unter den Augen seiner geliebten Mutter eine hervorragende Rolle durchzuführen gehabt. Sein Auftreten in dem neuen Anzuge von feinem schwarzem Tuch, dessen Glanz gehoben wurde durch die schneeweiße Weste, die weißen ziegenledernen Handschuhe und das feinste Weißzeug,

welches seine Mutter ihm für diese Gelegenheit sorglich zurückgelegt hatte, machte ihm auch alle Ehre. Der gute Tom hatte nicht vor, selbst einmal Hochzeit zu feiern, wenigstens so lange seine Mutter lebte; denn er konnte sich nicht dazu verstehen, ihre Würde als Selbstherrscherin im Hauswesen zu beeinträchtigen. Er bezog sich darum stets zurück auf Edward's Hochzeit, wie auf eine Oase in der Wüste seines einförmigen Lebens. Gleich der „hehren Gestalt", von welcher Moore so lieblich singt, schwebte dieser Tag lange Jahre vor Tom Reilly's Seele, von der Phantasie mit den prächtigsten Farben geschmückt.

Jetzt müssen wir Herrn Henry T. Blake unsere Aufmerksamkeit wieder zuwenden. Er war aus dem berauschenden Strudel der Flitterwochen schon längst in das ruhigere Fahrwasser des ehelichen Zusammenlebens gelangt; freilich war er gerade kein sehr gesetzter Ehemann, aber er gehörte doch zu den Bessern unter den verheiratheten jungen Männern unserer großen Städte. Da er Jane nun sicher hatte, machte die Liebe der Ehrbegierde Raum, und Henry wurde vom Durste nach Volksgunst, als der sichersten Staffel zum Emporkommen, heftig ergriffen. Sein einnehmendes Aeußere und das feine Benehmen, welches ihm die Erziehung und das Leben in der Gesellschaft verliehen hatte, waren zwei bedeutende Hebel zu diesem Zwecke.

Das Feld der Politik lag offen vor ihm; er trat in die Schranken mit dem Vorhaben, sich einen unsterb-

lichen Namen zu erwerben und mit Hülfe des mächtigen Armes der öffentlichen Meinung sich emporzuschwingen. In den demokratischen Ständen herangewachsen, kostete es ihn nur geringe Mühe, einen hervorragenden Standpunkt in der Partei zu gewinnen. Bald war er als einer ihrer Führer anerkannt. Er hatte einen fließenden Vortrag, — was für Beredtsamkeit galt — und seine Worte machten oft die Wände und Decke von Old-Tammany erbeben; wenn nicht gerade die Stärke seiner eigenen Stimme dies bewirkte, so doch das Beifallgebrüll der „B'hoys", bei welchen Henry T. Blake in besonderer Gunst stand. Die Repeal-Versammlungen, zum Zwecke der Aufhebung der legislativen Union zwischen England und Irland, waren eben an der Tagesordnung, und Blake, als der Sohn eines Irländers, hatte den besten Anlaß, über die britische Tyrannei loszuziehen, und als Repealer von reinem Blute aufzutreten.

„Komm", sagte er zu Zachary Thomson; „lass' uns sehen, was es bei den Repealers gibt. Es wird uns von bedeutendem Vortheil sein, als eifrige Repealers bekannt zu werden."

„Das kann ich nicht einsehen, Henry", entgegnete Zach mit der ihm eigenen, ungeschminkten Offenheit; „was haben wir mit der Repeal zu schaffen?"

„Mit der Repeal, wenn du willst, freilich nicht viel, aber viel mit unseren irischen Mitbürgern." Der Spott, welcher bei diesen Worten um Henry's Lippen spielte, erregte Zachary's Lächeln. „Weißt du denn nicht, daß

sie wie Ein Mann zur Repeal stehen! Wenn du dir für irgend eine spätere Gelegenheit ihre Stimmen sichern kannst, indem du den Repeal-Versammlungen ein paar Mal beiwohnst und ein halbes Stündchen declamirst, so lohnt dies wohl Zeit und Mühe. Nicht wahr?"

„Ich verstehe dich vollkommen", antwortete Zachary noch immer lächelnd. „Du willst aus demselben Grunde den Repeal-Versammlungen beiwohnen und Reden halten, aus welchem wir Freimaurer geworden sind, wobei du das bessere Fortkommen von Henry T. Blake im Auge hattest, wie ich das von Zachary Thomson."

„Ganz richtig. — Bist du nun entschlossen? Gehen oder nicht gehen, das ist die Frage!"

„Ich gehe!" rief Zachary mit feierlichem Pathos. Die Freunde machten sich auf den Weg zur Washington-Halle, spottend über die Scheinheldenrollen, welche sie in dem abendlichen Drama zu übernehmen gedachten.

„Nun höre!" sagte Henry, „ich will zuerst mit einer Rede auftreten und mein Möglichstes thun, die Aufmerksamkeit der Versammlung zu fesseln. Dann werde ich dich als einen von Theilnahme für Irland erfüllten amerikanischen Freund vorstellen und dir die Rednerbühne überlassen. Du wirst die so vorbereiteten Zuhörer ganz in deiner Gewalt haben und, wie ein Töpfer aus dem Thon, Alles aus ihnen machen können." Zachary gab lachend seine Zustimmung.

Sie fanden das Versammlungslokal mit „Freunden Irlands" so dicht angefüllt, daß sie nur mit großer Mühe bis in die Nähe der Rednerbühne gelangen

konnten. Sie grüßten den ihnen befreundeten Präsidenten, und Henry theilte ihm mit, daß er einige Worte zu sprechen beabsichtige. Darauf beobachteten sie den Verlauf der Verhandlungen und studirten das Terrain. Bald fand sich für den Vorsitzenden eine passende Gelegenheit, Herrn Blake der Versammlung vorzustellen: „Herr Henry T. Blake, den Anwesenden bereits als ein hervorragendes Mitglied des Advokatenstandes bekannt, will seine Ansichten über die Repeal-Frage auseinandersetzen.“ Dieser Ankündigung folgte ein lauter Beifallruf; ein zweiter begrüßte Henry bei seinem Auftreten. Nachdem Herr Blake durch verschiedene zierliche Verbeugungen seinen Dank ausgedrückt, eröffnete er seine Declamation mit der Kundmachung, daß er zwar nicht die Ehre habe, in Irland geboren zu sein, daß er aber zu seiner Freude sagen könne, sowohl sein Vater wie seine Mutter seien Eingeborene der Smaragd-Insel. (Beifall.) Seit seinen frühesten Jahren, fuhr er fort, habe er den Namen Irland geliebt; er sei unter den ersten Lauten gewesen, die seine kindlichen Lippen hätten aussprechen lernen. Die Liebe zu Irland sei mit ihm gewachsen, mit ihm stark geworden und jetzt ein Theil seines eigensten Wesens. Irland lieben und die tyrannische Macht hassen, welche dasselbe in den Staub trete, sei ihm eine zweifache, heilige Pflicht. (Freudenruf.) Er erscheine an diesem Abend unter den Irländern, um sein Gut, ja, wenn es sein müsse, sein Leben für die ruhmwürdige Sache, der sie Alle sich geweiht hätten, anzubieten. (Große Aufregung.) Länger jedoch wolle er

die kostbare Zeit der Versammlung nicht in Anspruch nehmen, und bitte schließlich, seinen Freund, Herrn Zachary Thomson, vorstellen zu dürfen. Dieser sei ebenfalls Advokat und zwar eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Standes, und wenn auch von amerikanischen Eltern geboren, ein begeisterter Anhänger Irlands; er bürge dafür, daß derselbe das Herz auf dem rechten Flecke habe.

Zachary's Auftreten wurde mit enthusiastischem Beifall begrüßt. Als der Jubel endlich verstummt war, dankte er der Versammlung für den wahrhaft „irischen" Empfang, den sie ihm, einem Fremden, so großmüthig zu Theil werden ließen. Dann entwickelte er in einer glänzenden Rede jede mögliche Zuneigung zu Irland und eine entsprechende Entrüstung über seine Unterdrücker, wenn er auch im Uebrigen die Engländer als eine achtungswerthe Nation gelten ließ. Obschon er nicht, wie sein Freund, sich rühmen könne, irisches Blut in seinen Adern zu haben, meinte er, so dürfe er doch sagen und mit den heiligsten Versicherungen bekräftigen, daß seine Sympathie für das liebliche und doch so unglückliche Land nicht mächtiger sein könnte, wenn er auf irischem Boden das Licht der Welt erblickt hätte. (Lauter und anhaltender Beifall.) Welcher Mensch, und sei er noch so engherzig, könne die ereignißvolle Geschichte Irlands durchblättern, ohne daß die unverdienten Leiden des edeln Landes ihm nahe gingen?! Er zum Beispiele würde in jedem Augenblicke, wo man seiner bedürfe, freudig zum Schwerte greifen, um für das unterdrückte Volk zu streiten.

(Rauschender Jubel.) Herr Thomson schloß mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß sie noch Alle den Tag sehen würden, wo die niedergetretenen Völker der alten Welt den Alpdruck tyrannischer Herrscher gleichzeitig abschütteln und sich als erfolgreiche Nachahmer des jungen Amerika in neuer Jugend erheben würden. Herr Thomson machte dann seine Verbeugung und zog sich in anmuthiger Verwirrung zurück.

Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die Freunde bei ihrem Weggehen aus der Halle mit lautem Freudengeschrei begleitet wurden. Kaum sahen sie sich in sicherer Entfernung, so brachen beide in unmäßiges Gelächter aus über diesen „Capitalspaß", wie sie die Sache nannten.

„Nun, habe ich meine Rolle nicht vortrefflich gespielt?" fragte Henry.

„Du hättest sie nicht natürlicher spielen können", rief Zachary, „aber ich, — verdiene ich das Compliment nicht auch?"

„O, ganz entschieden; — die Anspielung auf das Schwert war von besonderer Wirkung; — es hörte sich gut an, ich versichere dir. Noch ein paar solcher Reden, und wir sind der Stimmen aller Irländer gewiß, so oft wir uns um dieselben bewerben."

„Das ist Alles recht gut", bemerkte Zachary, „aber Jane und Elisa werden glauben, wir seien verloren gegangen. Du weißt, ich sollte sie um neun Uhr in die Oper begleiten, und ich sehe, es ist bereits ein Viertel über neun. Ich lasse mir die Repeal zu gelegener Zeit

gefallen, habe aber durchaus keine Lust, mich durch sie in meinem Vergnügen stören zu lassen. Zum Henker mit der Politik, wenn die Damen dadurch warten sollen!"

„Unsinn, Zachary; sie können immerhin ein Viertelstündchen warten, wenn wichtige Geschäfte uns zurückhalten." Henry legte auf die letzten Worte einen so ironischen Nachdruck, daß Zachary lachen mußte.

Seine gute Laune war auf diese Art hergestellt, und die beiden „Freunde Irlands" beschleunigten ihre Schritte, lustig den Dampf ihrer Cigarren von sich blasend. Zu Hause angelangt, fanden sie Henry's Frau nebst Elisa und den beiden Fräulein Thomson ihrer harrend; größere oder geringere Unzufriedenheit drückte sich auf jedem der hübschen Gesichtchen aus. „Irland und die Repeal" wurden von den beiden Herren in spöttischem Tone vorgebracht, und diese Entschuldigung fand bei den Damen gute Aufnahme.

Mag die vorstehende Schilderung immerhin übertrieben scheinen, sie ist leider nur zu wahr! Sachkenner haben die moralische Gewißheit, daß die Führer der Repeal-Bewegung in Amerika durch Gründe geleitet wurden, wie ich sie unsern Freunden Blake und Thomson in den Mund lege. Die Tausende von Irländern, welche die Reihen füllten, waren in ihrem begeisterten Streben, die Lage ihres theuern Geburtslandes zu verbessern, natürlich aufrichtig; aber es steht fest, daß nicht wenige der Parteihäupter, deren Lippen von Patriotismus überströmten, im Herzen voll kleinlicher und eigennütziger

Nebenabsichten waren. Auch in der Gegenwart noch wäre es rathsam, daß unser warmfühlendes, treuherziges Volk die Spreu vom Weizen unterscheiden lernte, und sein Vertrauen nicht eher einem dieser Patrioten und sogenannten Volksfreunde schenkte, bis es erprobt hätte, weß' Geistes Kind er sei. Möge unser Volk solche Declamatoren mit scharfem Auge beobachten, wo immer sie sich breit machen und in welchem Gewande sie auch auftreten.

Fünfzehntes Capitel.

Die Schulfrage taucht von Neuem auf. — Vergeltende Gerechtigkeit.

Zu der Zeit, wo Herr Henry T. Blake seine Aufmerksamkeit der Repeal-Angelegenheit zuwandte, entwickelte sich in New-York eine andere wichtige Bewegung, welche eine Lebensfrage der katholischen Gemeinde in dieser Stadt berührte. Die Uebel, welche ich in den ersten Capiteln dieser Erzählung als Folgen des böswilligen Propagandismus der Stadtschulen dargestellt habe, hatten sich von Jahr zu Jahr fühlbarer gemacht, bis sich zuletzt die unabweisbare Nothwendigkeit ergab, die katholischen Kinder um jeden Preis dem verderblichen Einflusse, welchem sie in diesen Schulen ausgesetzt waren, zu entziehen. Zum Glück für die junge Kirche von New-York, war sie — Dank der Vorsehung Gottes! — einige Jahre früher unter die Leitung eines Oberhirten gekommen, dessen unüberwindliche Energie und

ausgezeichnete Vorsicht seinen andern seltenen Vorzügen Gewicht und Erfolg verschaffte. Sein scharfer Blick erkannte die dem Glauben und den Sitten seines Volkes gestellte Falle, und Jahre lang nahm die Sorge, die Katholiken der Vereinigten Staaten, und New-Yorks insbesondere, vor der „väterlichen Fürsorge" des Gouvernements zu bewahren, die nachhaltige Kraft seines Geistes in Anspruch. „Das Jahr 1841" sagt der Geschichtschreiber der katholischen Gemeinde in New-York, „wurde für unsere Stadt durch die Bewegung über die sogenannte Schulfrage höchst bedeutsam. Bis dahin lag der öffentliche Unterricht in den Händen einer geschlossenen Corporation, welche unter dem Namen ‚Gemeinde-Schul-Verein' die von der Commune für die Jugend-Erziehung votirten Fonds nach eigenem Gutdünken verwaltete und verwendete. Die in diesen Schulen gebrauchten Bücher strotzten von den stereotypen Verleumdungen der katholischen Religion und enthielten offenkundig das herausforderndste System der Verführung. Das Uebel war am Ende so weit gediehen, daß den katholischen Eltern nichts übrig blieb, als ihre Kinder von dem Besuche dieser Schulen gänzlich zurückzuhalten oder eine Veränderung der bestehenden Einrichtung zu bewirken. Auf den Rath und unter der thätigen Leitung des Bischofs wurde ein planmäßiger Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit der Gemeinde und der Staatsbehörde auf diese Sache hin zu lenken. Nach einem hartnäckigen Kampfe war die Feststellung des gegenwärtigen Gemeinde-Schul-Systems das Resultat. . . . . Die Erfahrung

hat jedoch gelehrt, daß diese neue Anordnung, wenn sie auch mit so viel Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit gehandhabt wird, als die Umstände erwarten lassen, doch der sittlichen und religiösen Grundlage der Erziehung höchst verderblich ist, da sie den religiösen Unterricht gänzlich ausschließt. Sie hat den Beweis geliefert, wie kein anderer Ausweg übrig bleibt, als daß wir eigene Schulen gründen, in welchen ein tüchtiger, religiöser Unterricht neben der für das öffentliche Leben nöthigen Ausbildung ertheilt wird."*)

Dennoch ist diese Gemeinde-Schul-Ordnung, so viel auch daran auszusetzen wäre, ohne Frage eine Verbesserung gegenüber den ihr vorhergegangenen Zuständen. — Der früher bestehende, oben erwähnte Gemeinde-Schul-Verein war in allen seinen Mitgliedern durch und durch antikatholisch. Trat ein Mitglied durch den Tod oder andere Umstände aus, so wählten die übrigen Mitglieder den Ersatzmann. Die ganze Verwaltung der Schulen, die Fonds, die Lehrer und alles Uebrige hing allein von dieser Körperschaft ab; und wie sie diese uneingeschränkte Macht benutzte, davon gab der Zustand der Gemeinde ein trauriges Zeugniß. Viele, sehr viele Hugh Dillon's traten aus den Klassen dieser Schulen in das öffentliche Leben, und nicht wenige Katholiken verleugneten gleich Henry T. Blake die ihnen in der Kindheit von katholischen Müttern eingeflößten religiösen Grundsätze, um zu Ansehen und Reichthum zu gelangen.

*) Right Rev. Dr. Bayley's History of the Catholic Church on the Island of New-York. pp. 111—113.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in dem lang andauernden Streite zwischen dem Bischofe einerseits und dem starren Fanatismus, dem sich der Unglaube beigesellt hatte, anderseits, nicht wenige von denen, welche sich noch Katholiken nannten, thatsächlich dem erhabenen Vorkämpfer für Wahrheit und Recht gegenüberstanden. Auch Henry T. Blake nahm seinen Platz unter den Gegnern des katholischen Oberhirten. Seinen ganzen Einfluß bei der demokratischen Partei warf er zu Gunsten der Stadtschulen in die Wagschale. Er rühmte sich, seine Ausbildung großentheils in diesen Schulen empfangen zu haben, und meinte, man könne seine Kinder ohne Bedenken und mit aller Hoffnung auf Erfolg in dieselben schicken; in den confessionell-katholischen Schulen dagegen würde der Geist in die engen Schranken einer abgelebten, des ruhmreichen neunzehnten Jahrhunderts unwürdigen Frömmelei eingezwängt.

Zu dieser Ansicht sich zu bekennen, wagte Herr Henry T. Blake bei hellem lichtem Tage auf einem Meeting in Tammany-Hall, welches eigens zu dem Zwecke anberaumt war, den von dem Bischofe, als dem Haupte der katholischen Partei, eingeschlagenen Weg zu verwerfen. Er wurde bei dieser Gelegenheit von den „B'hoys" mit einem solchen Geschrei zum Sprechen aufgerufen, daß er erst nach einigen Minuten sich Gehör verschaffen konnte. Er machte eine tiefe, gehaltene Verbeugung, dankte für den ihm zu Theil gewordenen herzlichen Empfang und erklärte: es werde stets sein schönstes Ziel sein, sich ihre Gunst zu bewahren. — Die

Versammlung sei, sagte er, wegen einer wichtigen Frage zusammengekommen, einer Frage, von welcher das Wohl der großen Republik abhange. Er fühle sich vom lebhaftesten Dankgefühle gegen den Gemeinde-Schul-Verein, diese ehrenwerthe Corporation, durchdrungen, und freue sich, Zeugniß ablegen zu können für ihre unvergleichlichen Bemühungen um die Erziehung und für die Trefflichkeit der unter ihr stehenden Schulen. Es möchten sich wohl Manche finden, welche diesen Schulen abhold seien; dies aber habe seinen Grund in deren engherziger Frömmelei — im Fanatismus, er wisse es nicht richtiger auszudrücken. In den Herzen freigeborener Amerikaner aber dürfe eine solche Leidenschaft keine Stätte haben. Er sei selbst Katholik und doch habe er seine Erziehung größtentheils in einer der städtischen Schulen erhalten. (Eine Stimme: „Sie machen den Stadtschulen alle Ehre, Herr Blake.") Deshalb könne er aus Erfahrung behaupten, daß die Knaben in den Gemeindeschulen recht wohl zu Katholiken aufwachsen könnten. (Eine andere Stimme: „Ja, zu Katholiken, wie Sie einer sind!") Herr Blake hielt plötzlich ein. Er erklärte, nicht weiter sprechen zu können, wenn die „ungezogenen Individuen", welche die Versammlung auf diese Art störten, nicht augenblicklich hinausgeschafft würden. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte, bei welcher es sich herausstellte, daß von den „ungezogenen Individuen" eine ganze Menge anwesend war, und diese obendrein nicht die geringste Lust hatten, sich hinausschaffen zu lassen. Einige schrieen, Herr Blake möge fortfahren,

andere gaben dem Redner lärmend und zischend ihre Verachtung zu erkennen. Am Ende schien es Herrn Henry T. Blake das Gerathenste, sich zurückzuziehen und das Feld einem andern Verehrer der Stadtschulen zu überlassen.

Am folgenden Abend trat Tim Flanagan bei Miles Blake ein, mit der Bemerkung, er hoffe nicht ungelegen zu kommen. Man versicherte, nichts wäre angenehmer, als sein Besuch.

„Wenn's so ist, dann will ich mir's bequem machen", sagte Tim und ließ sich in einen Armsessel nieder.

„Wo ist denn Elisa?" fragte Tim, „ich habe sie lange nicht gesehen."

„Sie ist bei Henry; dort verbringt sie den größten Theil ihrer Zeit."

„Hm! dachte ich's doch. — Nun, Miles, wie ich in den Blättern lese, hat Henry gestern Abend in Tammany-Hall eine große Rede gehalten. Er tritt darin als directer Gegner des Bischofs auf."

„Das merke ich auch", sagte Miles und begann mit ungewöhnlichem Eifer am Ofen zu stochern. „Ja, er muß wieder in schlimme Gesellschaft gerathen sein."

„Meines Erachtens ist er nie in guter gewesen", versetzte Tim gelassen. „Ich wünschte nur, daß er, wie ein Mann, sich offen als Protestanten erklärte."

„Das ist von Henry nicht zu fürchten", entgegnete Miles aufgebracht.

„Ich wüßte nicht, Miles — er hat eine protestantische Frau, lebt nur in Gesellschaft von Protestanten

und in seinem Herzen ist er Protestant, verlaß' dich darauf. Wenn er's nicht wäre, könnte er die Stirne nicht haben, sich offen als Gegner des Bischofs zu zeigen."

„Aber der Bischof geht auch zu weit, — keine Art von Schulen zu wollen, von denen der Religionsunterricht ausgeschlossen ist! Ich glaube, er möchte überall katholische Schulen haben und dann den Leuten verbieten, ihre Kinder wo anders hinzuschicken!"

„Und thäte er dann etwas Anderes, als was seines Amtes ist? Jetzt sag' mir, Miles — auf dein Ehrenwort — bist du noch so gut auf die Stadtschulen zu sprechen, wie vor einigen Jahren? Heraus mit der Sprache, — ja oder nein?"

„Je nun, ich sage nicht, daß ich sie in Allem lobe, aber so weit gehe ich nicht, sie durchaus zu verwerfen, wie der Bischof es thut."

„Nun höre mich einmal an, Miles Blake", sagte Tim, indem er seinen Stuhl näher zu ihm hinrückte. „In früherer Zeit hast du mir oft gesagt, Harry würde ein so guter Katholik werden, wie einer von meinen Knaben, trotzdem er von Protestanten erzogen würde. Nun, steh' mir Rede — ohne auszuweichen — glaubst du, daß Henry ein so guter Katholik ist, wie mein Edward?"

„Nun, vielleicht nicht ganz so fromm und so weiter; aber er ist immer Katholik, abgefallen ist er doch nicht."

„Glaubst du, daß er ein so guter Sohn ist, wie

Edward oder John?" fuhr Tim fort, ohne die letzten Worte seines Schwagers zu beachten.

Frau Blake brach in Thränen aus, und Miles machte sich verlegen mit seinem Taschentuche zu schaffen.

„Ach, lieber Tim", sagte seine Schwester, „diese Frage solltest du uns sparen; du weißt selbst, wie die Sachen stehen."

„Wohl weiß ich's", versetzte Tim, „und das Schlimmste ist, daß Jedermann es weiß. Wie kommt es nun, daß meine Kinder so fromme Katholiken und so liebevolle, pflichttreue Kinder sind — ihr werdet es nicht bestreiten — die Deinigen dagegen nur dem Namen nach Katholiken — werde mir nicht böse, Miles! — und, um mich gelinde auszudrücken, sehr mittelmäßige Kinder? Wie erklärst du das? — Bevor du mir antwortest, denke an Hugh Dillon, welcher seines Vaters Beerdigung nicht beiwohnen wollte, weil wir ihn auf einen katholischen Gottesacker begruben. Das Alles muß doch seine Ursache haben. Und wie du wohl weißt, sind diese Fälle auf der einen wie auf der anderen Seite nur Beispiele von dem, was allgemein um uns vorgeht."

Miles wurde ärgerlich. „Du kommst", sagte er, „wieder ganz auf den alten Text zurück, über welchen wir uns vor langen Jahren schon ereifert haben. Deine Krähen sind immer die weißesten, das weiß man ja!"

„Es thut mir um deinetwillen leid, daß die deinigen nicht weißer sind! Du selbst kannst sie jetzt nicht mehr weißer machen; die Gemeindeschulmeister haben dafür gesorgt, dich dieser Mühe zu überheben. Wenn Jeder=

mann zum Lobe der städtischen Schulen aufstände, du dürftest kein Wort zu ihren Gunsten vorbringen."

„Das dürfte ich nicht?" fragte Miles in herausforderndem Tone.

„Nein, Miles, du darfst nicht; du würdest allen katholischen Eltern zum Gespötte werden! Sage ‚Nein' so oft du willst; einen Ungläubigen hast du aus deinem Sohne und ein hoffärtiges Ding aus deiner Tochter gemacht. Beide sehen mit Verachtung auf dich und dein armes Weib. So reich du bist, ich möchte wahrhaftig nicht an deiner Stelle sein; lieber drüben auf Ward's Insel ein Pächter, den man zu jeder Stunde zum Teufel jagen kann. Wenn einer meiner Söhne in öffentlicher Versammlung seinen frommen Bischof angegriffen hätte, weil dieser thut, was seine Pflicht ist, ich könnte keinem Menschen mehr in die Augen sehen. Bei Gott! ich wagte es nicht!"

Miles machte Miene zu lachen, aber es gelang ihm nicht. In seinem Gewissen hallten Tim's Worte wider; er konnte sie nicht so leichten Kaufs abfertigen. Es blieb ihm kein Ausweg, als sich beleidigt zu stellen. „Du bist ein hartherziger, gefühlloser Mensch, Tim Flanagan, sonst würdest du nicht in mein Haus kommen, um mir solche Dinge in's Gesicht zu sagen!"

„Der Vorwurf der Hartherzigkeit", entgegnete Tim, „ist mir, meines Wissens, noch von Niemand gemacht worden, und von dir verdiene ich ihn am wenigsten. Du fühlst die Wahrheit dessen, was ich sage! — Und doch thue ich vielleicht Unrecht, dich an dein Unglück zu

erinnern, jetzt, wo es nichts mehr nutzen kann. Alles, was ihr Beide noch thun könnt, ist: euere Kinder dem lieben Gott anheimzugeben und sie dem Schutze der heiligen Jungfrau zu empfehlen — so wenig Ehrfurcht sie selbst vor ihr haben", schloß er in Art eines Selbstgespräches. „Jetzt beantworte mir noch Eines. Warum kommst du nicht öfter zu uns nach Hause? Wir haben mit Edward, seiner Frau und ihrem Vater manchen vergnügten Abend; entweder kommen sie zu uns oder wir gehen zu ihnen, fast Tag für Tag. Könnt ihr nicht dann und wann zu uns kommen, anstatt hier zu sitzen und euch abzuhärmen um Dinge, die nicht mehr zu ändern sind?"

Frau Blake blickte nachdenklich auf ihren Mann. „Wohlan Tim", versetzte Miles nach einer kurzen Pause, „wir wollen euch von jetzt an öfter besuchen. Gott weiß, daß eine kleine Erholung von Zeit zu Zeit uns Noth thut. Ihr müßt aber auch zuweilen zu uns kommen."

„Was?" rief Tim, welcher der Versuchung, einen Scherz zu machen, nicht widerstehen konnte. „Was! Sheridan's und Reilly's und die ganze Sippschaft?"

„Ja, beim heiligen Georg! die ganze Verwandtschaft; Mary und ich haben den Kindern in der Wahl unserer Gesellschaft lang genug nachgegeben. Wir wollen sie jetzt wieder nach unserm Geschmack wählen."

„Recht so!" rief Tim laut, unterdrückte aber die Bemerkung, welche er bei sich machte. „Das danke dir der Kuckuck", dachte er nämlich, „jetzt, wo du nicht anders kannst! Wenn dir die eigenen Kinder den Rücken

kehren, dann willkommen Flanagan's, Reilly's und Sheridan's! Besser die alten Freunde, wenn's auch Irländer sind, als gar keine."

Frau Blake war mit der Anordnung herzlich zufrieden, und Tim mußte sich gefallen lassen, ein tüchtiges Glas Punsch zu nehmen.

Kehren wir zu dem Meeting zurück, durch welches Henry T. Blake sich berühmt gemacht hat. Durch einige Vorbereitungen, welche er für den Abend zu treffen hatte, war Zachary verhindert gewesen, demselben beizuwohnen; Henry begab sich daher allein auf den Heimweg. Bald wurde er von einer Persönlichkeit gegrüßt, in welcher er Hugh Dillon erkannte. Er beschleunigte unwillkürlich seine Schritte, aber Dillon that dasselbe.

„Das war eine famose Rede", sagte Dillon. „Ich denke, du bist es bald müde, den Papisten zu spielen. Warum aber trittst du nicht wie ein Mann auf und sagst rund heraus, daß dir Pfaffen und Bischöfe keinen Pfifferling gelten? So mache ich's, Blake, und es wäre dir besser, du machtest es auch so. Wir freien Amerikaner, wie du uns mit Recht genannt hast, können eine solche Unschlüssigkeit nicht leiden; du mußt entweder für uns oder gegen uns sein. — Verstehst du mich, alter Junge?"

Henry fühlte sich durch die gemeine Vertraulichkeit seines Begleiters gar nicht geschmeichelt, aber er hielt es nicht für rathsam, sie zurückzuweisen. „Sie sind sehr freundlich, Herr Dillon", begann er, aber Dillon unter=

brach ihn mit einem unverschämten Gelächter. „Nur keine feinen Redensarten, Blake! Es fällt den Leuten nicht ein, mich ‚Herr' zu nennen; dergleichen Unsinn paßt nicht für mich. Ich hasse die Titel mehr wie die Hölle. Wir waren einst Schul-Kameraden, Henry Blake, und ich konnte dich wohl leiden. Du machtest dir damals zwar zu viel mit der Religion zu schaffen, aber nun bist du ja darüber hinaus", fügte er mit einem diabolischen Seitenblicke hinzu. „Ich gestehe, so hab' ich dich gern. Hast du mich bei dem Meeting nicht gesehen?"

„Ich wüßte nicht —"

„Was? Du wüßtest nicht? Ei, schäme dich! Ich brachte eine Rotte unserer B'hoys mit, bloß um dir einen tüchtigen Beifall zu verschaffen. Mich nicht gesehen? — wahrhaftig! Ich war doch dicht genug bei dir, gerade der Rednerbühne gegenüber. Wenn wir nicht dagewesen wären, die Schurken von Irländern, die rein aus Trotz hingekommen waren, hätten dich von der Bühne vertrieben. Aber wir schrieen lauter als sie, ha! ha! ha! — Du siehst, ich vergesse die alten Zeiten nicht. He, mein Junge?"

„Ich bin dir sehr verbunden, Dillon. Ich glaubte nicht, daß du ein so gutes Gedächtniß hättest."

„Du glaubtest das nicht, he? O, ich erinnere mich noch so gut an Alles, wie Einer. Denkst du noch an Sam Herrick, he Harry?" Blake antwortete bejahend. „Wirklich? Er war heute Abend mit uns da; doch du wirst auch ihn nicht gesehen haben. Wenn der von seinem Beifallrufen nicht heiser ist, dann muß seine Kehle

von Leder sein, wahrhaftig! Sam ist ein Kerl, der zu brauchen ist; wir haben schon manchen Spaß zusammen gehabt. Ich merke übrigens, ihr feinen Herren" — er legte einen höhnischen Nachdruck auf das letzte Wort — „habt gerade kein Uebermaaß von Gedächtniß! Doch ich will dich nicht bekritteln, Blake; du stellst dich muthig den Pfaffen entgegen. Geh' auf dem eingeschlagenen Wege voran — als freier Amerikaner, dann kannst du auf uns rechnen; wir gehen mit dir durch Dick und Dünn. Nun will ich dir noch einen Rath geben. Lass' die Papisten zum Henker fahren! — weg mit der Heuchelei und dem Firlefanz! Du ziehst an unserm Seile, also ohne Zaudern auf unsere Seite! Wozu das Hinundherschaukeln? Die Papisten sind nicht halb so zahlreich wie wir. Willst du mit leichter Mühe vorwärts kommen, dann kehre ihrer sogenannten Religion den Rücken und nenne dich nicht mehr katholisch; das klingt zu albern! Die Katholiken werden ohnehin Nichts mehr von dir wissen wollen, weil du dich als Gegner ihres Bischofs und seiner veralteten Grillen erklärt hast. Sei ein Mann, Harry! Mit einem Fuße bist du ja schon herüber; bleibe nicht auf halbem Wege stehen!" Bei diesen Worten schlug er Henry mit einer Gewalt auf die Schulter, daß dieser zusammenfuhr.

„Danke, danke Dillon; ich will mir deinen Rath überlegen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, alter Junge! Gute Nacht! — Halt! lass' mich noch einmal deine Tatze schütteln. — So — das ist die Art! Wir Beide verdanken den Stadtschulen

zu viel, um sie im Stiche zu lassen, wenn sie von herrschsüchtigen Pfaffen angegriffen werden, nicht wahr, mein Junge? ‚Ein Freund in der Noth bleibt treu bis zum Tod;' ist's nicht so? — He?"

„Du hast Recht, Dillon, ganz Recht!" sagte Blake, und zog die Klingel an seiner Thüre mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Wir müssen die Schulen um jeden Preis obenhalten."

„Ja, das meine ich auch, gewiß müssen wir das! Mein Leben lass' ich dafür, wahrhaftig, das thu' ich!"

Dies waren die letzten Worte, welche Blake hörte, indem er die Thüre schloß. Er hatte gefürchtet, Dillon möchte unaufgefordert mit in's Haus treten, und fühlte sich sehr erleichtert, als das patriotische Individuum sich mit diesen ominösen Worten zum Gehen wandte.

Den ganzen Abend war Henry in einer außerordentlich gedrückten Stimmung. Jane und Elisa boten umsonst Alles auf, ihn zu erheitern; selbst die Musik vermochte ihn nicht freundlicher zu stimmen, und wie er sich auch anstrengte, es gelang ihm nicht, sich mit der gewohnten Unbefangenheit an der Unterhaltung zu betheiligen. Jane begann zu schmollen. Sie befand sich eben in Umständen, in denen sie auf ganz vorzügliche Zuvorkommenheit Anspruch zu haben glaubte, welche ihr von Henry gewöhnlich auch erwiesen wurde.

„Ich muß sagen, Henry, du bist heute Abend unausstehlich. Was fehlt dir denn eigentlich?"

„Ich wüßte nicht, was mir fehlen sollte, Jane. Was findest du denn Besonderes an mir?"

„Was ich Besonderes an dir finde? Ei, du siehst aus wie eine ausgedörrte Mumie, und benimmst dich nicht viel besser."

Harry sowohl als Elisa lachte über den seltsamen Vergleich. „Ich wußte bisher nicht, daß Mumien irgend ein Benehmen haben, liebe Jane; aber lassen wir das. Ich werde versuchen, aufgeweckter zu sein, wenn auch nur euretwegen."

„Ich möchte aber doch wissen, was dir passirt ist?" fragte Jane, welche so leicht nicht zu beruhigen war.

„Ist das Meeting gut abgelaufen?" fragte Elisa, welche weiter dachte, als sie aussprach.

„Sehr gut, Elisa; aber — die Wahrheit zu sagen — Hugh Dillon, der Schlingel, hat mir die Laune verdorben. Als ich aus der Halle ging, redete er mich an, und ließ auf dem ganzen Heimwege nicht von mir ab. Er ist ein gemeiner, wüster Mensch; seine Unterhaltung war mir in der Seele zuwider, obschon er nach seiner Art ganz herzlich gegen mich war. Vertraulichkeit mit solchen Menschen ist mir ekelhaft; ich gestehe, ich bin nicht Demokrat genug, um mich mit diesen Rowdies auf eine Stufe zu stellen, — selbst nicht um den Preis der Popularität."

„Und das ist Alles?" entgegnete Jane lachend, „dann bedauere ich dich nicht sehr. Wenn man dergleichen Leute braucht, sagt der Vater immer, kommt man nicht ungeschoren weg. Sie haben nicht Lust, euch an den Wahltagen Dienste zu thun, wenn ihr nicht euern Stand vergessen und euch ihrem Geschmacke anbequemen

wollt. Wenn nur die unverschämte Vertraulichkeit dieses Dillon dich verstimmt, so nehmen wir das nicht als Entschuldigung an. Sieh', da kommt Zachary; nun gib deinem Mißmuth für heute Abend den Abschied!"

Aber Henry konnte Dillon's letzte Worte nicht vergessen. Nicht als ob er ihnen eine besondere Bedeutung beigelegt, oder als ob sie bestimmte Gedanken in seiner Seele geweckt hätten; sie umschwebten ihn vielmehr wie ein Gespenst und summten gleich dem Tone einer Sterbeglocke in seinen Ohren. „Der verwünschte Bursche!" sagte er zu sich selbst, „daß der mir auch in den Weg kommen mußte! — es ist mir fortwährend, als hallte mir seine heisere Stimme in den Ohren!"

Armer Henry! möchte sie dein schlummerndes Gewissen aufwecken! — Henry Blake und Hugh Dillon sahen sich auf dieser Erde nicht wieder.

Es war am Vorabende des Neujahrstages und ganz New-York durch die Vorbereitungen für das nahe Fest in Bewegung. Das Alles wäre gut und schön gewesen, wenn die allgemeine Munterkeit sich in angemessenen Grenzen gehalten hätte. In jeder Stadt aber gibt es Menschen, welche sich an den bürgerlichen Festen mit gewöhnlichen Belustigungen nicht zufrieden geben können oder wollen, sondern hinausschweifen müssen auf das wilde Meer frecher Zügellosigkeit, — jede Schranke mißachtend, die sich ihnen entgegenstellt, sei es Gesetz, Anstand oder menschliches Gefühl. In New-York sind dies die „B'hoys". An diesem Neujahrs-Abende nun bekam

eine beträchtliche Anzahl der Rowdies Lust, sich es wohl sein zu lassen. Sie setzten dieses preiswürdige Vorhaben in's Werk, indem sie allen Wirthshäusern, Conditorläden und Garküchen eines Stadtbezirkes gemeinschaftlich einen Besuch abstatteten, sich dort mit Speisen und Getränken anfüllten und dem Wirthe oder der Wirthin, wenn dieselben von Bezahlung zu sprechen wagten, ein „Geh' zur Hölle!“ oder einen ähnlichen freundlichen Bescheid boten. An einigen Orten schloß die Rotte ihr Saufgelage damit, daß sie zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit die Gläser zerschmetterte und dem Eigenthümer den Schädel einzuschlagen drehte, wenn er Einspruch that. Die Mittel-, Mulberry-, Elisabeth-, Lange- und Broome-Straße wurden hauptsächlich von ihrem Besuche beehrt. Selbst die Buden der Obst- und Kuchen-Verkäufer in den Straßen wurden geplündert, und ihre Inhaber mit Fußtritten weggetrieben. Einer armen alten Irländerin schlugen sie ihren kleinen Stand in Stücke; die Kuchen und Aepfel wanderten in die Taschen der Rowdies, denn ihr Magen vermochte nichts mehr zu fassen, und den Erlös des Tages, eine Hand voll Kupfermünze, eignete der Anführer der Bande sich zu. Umsonst bat und flehte das arme Geschöpf, sie nicht ganz und gar zu ruiniren; man nannte sie ein verwünschtes irisches Bettelweib und rieth ihr, zufrieden zu sein, daß ihr nicht der Kopf an einer Wand zerschmettert würde.

„Nun, wie Gott will!“ sagte die alte Frau zu sich selbst, indem sie abwechselnd bald den Plünderern nachsah, bald ihre Blicke auf die verwüsteten Ueberbleibsel

ihrer Habe warf. „Alles, wie Gott will! Wenn das die amerikanische Freiheit ist, dann ist mir die Sklaverei unserer Heimath lieber. Jahr und Tag hätte ich im alten Irland meine Aepfel verkaufen können, und Niemand hätte mich gestört. Was für ein Land, wo solche Kerle rechtschaffene ruhige Leute mit Füßen treten können! Und dieser Galgenstrick von Dillon! O Himmel, was mag aus dem noch werden! Mit jedem Tage sinkt er tiefer in den Abgrund. Wahrhaftig, Gott hat viel Geduld, ihn so lange gewähren zu lassen. Aber mir möge Gott helfen! Was soll ich machen? was soll ich thun?“

Die arme Molly hatte, als sie dieses traurige Selbstgespräch führte, keine Ahnung davon, daß die Bahn des Ruchlosen bereits ihr Ziel erreicht hatte, daß die göttliche Langmuth für ihn wirklich erschöpft war.

Nachdem ihre Bude bis auf den letzten Stollen in Brennholz verwandelt war, setzte die Bande sich in Bewegung nach einem deutschen Wirthshause in der Elisabeth-Straße. In diesem Hause wurde in jener Nacht ein Ball abgehalten, und die Deutschen hatten keine Lust, derartige Besucher in ihren geselligen Kreis einzulassen. Sie verwehrten ihnen den Eintritt. Dies erregte den Zorn der Rowdies, welche für den Augenblick abzogen, um sich zu verstärken. Bald kehrten sie in ansehnlich vermehrter Zahl zurück und bestürmten das Haus mit einem Hagel von Steinen und sonstigen Wurfgeschossen, wie sie sich eben vorfanden; dabei stießen sie die fürchterlichsten Verwünschungen und Drohungen aus. Die

Deutschen hatten inzwischen Fenster und Thüre wohl verrammelt, so daß der einzige Verlust, den das Haus erlitt, in zerbrochenen Scheiben bestand. Dagegen wurde der Angriff augenblicklich durch das Losfeuern von Schießwaffen von Innen beantwortet — ein gellender Schrei durchschnitt die Luft, und das Haupt der Bande stürzte zu Boden. Voll Schrecken stoben seine Genossen auseinander; nur Wenige hatten den Muth, sich von dem Schicksale ihres gefallenen Anführers zu überzeugen. Er war auf das Gesicht hingesunken, und als sie ihn umwandten, sahen sie auf den ersten Blick, daß das Leben entflohen sei. Er war in den Kopf getroffen.*)

„Was sollen wir mit ihm anfangen?“ hieß es.

„Tragt ihn nach Hause. Er hat eine alte Mutter, glaub' ich.“

„Zum Henker! er hat eine — aber wo hockt die?“

„Ich weiß, wo die Alte wohnt“, sagte ein junger Bursche und trat vor; es war Watty Sullivan. „Kommt und helft mir, ihn nach Hause tragen!“

„O, um Gotteswillen, thut das nicht!“ rief lebhaft eine weibliche Stimme dicht neben ihm. Es war die alte Molly, deren Bude die Burschen so eben zu Grunde gerichtet hatten. „Tragt ihn nicht todt zu der armen, betrübten Frau. Alle seine Lebtage hat er sie schlecht

*) Es ist dies eine Thatsache. Der Sohn katholischer Eltern — geborener Irländer — dessen Mutter Wittwe war, wurde vor einigen Jahren in New-York unter den erzählten Umständen erschossen.

behandelt, aber das wäre ihr Tod! Nein, bringt ihn wo anders hin, — Gott wird's euch lohnen!"

„Scher' dich zum Teufel, alte Hexe! Wo anders sollen wir mit ihm bleiben?"

„Wenn's nicht anders geht", erwiderte Molly entschlossen, „dann bringt ihn zu mir, da unten im Gäßchen. Ich werde schon ein Paar Nachbarsfrauen finden, welche bei mir bleiben, bis wir's seiner Mutter beigebracht haben. Ich thu' es zwar nicht gern, denn er ist nicht wie ein Christenmensch gestorben, aber ich will es thun um Gotteswillen. Kommt, ich zeige euch den Weg."

Sechszehntes Capitel.

Das gebrochene Herz. — Was Frau Henry T. Blake von der Taufe hält.

Als Molly Reynolds die Leiche in ihrem kleinen Gemache gehörig niedergelegt sah, ging sie, ein Paar alte Freundinnen um Beistand zu bitten. Es war aber nicht leicht, Jemand zum Mitgehen zu bewegen. Wäre Dillon ein ordentlicher Christ gewesen, alle wären bereitwillig gekommen, um ihn einzukleiden; aber mit einem solchen Heiden wollte Niemand sich befassen. Molly setzte gleichwohl auseinander, daß es ein Werk christlicher Barmherzigkeit sei, dem Todten ein schickliches Begräbniß zu besorgen, möge seine arme Seele nun sein, wo sie wolle. Das machte einige der Frauen unschlüssig, — sie konnten nicht leugnen, daß es so sei, denn von

Jugend auf hatte man sie das gelehrt; jedoch ihr Abscheu vor dem unseligen Tode des Elenden war schwer zu bewältigen. Als Molly aber fortfuhr, von der armen, verwittweten Mutter zu sprechen, wurden die Herzen weich, und vier gingen mit, wie sie sagten, Gott zu Ehren und der betrübten Mutter zu Liebe, die sie als ein rechtschaffenes gottesfürchtiges Weib kannten.

Als sie in Molly's Zimmer traten, knieten sie zuerst nieder und verrichteten ein kurzes Gebet für „alle verstorbenen Christgläubigen" — nicht für die unglückliche Seele, deren irdische Hülle vor ihnen lag; denn für seines Gleichen zu beten, dachten sie, möchte wenig nützen. Molly sorgte für einen guten Thee, um den Muth der Frauen frisch zu erhalten, und während diese die Vorbereitungen zu ihrem Werke der Barmherzigkeit trafen, ging sie selbst zu der unglücklichen Mutter, um ihr die traurige Nachricht möglichst schonend mitzutheilen.

Während der Abwesenheit ihrer Wirthin saßen die Frauen um den Ofen und plauderten über das schreckenvolle Ereigniß, welches sie zusammengeführt hatte; sie warteten, daß die Leiche erkalte, wobei wohl drei Stunden hingehen dürften, wie sie meinten. Von Zeit zu Zeit warfen sie furchtsame Blicke nach der Pritsche, auf welcher, sorgfältig bedeckt, die Leiche lag.

„Die Wahrheit zu gestehen", sagte die Eine, „ich habe weder Lust noch Muth zu dem Stück Arbeit. Er war ein heilloser Vagabund sein Leben lang und ist ohne die Gottesrechte gestorben."

„Und wie sollte er anders sterben, Polly? Diesen

Tod hatte er verdient, und Jeder wußte, daß es so kommen würde! Hat er nicht dem Vater und der Mutter, die ihn erzogen, den Rücken gekehrt? — hat er nicht Allen, die mit ihm zu thun hatten, Schande gemacht? — und, was am Schlimmsten ist, hat er nicht seine Religion verleugnet, Gott gelästert und von der heiligen Mutter Gottes mit Mißachtung gesprochen bei jeder Gelegenheit? Pfui, ich möchte eben so gern einen todten Hund waschen! Aber wir wollen's thun aus Liebe zu Gott; Jemand muß sich dazu entschließen. — Wo bleibt denn Molly?"

„Vielleicht war Frau Dillon nicht zu Hause."

„Bscht! da sind sie — kein Wort, um Alles in der Welt! Ich wollte, ich wäre nicht hier; das gibt einen herzzerreißenden Anblick!"

Die Thüre wurde geöffnet und Frau Dillon trat herein, ganz langsam, auf Molly's Arm gelehnt. Keine Thräne war in ihren Augen; aber ihr Gesicht war leichenfahl und ihr Athemholen keuchend, als ob ihr die Luft fehle. Augenscheinlich konnte sie sich kaum aufrecht halten. Molly bemühte sich, sie zu ermuthigen. „Kommt, liebe Frau Dillon, ermannt Euch — wir sind am Ziele. Setzt Euch, liebe Frau, und schöpft einen Augenblick Athem."

Instinktmäßig gehorchte Frau Dillon; ihr Blick war nach der Stelle hingerichtet, wo die Umrisse der Leiche unter dem über sie hingelegten Tuche zu unterscheiden waren. Ein krampfhafter Schauder überlief sie; ihre Lippen bebten und wurden farblos wie die Wangen;

sie sank an die Mauer zurück. Molly beugte sich über sie mit der zärtlichsten Besorgniß und bat sie flehentlich, Muth zu fassen und den harten Schlag als fromme Christin, die sie immer gewesen, zu ertragen. Die gebeugte Mutter sah mit nichtssagenden Blicken zu ihr empor; sie schüttelte den Kopf und preßte die Hand auf's Herz, wie um dessen schmerzlichen Kampf zu beruhigen. Molly verstand die stumme Antwort und ihre Thränen gaben von ihrem Mitgefühl Zeugniß. Kein Auge blieb trocken, ausgenommen das der Unglücklichen selbst. Zwei Mal versuchte sie, sich zu erheben, ehe es ihr gelang, sich auf den Füßen zu halten. Molly bat sie, zu warten, bis sie von dem Gange ausgeruht habe; sie sei noch zu schwach, um den Anblick zu ertragen. Aber die arme Wittwe meinte, sie sei stark genug, so stark als sie in dieser Welt zu sein jemals hoffen dürfe; sie müsse ihren Sohn sehen. „Warum sollte ich mein Kind nicht sehen?"

„Nun, nun, liebe Frau, wie ihr wollt; aber erschreckt nur nicht! Seht nicht so zerstört aus den Augen, um Gotteswillen!"

Mit zitternder Hand zog Frau Dillon die Decke hinweg und stand dem Todten gegenüber — gegenüber dem, was von ihrem bedauernswerthen Sohne übrig geblieben war. Da lag er, überströmt mit Blut, die Augen weit offen, Haß und Rache noch in den erstarrten Zügen. Die Frauen verhüllten die Augen, aber die Mutter wandte sich nicht ab. Allmälig sank sie in die Kniee, ihr Kopf fiel schwer auf die Brust. Nach einer

Pause grauenhafter Stille hörte man sie lispeln: „Es war eine Zeit, wo er gut war; wir Alle liebten ihn — Gott weiß es, er liebte uns auch — nicht wahr Hugh, nicht wahr mein Sohn? — Ach! ach! kein Wort! Nicht ein Wort zu seiner armen, alten Mutter. Bist du denn todt, Hugh? Nicht wahr, du bist es nicht? Ach, hast du denn nicht ein Wort für mich? kein einziges Wort? Sag' nur, du seiest nicht todt, und ich laufe zum Geistlichen; selbst laufe ich, lieber Hugh, und du versöhnst dich mit Gott, ehe du in die andere Welt gehst. O, Hugh, Hugh! sprich mit mir! du kannst nicht todt sein; Gott muß sich deiner armen Seele erbarmen! — — Kein Wort! O heilige Mutter Gottes! gnadenvolle Jungfrau, ist denn keine Hoffnung für meinen armen Sohn? Soll er denn ganz verloren sein? ganz, ganz verloren! — — O, hab' ich dir's nicht oft gesagt, mein Sohn, daß dies das Ende sein würde?"

Molly unterbrach sie und bestand darauf, sie wegzuführen, damit sie sich nicht selbst um's Leben bringe. „Schämt Euch, Frau Dillon, dem lieben Gott so befehlen zu wollen! Eine vernünftige Frau, wie Ihr, sollte sich nicht so stellen. Kommt hier an den Ofen; wendet Euch mit dem Rücken dahin."

„Ich will Alles thun, was Ihr verlangt", antwortete die gramerfüllte Mutter — „aber was werdet Ihr mit dem armen Hugh machen? Wollen wir ihn nicht heim bringen?" Das Wort „heim" klang so bedeutsam traurig, daß es den Andern schwer fiel, die Thränen zurückzuhalten.

„Ja, wie es Euch gut dünkt. Wenn Ihr meint, wollen wir uns nach einem Karren und ein paar Männern umsehen.“

„Unser Jerry hat einen Karren“, sagte Polly eifrig, „ich will ihn gleich rufen.“

„Gott lohn' es Euch! Thut das!“ sagte Molly. Polly ging. „Habt Ihr vor, die Nacht bei ihm zu wachen, liebe Frau Dillon?“ fragte Molly.

„Ich denke so“, war die Antwort. „Es gilt mir Alles gleich. O Hugh, Hugh! wenn du nur als Christ gestorben wärst!“ rief sie plötzlich mit Heftigkeit. „Ich würde zufrieden sein — ganz zufrieden. O Herr, o Herr, ist er denn todt? — Molly, Molly, er kann nicht todt sein. Sagt mir nicht, daß er gestorben sei in seinen Sünden, ohne sich einen Augenblick vorbereitet zu haben. O, ich kann's nicht ertragen, nein — nein, nein!“

Ehe Molly antworten konnte, ertönten schwere Tritte auf der Treppe. „Jerry wird mit dem Karren da sein“, bemerkte eine der Frauen. Aber es waren zwei Constabler, welche kamen, um die Leiche zu bewachen, bis der Coroner käme, die Leichenschau abzuhalten.

„Gott steh' uns bei!“ rief Molly, „wir haben den Coroner ganz vergessen; wie lange wird es wohl dauern, bis er kommt, mein Herr?“

„Weiß nicht. Morgen Vormittag vielleicht.“

„Könnte der Todte nicht heute Abend nach der Wohnung seiner Mutter gebracht werden?“

„Nein, wo er ist, muß er bleiben bis nach der Leichenschau.“

Frau Dillon bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schwieg. Jerry Dempsey kam mit seinem Karren, wurde aber fortgeschickt. Er versprach wiederzukommen, wenn der Coroner dagewesen sei. Die Frauen, welche die Leiche unter diesen Umständen nicht einkleiden durften, blieben um der armen Frau Dillon Gesellschaft zu leisten. Die unglückliche Mutter aber bemerkte ihre Gegenwart nicht in dieser Schreckensnacht. Umsonst wandte Molly alles an, sie ihrer Erstarrung zu entreißen. Sie saß da in sprachlosem Schmerze, scheinbar bewußtlos, — wenn der Schmerz bewußtlos sein könnte. Von Zeit zu Zeit hob sie die Augen gen Himmel und senkte sie dann wieder auf die starre Gestalt ihres Sohnes. In solchen Momenten wurde ihre Blässe noch leichenhafter, krampfhafte Schauer durchzuckten sie und fester schlossen sich ihre Hände um die Kniee.

Die Frauen verharrten in Gegenwart des Todes in ungewöhnlichem, ehrfurchtsvollem Schweigen. Die Polizeidiener dagegen rauchten, plauderten, lachten sogar, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Vorgefallene war für sie auch nichts Besonderes; gewaltsame Todesfälle, mit dem grauenhaftesten Elende im Gefolge, waren Dinge, die sie täglich sahen.*) Einmal begannen sie

*) Es ist dies nicht zu viel gesagt. In der Biographie des Anfangs 1855 in's Amt getretenen Bürgermeisters von New-York, Fernando Wood, heißt es: „Bei seinem Amtsantritt war New-York eine seltsame, wilde Hauptstadt, deren

sogar einige stadtkundige Geschichten aus dem Leben des Verstorbenen zu verhandeln, die ein keineswegs günstiges Licht auf ihn warfen. Molly fiel ihnen eiligst in die Rede und bat sie „um Gotteswillen", der armen, heimgesuchten Mutter zu schonen. Die Männer lachten. „Um Gotteswillen", das war ihnen etwas Neues. Sie meinten, „sie hätten zwar noch nie Etwas um Gotteswillen gethan, aber sie wollten die alten Geschichten ruhen lassen, wenn sie Jemand damit wehe thäten."

Am folgenden Morgen erschien der Coroner mit den Geschworenen. Die Leichenschau währte zwei volle Stunden, und als sie geschlossen war, wurde feierlich verkündet, „daß der Hingeschiedene in Folge eines Flintenschusses, dessen Urheber nicht ermittelt worden, gestorben sei." Dies war der Inhalt des amtlichen Berichtes, das Resultat einer zweistündigen, sorgfältigen Untersuchung. Jerry stand mit dem Karren schon bereit; nachdem die Leiche von den Beamten der Mutter übergeben war, wurde sie zu deren Wohnung geschafft. Molly Reynolds brachte ihre Freundinnen noch einmal zusammen, um die Pflicht der Nächstenliebe zu erfüllen, so daß die Leiche endlich eingekleidet wurde.

Watty Sullivan erschien ebenfalls, um Hannah zu trösten, welche mit ihren Klagen vielen Lärm machte. Einige der Frauen schlugen vor, Vater Power von dem

Einwohner sich wunderten, wenn sie nicht des Morgens bei ihrem Thee oder Kaffee Berichte über zwei bis drei Mordthaten oder die pikante Beschreibung eines Krawalls in der Zeitung lasen." Der Uebersetzer.

Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen; Hannah fertigte sie jedoch kurz ab mit der Erklärung: das sei dummes Zeug; was der dann für Hugh nun thun könne, da er todt sei? Diese bedeutsamen Worte trafen das vom Schmerz betäubte Ohr ihrer Mutter.

„Ach, es würde nichts nützen; da hast du freilich Recht, Hannah. Kein Geistlicher kann ihm jetzt mehr helfen, und Vater Power würde auch nicht kommen. Mein armer Sohn mußte sterben, wie er gelebt, ohne priesterlichen Beistand. O, mein Gott, mein Gott! Ich hielt John's Tod für einen schweren Schlag, aber was war es gegen dieses Elend?"

Niemand versuchte zu antworten. Frau Dillon sank in das dumpfe Hinbrüten zurück, aus welchem Hannah's Worte sie für einen Augenblick aufgestört hatten. Bald kam die Rede auf das Begräbniß. Wo sollte Hugh begraben, wie die Beerdigungskosten beigebracht werden? Hier wußten nun Hannah und ihr Tröster keinen Rath. „Frag' die Alte einmal", sagte Watty leise. Hannah rüttelte ihre Mutter am Arm: „Mutter! — Hör' einmal Mutter! Was machen wir wegen des Begräbnisses? Willst du nicht zu Herrn Flanagan gehen, daß er sich der Sache annimmt?"

Die Mutter sah mit verwirrtem Blicke zu ihr auf; Hannah fand es nothwendig, ihre Frage zu wiederholen.

„Nein!" rief Frau Dillon plötzlich mit Nachdruck. „Nein, ich hätte den Muth nicht, einen anständigen, rechtschaffenen Mann, wie Herrn Flanagan, zu bitten, daß

er die Leute zu Hugh Dillon's Begräbniß einlade. Nein, nein!"

„Er hat doch für den Vater ein ganz hübsches Begräbniß zu Stande gebracht?"

„Das hat er, Hannah; aber dein unglücklicher Bruder hat durchaus kein Leben geführt wie dein Vater, und — o Gott, o Gott! eines ganz andern Todes starb er! Um seine Beerdigung dürfen wir nicht viel Aufheben machen; mag's gehen, wie es will!"

„Nun, so überlaßt es mir!" unterbrach sie Watty in einem Anflug von Gefühl. „Ich gehe und treibe mir ein Paar von den B'hoys zusammen. Es fällt mir nicht ein, euer frommes Volk mit dem Begräbniß zu belästigen — das können wir selbst besorgen, nicht wahr Hannah? Was meinst du: wenn Hugh die Wahl hätte, wollte er nicht lieber von uns zu Grabe geleitet sein, als von einer Sippschaft von Heuchlern und Betbrüdern, für die er zeitlebens keinen rothen Heller gegeben hat?" Hannah stimmte bei und brach auf's Neue in laute Klagen aus. Während dies vorging, saß Molly Reynolds mit zwei ihrer Freundinnen schweigend und traurig in einer Ecke neben der bedauernswerthen Mutter; sie betrachteten dieselbe mit Blicken des innigsten Mitleids und leisteten ihr gelegentlich die manchfachen kleinen Dienste, welche nothwendig oder wünschenswerth schienen.

Am Nachmittage desselben Tages wurden die sterblichen Reste Dillon's auf dem sogenannten „Töpferfelde" zur Erde bestattet. Die Erlaubniß, ihn in geweihten Boden zu begraben, war nicht gegeben worden. Die

unglückliche Mutter hatte also schließlich die Qual, den Sohn in ungeweihter Erde verscharren zu sehen. Der Leichenzug bestand, außer der Mutter und Schwester, aus Watty Sullivan nebst etwa zwanzig seiner frühern Genossen, worunter Jim und Bill.

Als der traurige Zug langsam zwischen der versammelten Menschen-Menge sich bewegte, kam Henry Blake zufällig in einem Omnibus dahergefahren. Sein scharfer Blick erkannte augenblicklich Frau Dillon als eine der Leidtragenden — ein eisiger Schauer rieselte ihm durch die Adern. Wen konnte Frau Dillon als nächste Verwandte zu Grabe geleiten? — Er betrachtete die andern Begleiter, aber Hugh war nicht zu sehen. „Großer Gott!“ sagte er bei sich, „sollte der todt sein, und so schnell?!“ Er dachte an die letzten Worte, die er aus Dillon's Munde vernommen hatte, und die düstern Gedanken jener Nacht bemächtigten sich wieder seiner Seele. Er ließ den Omnibus halten, stieg aus und fragte, wessen Leichenzug es sei. Die Antwort bestätigte seine Ahnung. — An diesem Tage und noch einige folgende Tage war Henry Blake ein Anderer. Sein Gewissen ruhte nicht, und er konnte dessen schrecklich eindringliche Stimme nicht zum Schweigen bringen. Das Geräusch und das Getriebe der Welt, die Pflichten seines Berufes, der Zauber der Oper und des Theaters erstickten inzwischen nach und nach die lästige Mahnung, die so leise, so leicht zu ertödtende Stimme, welche uns zum Heile gegeben ist. Ein paar Tage mehr — ein paar Wochen gingen vorbei, und Hugh Dillon's vor-

zeitiges Ende war vergessen, wenigstens bei Henry. Neue, angenehmere Sorgen erfüllten ihn.

Drei Wochen später schenkte die junge Frau Blake ihrem Gatten ein Söhnchen. Die Freude darüber war groß in beiden Familien; denn Mutter und Kind genossen des besten Wohlseins. Der dritte Tag kam, und da kein Wörtchen von der Taufe verlautete, machte Henry's Mutter ihm die Bemerkung, es sei Zeit, das Kind taufen zu lassen. Henry wies sie an seine Frau.

„Nun, wahrhaftig, Henry, ich meine darauf könntest du doch antworten, ohne mich zu belästigen. Du weißt so gut wie ich, daß ich noch nicht im Stande bin, viele Unruhe zu ertragen."

„Ei, liebe Jane", versetzte die Schwiegermutter, „das wird Ihnen gar keine Unruhe machen; wir können das Kind in einem der untern Zimmer taufen lassen, ohne daß Sie davon Etwas sehen noch hören."

„Aber wozu diese Eile?" rief Jane mit kläglicher Stimme; „kann es nicht eben so gut geschehen, wenn ich wieder aufgestanden bin?"

Frau Blake sah auf ihren Sohn; dieser hütete sich, ihrem Blicke zu begegnen. Ein schwacher Anflug von Roth, vielleicht das Roth der Scham, verbreitete sich über seine Wangen; im Uebrigen zeigte er keine Verwirrung. Seine Mutter war in Verlegenheit; sie fürchtete, ihre vornehme Schwiegertochter zu beleidigen, und doch drängte sie die Sorge um das Seelenheil des Kindes. Ihr Gewissen forderte sie auf, den schlummernden Glauben ihres Sohnes noch einmal anzurufen.

„Du weißt doch recht gut, Henry“, begann sie, „daß die Taufe um keinen Preis aufgeschoben werden darf! Wie kannst du es vor Gott und der Kirche verantworten, dein Kind so lange ungetauft zu lassen?“

„O, was das betrifft“, fiel die junge Frau Blake ein, „so nehme ich die ganze Schuld auf mich. Die Geistlichen werden uns doch nicht wegen der Taufe unseres eigenen Kindes zur Rechenschaft ziehen wollen. Wahrlich!“ setzte sie empfindlich hinzu, „es wäre schön, wenn wir nicht taufen lassen könnten, wann und wo es uns beliebt! Ich meinestheils, Madame, halte nichts auf die Kindertaufe. Ich bin im Glauben der Baptisten erzogen und bleibe bei der Meinung, daß es besser und schriftgemäßer ist, mit der Taufe zu warten, bis man erwachsen und im Stande ist, die geforderten Antworten selbst zu geben.“

„Ich bitte Sie, Frau Henry! Ich glaubte, Sie wären drauf und dran, katholisch zu werden? — Henry war dessen so gewiß, daß er nicht einmal ein Uebereinkommen über die Religion der Kinder treffen wollte!“

„Ich bin ganz erstaunt, Sie so reden zu hören, Madame“, versetzte die Schwiegertochter mit noch merklicherm Nachdruck. „Ich habe nie zu Henry gesagt, daß ich im Sinne hätte, meine Religion zu wechseln, — oder habe ich das gethan, Henry?“

„Doch, wenn ich recht gehört habe, Jane; du sagtest bei irgend einer Gelegenheit, — ein paar Wochen vor unserer Hochzeit — du hättest gegen die katholische Religion nichts Besonderes einzuwenden. Du wirst dich

erinnern, daß ich damals bemerkte, ich wünschte, du könntest dich zum Uebertritt entschließen."

„O, das war nur Scherz — meinerseits wenigstens. Ich konnte nicht denken, daß du mir im Ernste etwas derartiges zumuthen könntest, sonst würde ich anders gesprochen haben."

„Jetzt in allem Ernste, Jane, es wäre mir doch lieb, daß unser Junge von einem katholischen Geistlichen getauft würde; die Gefälligkeit wirst du mir wohl erzeigen, wie? — Du siehst, die Mutter sähe es gern, und der Vater auch, wie ich weiß."

„Und ich weiß, daß mein Vater und meine Mutter es nicht gern sähen", war die prompte Antwort. „Meinst du etwa, deren Ansichten seien nicht zu berücksichtigen? Du kannst mit deinem Kinde thun, was dir gefällt; wenn du aber einen papistischen — ich meine, einen katholischen Geistlichen nimmst, um es zu taufen, dann bleiben wir nicht gute Freunde, das sage ich dir."

Henry machte ein verdrießliches Gesicht, vermied aber den Blick seiner Mutter, welche voll Bekümmerniß bald ihn, bald die Schwiegertochter ansah. Jede Antwort, wenn Henry eine solche beabsichtigte, wurde durch das Dazwischentreten der Wärterin verhindert, die mit wichtiger Miene erklärte, das viele Reden werde der Wöchnerin schaden. Frau Blake schwieg demnach und verabschiedete sich bald. Henry ging auf ihr Verlangen mit bis an die Thüre; sie machte einen letzten Versuch, die Taufe ihres Enkels zu bewirken, und fragte Henry, ob er das Kind als einen Heiden aufwachsen lassen

wolle? Dieser suchte seine Mutter mit der Versicherung zufrieden zu stellen, er werde Jane überreden, den Kleinen taufen zu lassen, so bald sie das Bett verlasse; jetzt möge er sie nicht gern mit dieser Angelegenheit beunruhigen, die ja noch eine Zeit lang anstehen könne.

„Wenn das Kind aber unterdessen stirbt?" entgegnete Frau Blake.

„Sei ohne Sorge deshalb", antwortete Henry, „sein ganzes Wesen zeugt von Leben und Gesundheit."

„Also, Henry, du bist entschlossen zu warten, bis es Jane gefällig ist?"

„Bis sie gänzlich hergestellt ist, Mutter", meinte Henry lächelnd.

„Bedenke, wenn inzwischen ein Unglück geschieht, kommt das Blut deines Kindes über dich! Weder Herr noch Frau Pearson haben für dein Kind Rechenschaft zu geben, nur du als Katholik — du mußt bei Zeiten das Deinige thun. Das Heil einer Seele ist nichts Kleines! O, Henry, wohin bist du gekommen! Mein Herz ist so voll, daß ich kaum reden kann."

„Ich weiß und glaube Alles, was du da sagst, Mutter, aber ich kann mit meiner lieben Jane unter so gefährlichen Umständen keine Erörterungen anfangen."

„Erörterungen? Ei, da sind keine Erörterungen nöthig; sage ihr einfach, du seiest Gott für das Seelenheil deines Kindes verantwortlich, und es müsse ohne Aufschub getauft werden. Du wirst sehen, ob sie dann noch widerstehen wird."

Henry lächelte und schüttelte den Kopf. „Unmöglich,

Mutter; so könnte ich um keinen Preis mit ihr reden, wenigstens jetzt nicht."

„Dann möge der Herr es mit euch Beiden bessern!" sagte die Mutter, „es ist wenig Unterschied zwischen euch. Gott sei dem armen Kinde gnädig — das ist zu bedauern, nicht ihr."

Henry lächelte wieder und begleitete seine Mutter mit vielen Achtungsbezeugungen an die Thüre. Dann kehrte er lachend zu Jane zurück und wollte ihr mit Humor erzählen, wie prächtig er es verstehe, der Zudringlichkeit der „Alten" zu begegnen. Er fand Jane unter der Behandlung ihrer Wärterin, welche behauptete, sie sei mit einem Fieberanfall bedroht. Als eifrige Baptistin und geschickte Krankenpflegerin that sie Alles, was in ihren Kräften stand, um die innere Gluth anzufachen, während sie den Kopf der jungen Frau mit Essigaufschlägen und ähnlichen Heilmitteln kühlte. So war denn bei Henry's Eintritt seine Frau sehr aufgeregt und redete ihn nicht besonders freundlich an.

„Ein für alle Mal, Henry, muß ich mir die Besuche deiner Mutter verbitten, bis ich wieder ganz wohl bin. Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so lästig sein könnte. Welche Wichtigkeit die aus dem Taufen macht! Man sollte meinen, es ginge dabei um Leben und Sterben. Ich versichere dir, ich möchte keine Papistin sein, um alle Reichthümer New-York's. Was ist das für ein wunderliches Volk! Ein Kind taufen, das erst vier Tage alt ist? Wie barbarisch von diesen Römlingen,

so kleine Kinder in das kalte Wasser zu tauchen — euere Geistliche müssen schöne Herzen haben!"

„Entschuldige, liebste Jane, daß ich dich unterbreche. Ich möchte dir nur von der katholischen Taufe einen richtigen Begriff geben. Die Geistlichen tauchen die Kinder nicht in das Wasser, sie schütten ihnen nur ein wenig Wasser auf den Kopf."

„Ein wenig Wasser auf den Kopf!" wiederholte Jane heftig, das ihr drohende Fieber ganz vergessend. „Ich möchte wissen, was das nutzen kann? Sprich mir nicht von solchem Firlefanz! Lass' den Knaben warten, bis er in die Jahre der Vernunft kommt, dann kann er selbst Rede stehen und das sinnbildliche Bad nehmen, wie es sich gehört."

„Nun, nun Jane; wir wollen den Gegenstand für jetzt fallen lassen; doch wir könnten wenigstens uns über den Namen des Kleinen einigen."

„O, das ist bald abgemacht. Ich möchte ihn gern Ebenezer nennen, nach meinem Vater — das heißt, wenn du Nichts einzuwenden hast."

„Ich wollte, dein Vater hätte einen weniger alttestamentlichen Namen, den man nehmen könnte;" dachte Henry bei sich; gegen Jane sprach er sich vollkommen befriedigt aus und erklärte sich gern bereit, ihrem Vater diese Artigkeit zu erzeigen.

Als die Großmutter von dem Namen hörte, hob sie vor Entsetzen Hände und Augen gen Himmel. „Höre, Miles", wandte sie sich an ihren Gatten, „nun kann Henry machen, was ihm gefällt; Nichts wird mich mehr

überraschen. Ebenezer Blake! E—be—ne—zer!“ rief sie, jede Silbe einzeln dehnend, um die volle Länge und Großartigkeit des Namens hervortreten zu lassen. „Hat man je von einem Blake mit einem solchen Namen gehört? Warum nennen sie das arme Kind nicht Nabuchodonosor? Welche ärgerliche Geschichte! Der Sohn unseres Henry wird Ebenezer genannt und, was schlimmer ist, wächst als ein Heide — als ein ungetaufter Heide auf! Aber ich will auch Nichts mit ihm zu schaffen haben; mag der alte Ebenezer für den jungen Ebenezer sorgen; mit meinem Willen bekommt er nie einen Shilling von unserm Gelde! He, Miles — was sagst du dazu?“

„Ich sage, was du sagst, Mary“, erwiderte ihr Gatte ruhig, aber bestimmt; „wenn sie den Weg einschlagen, ziehen wir uns von der ganzen Sippschaft zurück. Sage nur deinem Bruder Nichts davon; der wird's ohnehin früh genug erfahren.“

Einige Tage später, als Jane etwas erstarkt war, begann Henry geschickt darauf anzuspielen, wie es in Betreff des Geldpunktes für Ebenezer den Zweiten Nichts weniger als vortheilhaft sei, mit seinen papistischen Vorfahren sich zu überwerfen. Das war für Frau Henry sehr beunruhigend; denn sie war in der Religion der Dollars und Cents erzogen, und hegte für Alles, was in dieses Gebiet einschlug, eine fromme Verehrung. Sie schauderte vor der Möglichkeit, ihr geliebtes Kind einer so vortheilhaften Anwartschaft zu berauben, und bemerkte nachdenklich, das sei allerdings ein vernünftiger

Grund. Sie versprach, mit Papa und Mama zu sprechen. „Da diese durchaus nicht bigott sind, wird es nicht schwer sein, sie zu überzeugen, daß das Wasser dem kleinen Ebenezer nicht schaden kann. Ob die Taufe ein paar Jahre früher oder später stattfinde, hat am Ende doch Nichts zu bedeuten."

In der folgenden Nacht, als Frau Blake die ältere niedergekniet war, um ihr Abendgebet zu verrichten, erbebte die Hausthüre plötzlich von einem solchen Pochen, daß Alle im Hause aufschreckten. Der Hausherr öffnete selbst, und Henry's Hausknecht stand vor ihm. Er hatte den Auftrag, Frau Blake zu bitten, so schnell als möglich hinüberzukommen, da das Kind von starken Krämpfen befallen sei. Für eine gläubige Katholikin wie Frau Blake, war dies eine schreckenvolle Nachricht; sie vergaß über der ängstlichen Sorge, daß dem Kinde noch die Nothtaufe zu Theil werde, allen Groll. Elisa hätte ihre Eltern gern begleitet; die Mutter wollte aber nicht warten, bis sie angekleidet war, und eilte mit Miles weg, so schnell die Füße sie tragen konnten. Unterwegs betete sie ohne Unterlaß, Gott möge das unschuldige Kind nicht ohne Taufe sterben lassen.

Umsonst flogen die gute Frau und ihr etwas schwerfälliger Gemahl mit einer Leichtigkeit dahin, welche beide sich kaum zugetraut hatten, umsonst stieg das Opfer des Gebets aus dem Herzen und von den Lippen der Großmutter empor — es fand keine Erhörung. Als sie Henry's Wohnung erreichten, fanden sie Alle voller Leid und Bestürzung, — das Kind war todt.

„Todt!“ rief Frau Blake, hastig den Säugling von dem Schooße der Wärterin aufgreifend. „O, nein, er ist gewiß nicht todt, er kann nicht todt sein!“ Die Wärterin schüttelte den Kopf; Jane begrub ihr Gesicht in die Kissen, Henry wandte sich ab, um seine Aufregung zu verbergen. Frau Blake sah auf den ersten Blick, daß es nur zu wahr sei. Das farblose Gesicht des Kindes, das bereits kalt und starr geworden, war leider der beredteste Zeuge. Frau Blake legte die kleine Leiche sanft in die Wiege und weinte bitterlich. Miles wollte sie trösten, aber seine Bemühungen fruchteten wenig.

„Lass' mich, Miles! lass' mich ausweinen! Ich habe Grund zu weinen. Hätte ich dem lieben Kinde nur selbst die Nothtaufe gegeben, als ich zuletzt hier war! Ach, ich werde mir das nie verzeihen!“

„Liebe Mutter“, sagte Henry, „es ist unnütz, daß du dir Vorwürfe machst; es ist deine Schuld offenbar nicht.“

„Was liegt daran, wessen Schuld es ist“, fiel ihm Miles in die Rede. „Es ist eine schlimme Geschichte. Ich wollte um keinen Preis an deiner Stelle sein, Henry.“

„Ich meine, Vater“, entgegnete Henry heftig, „du könntest für deinen Tadel eine passendere Zeit wählen. Ich habe euch nicht rufen lassen, um ein Urtheil über meine Handlungen zu hören. — Jane, meine Liebe, wie ist dir?“

Jane konnte nicht antworten; sie schluchzte krampfhaft.

Nicht, als ob sie im Geringsten daran gedacht hätte, das Kind habe etwas eingebüßt, indem es ohne Taufe gestorben sei; aber es war todt, — für sie verloren, als sie sich so sehr seines Lebens freute.

Für den Augenblick war dies ein harter Schlag für Henry Blake und seine Frau; auch Herr und Frau Pearson waren anfänglich sehr betroffen. Nach Verlauf einiger Wochen jedoch begannen die Pearson's, selbst Jane, sich darüber zu trösten, daß der arme Kleine ungetauft geblieben. Sie ließen sich das bei Henry nicht merken, da sie ihm mehr Glauben zutrauten, als er besaß; die Frage, ob getauft oder nicht, machte auch ihm wenig Unruhe.

Die katholischen Verwandten Henry Blake's erfuhren und besprachen dies Alles; und wie zu erwarten war, machte Tim seiner Schwester und seinem Schwager einen Beileidbesuch. Tim war wirklich bekümmert über das Unglück; da es aber unabänderlich war, nahm er sich vor, Miles bei dieser Gelegenheit wieder ein Mal aufzurütteln. Eines Abends trat er in seines Schwagers Wohnzimmer, die Hände in den Taschen, wie gewöhnlich, aber sein Gesicht so ernst wie möglich; ein Zug von Schelmerei lauerte indessen auch jetzt um seine Augen und Mundwinkel. Im Herzen wünschte Miles ihn weit über das Meer, setzte aber ein freundliches Gesicht auf. Tim ließ sich nicht einfallen, eine Sache von so furchtbarer Wichtigkeit zum Gegenstande des Scherzes zu machen; Miles kam also besser über diesen Besuch weg, als er dachte. Tim wunderte sich über sich selbst,

daß er nicht dazu kam, sie aufzurütteln, wie sein Vorhaben gewesen, und ihnen Henry's Religionslosigkeit und deren beklagenswerthe Folgen vorzuhalten; er tröstete vielmehr die Betrübten mit theilnehmenden Worten.

„Der gute, ehrliche, freundliche Tim! Das ist so recht seine Art", sagte seine Schwester, als er weggegangen war.

„Er ist eine treue Seele", bestätigte Miles mit ungewöhnlicher Wärme; „es gibt heutigen Tages nicht Viele seines Gleichen."

„Ich wollte nur, er legte die abscheuliche Gewohnheit ab, die Hände in die Taschen zu stecken", sagte Elisa, „es ist doch höchst unschicklich. Ich wundere mich, daß Edward oder John, oder die Mädchen ihm das nicht abgewöhnen."

„Darüber brauchst du dich nicht zu wundern", erwiderte die Mutter schnell; „weder Edward noch John oder Thomas, der im nächsten Jahre die Priesterweihe empfangen wird, noch auch die Mädchen sehen an ihrem Vater etwas Unschickliches. Sie sind stolz auf ihn, Elisa, und machen's nicht wie Andere, welche mit Verachtung auf Vater und Mutter herabsehen, die sie zu dem gemacht haben, was sie sind."

„Um des Himmels willen, Mama, nimm das doch nicht so schlimm auf! Ich habe es wirklich nicht böse gemeint."

„Auch nicht gut hast du's gemeint, Elisa. Ich wünschte, du gingest jetzt in dein Zimmer, wenn das nicht zu viel verlangt ist. Du hast wirklich eine eherne

Stirne, sonst würdest du vor mir nicht sagen, mein Bruder habe ‚abscheuliche Gewohnheiten'. Er hat keine abscheuliche Gewohnheiten, sag' ich dir, Elisa. Wäret ihr, du und dein Bruder, nur halb so gut und anständig, als Tim Flanagan, wir könnten ein anderes Lied singen!“

Elisa stand auf und legte ihre Arbeit zusammen. Eine außergewöhnliche Röthe überzog ihre Wangen, aber sie sagte kein Wort. Steif und förmlich gegen Vater und Mutter sich verbeugend, verließ sie das Zimmer. Wozu erzählen, wie ihren Eltern zu Muthe war, wozu ihre Klagen wiederholen? Es genügt die Bemerkung, daß sie sich an diesem Abende mit gramerfüllten Herzen und trüben Ahnungen niederlegten.

Siebenzehntes Capitel.

Zachary Thomson kommt zum Ziele. — Enthüllungen zarter Natur. — Elisa's kleine Prüfungen, und wie sie dieselben besteht.

Noch hatte Miles Blake und seine Frau nicht Ruhe gefunden vor den marternden Gewissensbissen, welche seit der Zeit, wo Henry's Erstgeborener ohne die heilige Taufe gestorben war, sie verfolgten. Da wurde die Wunde von Neuem aufgerissen, indem Zachary Thomson um die Hand Elisa's anhielt. Wenige Jahre früher hätte Miles Blake diesen Antrag mit großer Befriedigung entgegengenommen; allein die Begebnisse der letzten paar Monate hatten ihm die Augen über die

Folgen der gemischten Ehen einigermaßen geöffnet. Wenn er auch jetzt sich geehrt und geschmeichelt fühlte, so fürchtete er doch, seine Einwilligung zu geben. Noch mehr war seine Frau dieser Heirath abgeneigt; sie hatte eben so wenig gegen den jungen Mann oder seine Familie Etwas einzuwenden, aber sie war durch den Tod von Henry's Kind so erschreckt worden, daß sie Elisa lieber hätte in's Grab steigen, als einen Protestanten heirathen sehen. Beide scheuten freilich, dies gerade heraus zu sagen; doch Zachary ruhte nicht eher, bis er der Sachlage auf den Grund kam.

„Nun, da wäre der Grund Ihrer Weigerung endlich klar", sagte Zachary lachend; „warum sagten Sie das nicht ganz offenherzig? Sie haben mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt!"

„Wie so?" fragte Miles.

„Ei, lieber Herr, ich fürchtete fast, Sie hätten ein wichtiges Bedenken, hinsichtlich meiner Person, meiner Aussichten oder meiner Familie. Da sie nun an nichts Anstand nehmen, als an der Religion, so werden wir uns leicht verständigen. Ich hoffe, Sie kennen mich genug, um mich eines Eingreifens in Elisa's Religionsangelegenheiten nicht für fähig zu halten. Machen Sie keine Umstände, liebe künftige Schwiegereltern; schlagen Sie sich diese nichtigen, kindischen Befürchtungen aus dem Sinne und geben Sie ihre Einwilligung, so recht freudig und von Herzen. Ich liebe Elisa wie mich selbst, ja noch mehr — seit Jahren wissen Sie dies. Und Elisa wird Nichts einwenden, wenn Sie beistimmen, — sie versicherte

mir sogar, daß sie nie einen Andern so lieben könne, wie mich. Sie sehen also, es dient zu nichts, sich unserer Vereinigung zu widersetzen."

„Jane Pearson war so süß wie Zucker, bis sie verheirathet war", entgegnete Miles, „auch noch einige Monate hernach; jetzt, Sie wissen es selbst, Zachary, ist sie so erbittert gegen unsere Religion, wie Niemand anders in ganz New-York. Wer bürgt dafür, daß Sie sich nicht eben so erweisen werden?"

„Meiner Treu!" sagte Zachary mit demselben sorglosen Lachen, „wenn man Sie reden hört, sollte man meinen, nur der eine Theil hätte dabei zu wagen. Denken Sie denn nicht, daß meine Religion eben so gut Gefahr laufen könnte? Und mein Vater wendet gar Nichts dagegen ein, daß ich eine Katholikin heirathe! Es ist Ihnen sicherlich nicht ernst gemeint; ich sehe das Lächeln um Ihre Lippen zucken, — Sie möchten es gern verbergen, doch es gelingt nicht. Ich betrachte also die Sache als abgemacht. Nun, guten Morgen! Kein Wort mehr — ich sehe, Sie wollen sich entschuldigen. Gar nicht nöthig! Ich verzeihe gern die Opposition, wie wir uns am Gerichte ausdrücken, da sie doch nur wegen der Religion erhoben wurde. Ha! ha! wegen der Religion — als ob ich mir selbst oder Andern der Religion wegen je Kummer machte! Nur keine Angst, daß ich ein Kind von der Taufe zurückhalten werde, Herr Blake, oder daß ich's Ebenezer nennen wollte! — mein Name ist auch schriftgemäß und protestantisch genug, aber ganz so schlimm wie Ebenezer ist er doch

nicht. Auch meines Vaters Name ist so übel nicht — er heißt bloß Samuel."

So plapperte er fort, scheinbar sich seiner natürlichen Munterkeit überlassend, in Wirklichkeit jedoch, um Herrn und Frau Blake zu verhindern, fernere Widersprüche vorzubringen. Die guten alten Leute warteten vergeblich auf eine Gelegenheit dazu und vergaßen zuletzt ganz, daß sie die Absicht gehabt hatten. Zachary's gut gespielte Zuversicht überwältigte sie ganz und errang den vollständigsten Erfolg. Als er sich zum Weggehen erhob, hatte er das würdige Paar in einen nebelhaften Zustand halber Bewußtlosigkeit, in eine Art magnetischen Schlafes hineingeschwatzt, in welchem sie mehr nach seinem Willen, als nach ihrer eigenen Ueberzeugung antworteten. Nachdem er endlich das Zimmer verlassen hatte, sahen sie sich einige Minuten lang schweigend an, zuerst mit finstern Mienen, dann allmälig sich erheiternd, bis sie zuletzt über die drollige Scene, die der Schalk sie hatte spielen lassen, in Lachen ausbrachen.

„Nun, Miles!" hieß es. „Nun, Mary!" war die Antwort; und wieder lachten beide aus vollem Halse.

„Der hat uns die Einwilligung abgezwungen, wir mochten wollen oder nicht," sagte Miles; „mit dem wird man nicht fertig. Am Ende gestalten sich die Dinge auch besser, als wir meinen; Zachary ist von Grund aus gutherzig und aufrichtig, und wird sicher ein guter Ehemann werden. Was die Religion angeht, so müssen wir Vater Power bitten, daß er Elisa in's Gewissen redet, damit sie auf ihrer Hut bleibt. Die

Thomson's sind übrigens bei Weitem nicht so stark gefärbt, wie die Pearson's."

„Doch sagt mir mein Inneres, wir sollten Elisa keinen Protestanten heirathen lassen", versetzte Frau Blake gedankenvoll. „Wir sind genug gewarnt, um zu Verstande zu kommen. Allerdings war es unmöglich, Zachary abzuweisen; ich weiß, daß Elisa ihn innig liebt. Ich denke, wir müssen die Sache dem lieben Gott anheimstellen; was werden soll, wird doch."

Die unglückliche Frau will den Ausgang Gott anheimstellen, während sie gegen ihre eigene religiöse Ueberzeugung handelt und ihre Tochter mit Vorbedacht in die größte Gefahr bringt. Gott hat mit solchen Heirathen wenig zu schaffen! Sie stehen in directem Widerspruche gegen die Lehre der Kirche; wie ist es möglich, daß sie segenreiche Früchte bringen?

Zachary war bei der Verhandlung nicht so aufrichtig gewesen, wie seine leichtgläubigen Zuhörer wähnten. Elisa hatte ihm in bündigen Worten erklärt, sie könne es bei den Launen ihrer Eltern nicht länger aushalten. Wenn bei Henry und Jane, klagte sie, etwas nicht nach der Alten Willen gehe, so müsse sie es entgelten; man scheine zu glauben, sie behandeln zu können, wie man wolle; sie sei darum entschlossen, diesen Zustand der Dinge auf die eine oder die andere Art zu ändern. Elisa stellte die Sache so sehr zu ihren Gunsten und zum Nachtheile ihrer Eltern dar, daß Zachary, welcher sie wirklich liebte, sich ritterlich entschloß, sie aus ihrer traurigen Lage zu befreien, obwohl er sonst nicht beab-

sichtigt hatte, so bald sich zu erklären. Natürlich durfte Zachary bei seiner Werbung Elisa's Verhältnisse zu ihren Eltern nicht berühren, und da er zu den alten Leuten wirklich eine gewisse Zuneigung hatte, mochte er schon deshalb ihnen den Verdruß nicht machen, sie wissen zu lassen, was ihre Tochter von ihnen gesagt hatte.

Frau Blake ersuchte wirklich den Pfarrer Power, ihrer Tochter einige angemessene Rathschläge zu ertheilen. Er hörte sie geduldig an, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Dürfte ich von meinen Ermahnungen", sagte er, „auch nur die geringste Wirkung erwarten, so wäre ich von Herzen gern bereit, Ihrem Verlangen zu willfahren; aber ich kann einen Erfolg durchaus nicht hoffen. Es ist in der That befremdend, daß Ihre beiden Kinder in gemischte Ehen treten. Scheint Ihnen die Ehe Ihres Sohnes so glücklich, daß Sie eine gleiche Verbindung für Ihre Tochter wünschen?"

Unter dem durchdringenden Blicke des Seelsorgers sank ihr der Muth; eine dunkele Röthe überzog ihr Gesicht. „O, hochwürdiger Herr, — das gewiß nicht, aber es war unmöglich, Nein zu sagen, als Zachary uns die Sache vortrug. Er machte die besten Versprechungen."

„Das that auch der Teufel, als er Eva versuchte."

Frau Blake wußte nicht mehr, was sie sagen sollte, und der Pfarrer glaubte, nichts weiter thun zu können, als dieser Unterredung ein Ende zu machen. „Sie sehen, Frau Blake, ich kann in dieser Angelegenheit Nichts für Sie thun. Heirathet Ihre Tochter mit Ihrem Willen

diesen Herrn Thomson, — den Sie", fügte er lächelnd hinzu, „als so bezaubernd schildern, so würden meine Ermahnungen bald vergessen sein. Die Folgen Ihrer Uebereilung — Vermessenheit möchte ich sagen — haben Sie auf sich zu nehmen. Das sind harte Worte, Frau Blake; aber Gewissen und Pflicht zwingen mich, so zu sprechen. Guten Morgen! Im Nebenzimmer ist noch Jemand, der mich zu sprechen wünscht."

Frau Blake konnte die Thränen kaum zurückhalten; sie faßte sich aber und verließ das Zimmer mit der Miene verletzter Würde. „Es kann lange währen, bis ich den noch einmal belästige", sagte sie zu sich selbst, als die Magd hinter ihr die Thüre schloß. „Es ist doch meine Schuld nicht, und da schwatzt der Herr Pfarrer, als ob aller Tadel auf Miles und mich fiele! Das ist nicht schön von ihm; ich werde es sobald nicht vergessen."

So wurde die Sachlage schlimmer und schlimmer. Miles war ganz entrüstet und schwur, Elisa solle Zachary Thomson heirathen, ehe eine Woche vergehe, wäre es auch nur Vater Power zum Trotz. „Wir wollen ihm zeigen, daß wir ohne ihn fertig werden und uns nicht in's Bockshorn jagen lassen!" rief er.

Den jungen Leuten war dies natürlich erwünscht. Die Thomson's und die Pearson's lobten Miles, daß er nun anfange, auf eigenen Füßen zu stehen, und Jane war so zufrieden, daß sie sogar ihrer Schwiegermutter bei den Zurüstungen für die Hochzeit half. Miles, auf diese Art in seiner Halsstarrigkeit bestärkt, hielt sein Wort

buchstäblich. Vier Tage nach Frau Blake's verunglücktem Besuche bei dem Pfarrer wurden Elisa Blake und Zachary Thomson ein Paar. Die kirchliche Handlung wurde aus Gefälligkeit gegen die Braut zuerst vor dem Hülfsgeistlichen an der Peterskirche, — von Doctor Power war natürlich keine Rede — hierauf von dem ehrwürdigen Hooker Tomkins, dem Lieblingsprediger der Familie Thomson, vollzogen. Herr Tomkins war „ein brennendes und strahlendes Licht“ in dem Conventikel der Secte, die sich nach John Wesley nennt. Bei den Thomson's stand er hoch in Ehren, und ihm waren die geistigen Angelegenheiten der Familie anvertraut. Es that ihm in der Seele wohl, eine erklärte Anhängerin des römischen Aberglaubens in den Bereich seines Einflusses gebracht zu sehen, und mit wahrer Inbrunst segnete er die Verbindung ein.

Nachdem die doppelte Ceremonie abgemacht war, und Herr und Frau Zachary Thomson die Glückwünsche ihrer Freunde empfangen hatten, traten sie von der Thüre des Wesleyanischen Bethauses aus eine Reise durch die Binnenstaaten an. Nur Arabella Thomson begleitete sie, da die andere Schwester einige Monate früher ihr Herz und ihr Vermögen einem Weinhändler in Pine-Street zugebracht hatte. Als Frau Blake, von ihrem Manne unterstützt, in den Wagen stieg, in welchem Frau Pearson bereits Platz genommen hatte, zog sie ihren schweren Spitzenschleier über das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

Zu der Hochzeitsfeier, welche nach der Rückkehr des

beglückten Paares stattfand, wurde auch die Familie Flanagan, so wie Herr O'Callaghan eingeladen. Die ganze Familie berieth über die Frage, wer hingehen solle; von den ältern Mitgliedern hatte keines Lust dazu, und doch wünschten sie, das Verhältniß so freundschaftlich als möglich zu erhalten; deshalb wurde beschlossen, daß Edward und Margaret die Uebrigen vertreten sollten. Ellie und Susan verstanden sich nur ungern zum Zuhausebleiben; ihre Eltern waren aber der Ansicht, es sei nicht gerathen, die jetzt herangewachsenen Mädchen der Gelegenheit zu Bekanntschaften auszusetzen, denen sie ihre Zustimmung versagen müßten.

„Wir gingen gern hin", sagte Ellie, „aber wenn Vater und Mutter dagegen sind, sagen wir kein Wort mehr. Wir können den Tag eben so heiter, ja noch angenehmer zu Hause verbringen. Nicht wahr Susy?"

„Sauere Trauben, Schwesterchen!" neckte Edward. „Sagt aufrichtig, beneidet ihr nicht Margaret und mich?"

„Pfui, Edward", unterbrach seine gute Frau. „Warum quälst du die Mädchen so? Ich bin fest überzeugt, daß sie nach dem, was der Vater gesagt hat, nicht mehr daran denken. Habe ich Recht, ihr Mädchen?"

„Ganz Recht, Margaret", riefen Beide wie aus einem Munde. „Wir danken dir", fügte Susy bei, „daß du unsere Ehre als gehorsame Tochter in Schutz nimmst. Edward ist ein schöner Bruder, solche Zweifel anzuregen! Aber wir werden es ihn entgelten lassen. Nehmen Sie sich in Acht, Junker Edward."

„Nun, räche dich recht fein, mein schlaues Schwe-

sterchen!" sagte Edward, indem er ihr scherzend auf die Wange schlug. „Ich weiß doch, wenn ich falle, bist du die Erste, welche mich aufzuheben eilt."

Einige Wochen nach der Rückkehr Zachary's und Elisa's statteten Tim und seine Frau in ihrer schön eingerichteten Wohnung einen Besuch ab. Als gefragt wurde, wie die Reise abgelaufen sei, antwortete Zachary lachend: „Im Ganzen ziemlich gut, obgleich Elisa in den ersten Tagen mancherlei Prüfungen zu bestehen hatte. Ihr Katholiken kommt nicht so glatt durch die Welt wie andere Leute!"

„Was hat denn die Religion mit Elisa's Prüfungen zu thun?" fragte Tim, obgleich er halb und halb errieth, was kommen werde, um so mehr als er eine tiefe Röthe auf Elisa's Wangen sah.

„Seht", begann Zachary in der heitersten Laune, „erstlich nahmen an den ersten Freitagen die Wirthe in den Gasthöfen, wo wir abstiegen, durchaus keine Notiz davon, daß Gäste da sein könnten, denen der Genuß von Fleischspeisen verboten sei. Nicht die Spur von Fisch kam auf die Tafel. Elisa hätte sich wegen des unabsichtlichen Versäumnisses Anderer fast selbst gestraft und weder Fisch noch Fleisch gegessen. Aber halb durch Vernunftgründe, halb durch Befehl habe ich sie endlich zum Fleischessen bewogen."

„Wirklich! Welche Gründe haben Sie ihr denn angegeben?"

„Nun, ich sagte der Papst selbst würde gezwungen

sein, Fleisch zu essen, wenn kein Fisch da sei. Ist das nicht wahr, Onkel Tim?"

„Ich glaube kaum", versetzte Tim ruhig. „Ich bin nicht Papst, und doch würde ich aus diesem Grunde kein Fleisch essen, so lange ich mich an Brod, Butter und Eiern sättigen könnte. Auf den Gasthaustafeln kommt Manches vor, womit man sich für einen Tag begnügen kann, um die Kirchengebote nicht zu übertreten."

Elisa warf einen vorwurfsvollen Blick auf Zachary; ohne eine Ahnung von der Scham, die sie fühlte, fuhr dieser in seinem launigen Berichte fort. „Zu meiner Freude zeigte Elisa sich nicht widerspenstig; sie kennt ihre Pflicht als Ehefrau zu gut, um ihrem Gatten ungehorsam zu sein, das Kirchengebot mag lauten, wie es will."

„Schäme dich, Zachary!" rief Elisa empfindlich, „schwatze nicht solchen Unsinn!"

„Was thut's, Elisa? Onkel Tim ist ja kein Fremder; er und die Tante müssen doch wissen, wie es uns, oder vielmehr dir, auf der Reise ergangen ist. — Der erste Freitag war also der schlimmste; später machte Elisa aus der Noth eine Tugend. War Fisch auf der Tafel, so aß sie Fisch, ausgenommen am letzten Freitage, wo sie sich unwohl fühlte und mit Fisch nicht wohl begnügen konnte. Damals bemerkte ich ihr auch, ein böses Verhängniß scheine über ihr zu walten", fügte er lachend hinzu.

„Nun, bist du zu Ende?" fragte Elisa verdrießlich.

„Noch nicht", erwiderte ihr Gatte, welchem, wie

sein Lachen zeigte, Elisa's Verwirrung Vergnügen machte. „Wir hatten noch einen Kampf über den Besuch des Gottesdienstes — am ersten Sonntage, und — wenn ich nicht irre, auch am zweiten, — wie, Elisa?"

„Zachary, wenn du fortfährst, werde ich das Zimmer verlassen", rief Elisa mit vor Aufregung zitternder Stimme, indem sie bald bleich, bald roth wurde.

Zachary sah, daß er zu weit gegangen sei; er zog sie zu sich hin und sagte in besänftigendem Tone: „Ist dir das Ernst, Elisa? Du weißt doch, daß ich nicht die Absicht habe, dir wehe zu thun; wenn dich das beleidigt, will ich schweigen. Ich dachte, es mache deinem Onkel und deiner Tante Spaß, von unsern Erlebnissen auf der Reise zu hören; es fiel mir nicht ein, daß du es böse aufnehmen könntest."

„Erzählen Sie Nichts mehr!" rief Tim lebhaft; „wir wollen Nichts hören, was Elisa Verdruß macht. Munter, liebe Elisa! Wegen solcher Kleinigkeiten muß man sich nicht betrüben. Mich wundert nur, daß ihr überhaupt mit heiler Haut zurückgekommen seid, da ihr Herrn Tomkins' Segen mit auf die Reise genommen habt."

„Ei, ei, Onkel Tim", sagte Zachary lächelnd, „meinen Sie denn, der Segen unseres Herrn Tomkins sei nicht so gut wie der Ihres Vater Power?"

„Gott verzeih' Ihnen diesen Vergleich!" rief Tim. „Zwischen beiden ist gerade so viel Unterschied, wie zwischen den Religionen, zu welchen sie sich bekennen, und der, denk' ich, ist nicht klein!" Mit diesen Worten griff

Tim nach seinem Hute. „Adieu, Elisa! Adieu, Herr Thomson! Es freut mich, daß ihr nach der unglücklichen Reise so wohl ausseht. Wenn du das nächste Mal eine Reise unternimmst, Elisa, lass' dir rathen und hänge vor der Abfahrt dein Gewissen in den Kleiderschrank; dann kannst du handeln, wie ein folgsames Weib und eine feine protestantische Dame. Komm, Nelly, du weißt, wir müssen noch zu O'Callaghan's gehen."

Kaum waren sie weg, so begann Zachary über Elisa's Empfindlichkeit zu spotten. „In deinem Onkel Tim", sagte er, „steckt Etwas, weshalb man ihn lieb haben muß, selbst wenn man das, was er sagt, nicht billigt. Von keinem Andern hätte ich mir die letzte Bemerkung gefallen lassen, aber ihm kann man nicht böse sein. Er hat eine so wohlwollende Freimüthigkeit, und mit seinem Katholicismus — fast hätte ich Papismus gesagt, wenn mir deine Empfindlichkeit nicht eingefallen wäre, — scheint es ihm so aufrichtig gemeint zu sein!"

„Was kümmert mich das!" entgegnete Elisa schmollend. „Onkel Tim hat kein Recht, in dem Tone mit mir zu reden und mir die Kirchengebote vorzuhalten. Man möchte sich seiner Religion schämen, wenn man die Leute so viel Aufhebens davon machen hört."

„So ist's Recht, Elisa!" rief ihr Gatte in ausgelassener Laune. „So gefällst du mir; ich fürchtete fast, dein Geist sei nicht so unabhängig, wie es der Frau eines freien Amerikaners geziemt, aber du hast mehr

Selbstständigkeit, als ich vermuthete. Werden wir diesen Abend bei meiner Familie zubringen?"

Elisa gab ihre Zustimmung, und Zachary ging in sein Bureau, nachdem er seiner Frau noch empfohlen hatte, den erhabenen Geist der Selbstständigkeit, welchen sie eben zu seiner freudigen Ueberraschung zum ersten Male bekundet, muthig zu pflegen.

Tim und Nelly fanden in O'Callaghan's Wohnung bloß Margaret; Edward war im Magazin.

„Um so besser, Maggie", bemerkte Tim. „Es freut mich, daß der Ehestand seine Liebe zum Geschäft nicht vermindert hat."

„Das wäre auch nicht gut", meinte Margaret, indem sie zwei Stühle an's Feuer rückte. „Darf man fragen, wo Sie gewesen sind, daß ich Sie so früh am Nachmittage hier sehe?"

„Wir haben Zachary Thomson und Frau einen Besuch gemacht."

„So, was macht denn Elisa?"

„O, die ist ziemlich wohl — körperlich wenigstens", fügte Tim mit Nachdruck bei; „an ihrer Religion trägt sie nicht zu schwer; nicht schwerer, fürchte ich, wie Zachary; sie stehen sich ziemlich gleich."

„Was bringt Sie denn auf diese Vermuthung? Ich hoffe, Sie täuschen sich", sagte Margaret ernst und heftete ihre Blicke auf Tim's Züge, als wolle sie die Wahrheit dort lesen, wenn seine Worte dieselbe umgehen würden.

Tim sah seine Frau fragend an. Frau Flanagan

nickte und sagt: „Wie du denkst, Tim; es wird ohnehin nicht lange ein Geheimniß bleiben."

Margaret seufzte, als Tim Alles erzählt hatte. „Es ist leider, wie mir ahnte. Die Thomson's werden sich schon rühmen, Elisa sei auf dem Wege zur ‚Religion des lautern Wortes', wie sie sagen. Ich hätte Besseres von Elisa gehofft; bei ihrer Liebenswürdigkeit schmerzt es doppelt, sie vom rechten Wege abweichen zu sehen. Seltsam, daß Bruder und Schwester in Sachen der Religion so gleichgültig sind!"

„Du würdest dich nicht wundern", versetzte Tim mit ungewöhnlichem Ernste, „wenn du die Familie so lange kanntest, wie ich sie kenne. Ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion — besser gesagt, ihre Religionslosigkeit, ist die einfache Folge ihrer Erziehung und ihres Umgangs in der Jugend. Von Kindheit an haben Beide nur in der Gesellschaft von Protestanten gelebt; sie sind von Protestanten unterrichtet worden und haben sich gewöhnt, die Protestanten als höher stehende Wesen zu betrachten, — wie konnten sie denn anders werden?"

„Ach, fast hätte ich vergessen, zu fragen", sagte Margaret, „ob Sie für morgen Mittag bei Henry Blake zu Tische geladen sind. Wir haben eine Einladung erhalten, aber ich wenigstens werde nicht hingehen."

„Bis jetzt haben wir Nichts davon gehört", antwortete Tim; „wir sind auch für eine Gesellschaft bei Henry Blake nicht vornehm genug. Es ist übrigens artig, daß er sich herabläßt, dich und Edward einzuladen.

Vermuthlich wird Tomkins auch geladen sein, um das Tischgebet zu sprechen."

„O, ganz gewiß; Henry darf ihn nicht übergehen, wenn er Thomson's zu Tische ladet. — Wie steht es denn mit Arthur Brown?" fragte Margaret schelmisch. „Ich höre, er ist ein Verehrer euerer Ellie?"

„Dann muß er sie aus gehöriger Entfernung verehren", erwiderte Tim schnell. „Wenn er mit Diamanten behangen wäre, dürfte er mir nicht in's Haus kommen. Nein, nein; keine protestantischen Verehrer und keine protestantischen Männer für meine Töchter! Arthur Brown ist ein sehr braver junger Mann, der im Geschäft vorwärts kommt; aber eine Frau muß er unter seinen eigenen Leuten suchen."

„Woher wissen Sie denn, daß Ellie Ihre Ansicht theilt?" fuhr Margaret mit demselben verschlagenen Lächeln fort.

„Woher ich das weiß? — Weil allen unsern Kindern von früh an die Ueberzeugung beigebracht worden ist, daß, wer die Gefahr liebt, darin umkommt. Ich fürchte nicht, daß eine meiner Töchter je an einen Protestanten denkt."

„Auch ich nicht", setzte Frau Blake ruhig hinzu. „Aber wir denken nicht an's Fortgehen, Tim, wie gewöhnlich, wenn wir hier sind. Ich hoffe, Margaret, du kommst mit Edward diesen Abend zu uns. Du weißt, die arme Susy ist unwohl; es wird sie aufmuntern, wenn sie euch sieht." Margaret versprach es, und das wackere Paar eilte Arm in Arm hinweg.

Achtzehntes Capitel.

Das Diner. — Henry hat das Unglück, an schwachem Magen zu leiden.

Edward hätte seine Frau gern überredet, mit zu Henry Blake's Diner zu gehen, aber Margaret war dieses Mal hartnäckig oder vielmehr standhaft. „Ich kam nie viel mit solchen Leuten, wie du sie dort treffen wirst, zusammen", sagte sie, „und ich sehne mich sehr wenig nach ihrer Gesellschaft. Doch wäre es mir lieb, wenn du gingst, Edward; du könntest durch dein Wegbleiben deinen Vetter beleidigen, und ich habe einen Widerwillen gegen Familienzerwürfnisse."

So sah Edward sich genöthigt, allein zu gehen. Auch er that es nur, um den Schein des guten Einvernehmens zu retten, denn es that ihm im Herzen wehe, daß seine Eltern nicht eingeladen waren. Er fand bereits zahlreiche Gäste versammelt, die sich bemühten, das langweilige halbe Stündchen vor dem Mahle zu verplaudern. Die Thomson's und Pearson's waren alle da, ebenso die Smith's und die Green's; aber vergeblich harrte Edward auf seinen Onkel und seine Tante. Er konnte nicht umhin, der jungen Frau Blake darüber eine Bemerkung zu machen.

„Die alten Leute sind seit einiger Zeit so launenhaft", erwiderte Jane, „daß wir uns genöthigt sahen, den Umgang mit ihnen aufzugeben."

„Wirklich!" rief Edward. „Bitte, wie lange ist es

denn her, daß Sie diesen Umgang aufgegeben haben? Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine Kälte bestand."

„Ich kann nicht sagen, daß Kälte zwischen uns herrscht, aber, wie es auch sein mag, sie und wir vertragen uns nicht zum Besten, und es ist so zu sagen ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß wir uns fern bleiben. Die alte Dame geberdet sich jetzt außerordentlich fromm und erlaubt sich, von Henry und mir zu verlangen, wir sollten es auch so machen. Das können wir natürlich nicht. — Sie sehen ein, Herr Flanagan, es ist Leuten, wie wir sind, rein unmöglich, sich die veralteten Manieren und Ideen anzueignen, welche die Alten aus Irland herübergebracht haben."

Dieses war gewiß ein genügender Grund. Edward konnte ein Lächeln über die Naivetät, mit welcher derselbe vorgebracht wurde, nicht unterdrücken. Er hätte gar zu gern gewußt, ob Frau Jane wirklich so einfältig war, nicht zu beachten, daß auch seine Eltern ihre Manieren und Ideen von Irland herüber gebracht, ja daß er selbst sogar sich diese nämlichen Manieren und Ideen angeeignet hatte. Er beschränkte sich jedoch darauf, gegen Frau Henry Blake eine Verbeugung zu machen und ironisch zu sagen: „Natürlich, Niemand kann das erwarten."

Es waren bei dieser Gelegenheit zwei Prediger eingeladen. Der eine war Herr Hooker Tomkins, — welcher wirklich, wie Tim vorausgesagt hatte, das Tischgebet sprach — der andere war ein langer schmächtiger, düster aussehender Mann, welcher den Baptisten dieses

Stadtviertels „das Wort verkündigte“. Diese Herren wurden als die vornehmsten Gäste betrachtet, und ihnen waren die Ehrenplätze angewiesen. Bei Tische wurde die Unterhaltung lebhaft, und da sie die Dinge nur oberflächlich berührte und abwechselnd von dem Einen auf das Andere übersprang, brachte sie Leben und Bewegung in den steifen Verlauf des Diners. Herr Tomkins schien von Edward, welcher ihm gegenüber saß, ganz eingenommen zu sein und unterhielt sich mit ihm, so oft er Anlaß dazu fand. Vor ihm stand ein gesottener Truthahn mit Austern-Sauce, dessen einladendes Aussehen seiner Aufmerksamkeit nicht entging.

„Lassen Sie mich Ihnen von diesem Truthahn vorlegen, Herr Flanagan. Es scheint ein vorzügliches Exemplar zu sein. Welches Stückchen darf ich Ihnen anbieten?“

„Ich danke Ihnen, Herr Tomkins“, erwiderte Edward lächelnd, „ich kann Ihr freundliches Anerbieten nicht annehmen. Ich werde heute Fisch essen.“

„Ei, wie ist das?“ fragte Tomkins, scheinbar erstaunt. „Sie sind doch kein Papist?“

„Doch, ich habe die Ehre“, antwortete Edward. „Henry, soll ich dir diese Lachsforelle hinreichen? Ich kann sie empfehlen!“

„Danke dir!“ rief Henry mit einem Anfluge von Schamröthe. „Ich esse nie Fisch. Darf ich Sie um etwas Truthahn bitten, Herr Tomkins?“

Herr Tomkins war nur zu glücklich, auf diese Art in Anspruch genommen zu werden. Nachdem er Henry

die Schüssel hingereicht hatte, erneuerte er seinen Angriff auf Edward. „In der That, Herr Flanagan, ich hatte nicht vermuthet, daß ein Mann von Ihrer Einsicht und von so klarem Verstande einer solchen — verzeihen Sie, mein lieber junger Freund — solchen kindischen Thorheit fähig gewesen wäre. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die gewöhnlichen Leute an diesen Dingen hangen, wenn man solche Männer ihnen das Beispiel geben sieht. Erlauben Sie mir die Frage, welchen Vortheil Sie davon erwarten, daß Sie Fisch statt Fleisch genießen?"

„Erlauben Sie mir, ehrwürdiger Herr, Sie zu fragen", entgegnete Edward sehr gemessen, „wer Ihnen die Befugniß gibt, mich wegen der Wahl meiner Speisen zur Rechenschaft zu ziehen? Ich könnte auf Ihre Frage antworten, daß ich eben so gut das Recht habe, Fisch zu essen, wie Sie das Recht haben, Fleisch oder Geflügel zu speisen; aber ich will in meiner Erklärung etwas weiter gehen. Wenn ich nicht irre, fragten Sie, warum ich mich heute des Fleisches enthalte?"

„Ganz recht!"

„Ich thue es, weil die Kirche es mir befiehlt; damit haben Sie genug gehört, und ich genug gesagt."

Henry war in angelegentlicher Unterhaltung mit seiner Schwiegermutter begriffen, aber es war augenscheinlich, daß ihm keine Silbe dieses Zwiegespräches entging. Dies bemerkte Edward, und seine Worte waren ihm fast leid, da er Niemanden gern unnöthige Unruhe machte. Er hatte jedoch die Erörterung nicht hervorgerufen, und

weder Gewissen noch Ehrgefühl erlaubten ihm, seine Meinung zu verheimlichen, wenn er um dieselbe gefragt wurde. Tomkins blickte rund um den Tisch, um sich des Beifalls der Gesellschaft zu vergewissern; da ihm von den Augen Aller hinlängliche Ermunterung zu Theil ward, nahm er sich vor, dem Aberglauben der Römlinge einen weitern Stoß zu versetzen.

„Aber Sie geben mir keine genügende Antwort, Herr Flanagan. Ich fragte Sie, was der Zweck dieser Enthaltung sei — Sie sagen: die Kirche befiehlt es; ich möchte wissen, warum die Kirche es befiehlt?"

Allgemein schien man zum Lachen geneigt, aber Edward ließ sich durch Nichts irre machen. „Was diese Frage betrifft, so muß ich Sie auf unsern Katechismus verweisen. Er steht Ihnen jederzeit zu Diensten, wenn Sie zu mir schicken wollen."

Nun wandte sich das Gelächter gegen Tomkins, dessen blühendes Gesicht sich um einen Grad höher färbte, während er ausrief: „O, ich danke; ich habe keine Lust, papistische Bücher zu lesen. In jedem derselben findet man die Spur des Thieres, mehr oder weniger."

„Ach ja!" seufzte der tiefsinnige Baptisten-Prediger am untern Ende des Tisches, „leider, leider!"

„Sie sind jedenfalls eher aufrichtig als höflich, meine Herren", versetzte Edward mit seiner gewöhnlichen Fassung. „Die papistischen Bücher stehen allerdings bei vielen Leuten nicht im besten Geruche. Sie enthalten gewisse Kraftausdrücke, welche dieser oder jener weder gern hören noch verstehen will."

Tomkins stellte sich, als sei er von dem Zerlegen seines Geflügels ganz in Anspruch genommen; Milmore kam ihm zu Hülfe. Er nahm eine andere Wendung.

„Sie würden uns sehr verbinden, lieber junger Herr, wenn Sie die Güte haben wollten, uns Ihre eigenen Ansichten über diesen papi— katholischen Brauch mitzutheilen. Welche vernünftige Gründe können Sie dafür haben?"

„Wir Katholiken, mein Herr, sind nicht gewohnt, über einen Punkt der Kirchendisciplin A n s i c h t e n aufzustellen. Wir glauben die weisen Lehren der Kirche und leben danach, nehmen uns aber nicht heraus, dieselben unserer Prüfung zu unterziehen. Mich bei Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, des Fleisches zu enthalten, betrachte ich als ein öffentliches Bekenntniß meines Glaubens; es würde mir Feigheit scheinen, mich vor der Ablegung dieses Bekenntnisses jemals zurückzuziehen. Wo es sich um die Gebote der Kirche handelt, kennt ein Katholik keine Rücksichten auf Zeit, Ort oder Gesellschaft."

„Wie kommt es denn", rief Tomkins in übereiltem Triumphe, „daß unser ausgezeichneter Wirth sich über diese sklavischen Gebräuche erheben und dabei doch ein Katholik bleiben kann."

„Was das betrifft", entgegnete Edward, „so bin ich nicht der Hüter seines Gewissens. Er kann Ihnen diese Frage besser beantworten, wie ich. Ohne Zweifel wird er Ihnen gute Gründe dafür angeben können."

In dem Momente kehrte Henry sich um und begeg-

nete dem scharfen, unverwandt auf ihn gerichteten Blicke Edward's. Eben im Begriffe, mit Frau Green ein Glas Wein zu trinken, konnte er dies seinem Zögern zur Entschuldigung dienen lassen. Als er seine Verbeugung gegen die Dame gemacht und das geleerte Glas auf den Tisch gestellt hatte, wandte er sich zu Herrn Tomkins.

„Ich verdanke das meinem unglücklichen Magen", sagte er mit erzwungenem Lächeln; „ich mag versuchen, was ich will, ich kann ihm den Katholicismus nicht beibringen."

„Welches Unglück!" bemerkte Edward in spöttischem Tone.

„In Wahrheit, Herr Tomkins", begann von Neuem Henry, wie es schien, auf einmal entschlossen, den Handschuh hinzuwerfen; „in Wahrheit, mein Magen hat seine katholische Natur auf der Columbia-Universität verloren und nicht wiedererlangt. Ich fürchte sogar, daß er nie wieder dazu kommt. Freilich ist es ein Unglück, wie mein Vetter bemerkt, aber dem ist nicht mehr abzuhelfen. — Frau Pearson, kann ich das Vergnügen haben, Ihnen zuzutrinken? — Meine Damen und Herren, wir haben mehr als genug von diesen langweiligen Streitigkeiten. Lassen Sie uns von Anderm reden!"

„Darin stimme ich dir vollkommen bei", sagte Edward; „es ist ein Gegenstand, welchen ich aus freier Wahl nie anrege."

Nachdem die Damen sich zurückgezogen hatten, schien Herr Tomkins die Erörterung nochmals erneuern zu

16**

wollen, indem er Edward höhnisch fragte, ob die Kirche ihm den Genuß des Weines gestatte.

„Statt aller Antwort", entgegnete Edward, „bitte ich Sie, mit mir ein Glas zu trinken. Auf derartige zwecklose Fragen kann ich nicht Rede stehen", fügte er höflich lächelnd bei. „Was sagt unser Wirth dazu?"

„Recht so, Edward; sie weder zu stellen noch zu beantworten, das ist meine Regel."

„Ach!" seufzte Milmore, welchen selbst der gute Rothwein nicht zu erwärmen vermochte, „es wäre gut, wenn alle Leute diese weise Regel befolgten. Das Leben des Menschen ist voll zweckloser Dinge; ja, selbst die Heiligen Gottes behalten nicht immer die Hauptsache im Auge."

„Verzeihen Sie, Herr Milmore", sagte Edward, „wenn sie dies nicht thun, sind sie keine Heiligen. Ein Heiliger sein, heißt nach katholischen Begriffen, den alten Menschen mit all seiner Begierlichkeit ausziehen und nur mehr für Gott leben. Ich glaube, ehrwürdiger Herr, Ihre Auffassung der Heiligen ist nicht ganz derselben Art."

„Ich wiederhole, was ich gesagt habe", versetzte Milmore in dem nämlichen traurigen, einförmigen Tone. „Ich habe die Lebensgeschichte der hervorragendsten Heiligen durchforscht und mich vergebens unter denselben nach Einem umgesehen, welcher frei von aller menschlichen Schwäche gewesen wäre. Sehen wir nicht, daß ein Luther, ein Calvin, ein Beza, ein Zwingli, ein Knox und ein Wesley, — daß sie alle irgend ein kleines

Ueberbleibsel von dem alten Adam in sich tragen, welches der Schönheit ihres sonst fleckenlosen Charakters Eintrag thut? Ach, ja, selbst die glänzendsten Perlen des Christenthums haben ihre kleinen Unvollkommenheiten! Ich glaube, es muß wohl so Gottes Rathschluß sein."

„Sehr möglich", bemerkte Edward, lachend über das wunderliche Register von Heiligen. „Es wäre nur Zeitverlust", dachte er, „einige wirkliche Heilige dieser buntscheckigen Gruppe von Irrlehrern entgegenzusetzen. Wie kann eine Gesellschaft, wie die anwesende, die vollkommene Gottseligkeit der Heiligen würdigen? Und wollte ich meinerseits gegen die Heiligkeit irgend eines der angeführten Reformatoren Einspruch erheben, so würde ich bloß nutzlose Discussionen hervorrufen. Ich will also die Sache hingehen lassen."

Nach einiger Zeit, als die Herren den Damen in's Gesellschaftszimmer folgten, zog Joe Smith seinen Freund Silas Green in eine Ecke. „Sag', Silas, was hältst du von Edward Flanagan? Ist er nicht ein höchst ausgezeichneter junger Mann?"

„Offen gestanden, ich halte ihn dafür", antwortete Silas nachdenklich. „Ich liebe es, wenn Jemand, sei es Mann oder Weib, für seine Ueberzeugung einsteht."

„Das heißt, wer eine Ueberzeugung hat", lachte Joe.

„Ja, natürlich; aber ich glaube, Edward Flanagan hat Ueberzeugungen. Er scheint über die Religion im Klaren zu sein, was mir bis jetzt trotz aller Anstrengung nicht gelungen ist."

„Antworte mir aufrichtig", fuhr Joe mit sichtbarem Ernste fort; „bist du nicht der Meinung, daß Henry mit der elenden Entschuldigung wegen seines Magens eine recht erbärmliche Rolle gespielt hat?"

„Das mag sein; aber im Grunde handelt er doch wie ein freier Amerikaner, indem er ißt und trinkt, was ihm beliebt."

„Zugegeben", erwiderte Joe Smith, „aber ich habe doch Achtung vor einem Manne, welcher nach Grundsätzen handelt. Ich bin ein freier Amerikaner und doch möchte ich lieber Edward Flanagan sein, als Henry Blake. Ich kann den Unterschied nicht begreifen, ich fühle ihn aber. Wenn ich ein Papist wäre, würde ich so handeln wie Flanagan; ich mag dieses Ausweichen nicht leiden. Was man ist, soll man ganz sein!"

Silas lachte. „Ei", rief er, „lass' dich einmal genau betrachten. Ist es wirklich Joe Smith, welchen ich vor mir habe. Wer hätte erwartet, von dir das Lob eines Papisten zu hören?"

„Ich lobe Jeden, den ich des Lobes werth finde", erwiderte Joe kurz. „Komm' jetzt; ich glaube, es ist Jemand im Begriffe zu singen."

Während der übrigen Zeit des Abends hielt Joe Smith sich zu Edward Flanagan und wunderte sich, wie ein Mann solchen Verstand, solche Kenntnisse und Bildung besitzen und doch menschlichen Vorschriften — wie Joe die Kirchengebote nannte — so gläubig nachleben könne. Edward war seinerseits angenehm überrascht, den jungen Mann zugänglich für die Wahrheit, offen,

ehrlich und von tiefem Gemüth zu finden. Er war fast ein Charakter wie Zachary Thomson, nur besaß er mehr von dem, was man religiöses Gefühl, im Gegensatz zum bestimmten Glaubensbekenntniß nennt. Edward seufzte, als er die geistige Verwahrlosung einer so herrlichen Natur erkannte und dachte bei sich: „Wie Viele gibt es gleich diesem armen Joe, unterrichtet in Allem, außer der Religion, edel und hochherzig gegen ihre Mitmenschen, aber ihrer Pflichten gegen Gott gänzlich unkundig. Welche beklagenswerthe Unwissenheit!"

„Nun Joe", sagte Henry Blake, zu den Beiden hintretend, „gehst du Edward um den Bart wegen einer seiner schönen Schwestern? Wenn dies der Fall ist, so will ich dich bei Zeiten benachrichtigen, daß du auf falscher Fährte bist."

Edward lachte, da Joe ernsthaft fragte: „Wie verstehe ich das?"

„Du kennst die Familie Flanagan schlecht", fuhr Henry mit zweideutigem Lächeln fort, „wenn du dir träumen lässest, eine Tochter derselben zur Frau zu bekommen. Ich habe Onkel Tim sagen hören, daß nie mit seinem Willen ein Protestant in die Familie heirathen soll. Was sagst du, Edward, sind deine Schwestern eben so große Eiferer für die Rechtgläubigkeit, wie ihr Herr Papa?"

Joe wandte seine Blicke auf Edward; er erwartete, ihn über diesen Witz, wofür er es hielt, lachen zu sehen. Aber er täuschte sich; Edward war plötzlich ganz ernst geworden. „Du magst im Scherze oder im Ernste fra-

gen, Henry", sagte er mit mehr Wärme, als man sonst an ihm zu bemerken gewohnt war, „die Antwort, welche ich dir gebe, ist ernst, weil der Gegenstand von ernster Bedeutung ist. Ich habe die Gewißheit, daß keine meiner Schwestern der Bewerbung eines Protestanten, wenn sie ihn als solchen kennt, Gehör geben wird."

„Wirklich?" rief Joe. „Bitte, warum denn nicht?"

„Einfach darum nicht", sagte Edward, „weil meine Schwestern von ihrer frühesten Kindheit an gelehrt worden sind, daß außerhalb der Kirche kein Heil ist, und daß der Gläubige unrecht handelt, welcher mit einer Person in die Ehe tritt, die der Kirche nicht angehört. Wir sind alle aufgewachsen in dem Glauben, daß Katholiken nur Katholiken heirathen sollten und Protestanten —"

„O, was das betrifft", unterbrach ihn Henry mit einiger Bitterkeit, „so werdet ihr die, denke ich, heirathen lassen, wen sie wollen."

„Ohne Zweifel", versetzte Edward ruhig. „Sie haben hinsichtlich des Glaubens Nichts zu verlieren und können unter den zahllosen Bekenntnissen, welche unser Land darbietet, ihre Wahl treffen. Es wäre mir leid, Herr Smith, wenn ich Ihnen zu nahe träte. Ich habe Sie jedoch in den letzten Stunden so viel kennen gelernt, um überzeugt zu sein, daß Sie keiner bestimmten Form und Gestaltung des Protestantismus anhangen; ich betrachte Sie daher als Unparteiischen."

„Ich danke Ihnen", sagte Joe wohlgelaunt; „ich nehme das Compliment an. Daß ich eine bestimmte Religion nicht habe, muß ich zugestehen. Bis jetzt halte

ich zu keinem besondern Bekenntnisse, obgleich meine Eltern durch und durch Calvinisten sind. Zum Kuckuck damit! Ich sehe den Nutzen so vieler Religionen nicht ein. Ich wollte, alle Menschen hätten nur Einen Glauben; und so lange sie, wie jetzt, unter einander hadern und zanken, gedenke ich von allen Secten mich fern zu halten. Betrachten sie Tomkins und Milmore dort! Sehen die Beiden nicht d'rein, als seien sie durch die Bande brüderlicher Liebe mit einander verbunden? Ich wünschte, Sie könnten jeden auf seiner Kanzel ein Mal hören; da speien sie Feuer und Flammen, da schnauben sie vor Wuth gegen alle fremde Bekenntnisse. Mir scheint, sie alle behandeln das ‚lautere Wort' geschäftsmäßig — wie Sie, Herr Flanagan, Ihr Leder in der Lohgrube — oder unser freundlicher Wirth seine Beredtsamkeit bei einem Rechtshandel; alle strengen sich nach Kräften an, Dollars zu ernten."

Seine Zuhörer lachten über den Ernst in Joe's Miene; Edward gefiel seine derbe Aufrichtigkeit so wohl, daß er ihn für den folgenden Abend zum Thee lud.

„Dann würde ich dir rathen, die Mädchen aus dem Wege zu halten", sagte Henry mit sarkastischem Lächeln; „unserm Freunde Joe ist nicht zu trauen."

„Da ist Nichts zu fürchten!" entgegnete Edward, „meine Schwester Susan kann nicht aus dem Zimmer gehen, und Ellie verläßt sie kaum auf Augenblicke. Ich wünsche nur, daß Herr Smith einen ruhigen geselligen Abend mit uns verleben möge. Ich glaube, Herr O'Callaghan, Margaret und meine Eltern werden einen guten

Eindruck auf ihn machen. Er muß uns Katholiken etwas näher kennen lernen."

„Sie sind der erste Katholik, den ich überhaupt kennen gelernt habe", bemerkte Joe, „und ich habe schon jetzt etwas von dem guten Eindrucke gewonnen, wovon Sie sprechen."

Lächelnd verbeugte sich Edward. „Ei", rief Henry, indem er sich ebenfalls zu einem Lächeln zwang, „du vergissest mich, Joe. Kennst du mich nicht von Kindesbeinen an?"

„O ja! Du bist aber kein ächter und rechter Katholik!" brach Joe rauh heraus. „So Halb- und Halb-Papisten kann ich alle Tage sehen, die sind keine Seltenheit. Ich möchte mir aber die Leute einmal genauer ansehen, welche fasten, sich des Fleisches enthalten, beten und zur Beichte gehen, Alles das, weil Jemand es ihnen befiehlt." — Joe lachte bei dem Gedanken, daß ihm irgend Etwas befohlen werden könnte. „Aber noch Eines, Herr Flanagan", fügte er schnell bei, „gehen Sie zur Beichte? — wenn es schicklich ist, das zu fragen —"

„Gewiß ist es das", entgegnete Edward mit freundlicher Miene. „Ja, ich gehe zur Beichte."

„Und wie oft, wenn ich es wissen darf?"

„Ungefähr ein Mal im Monat."

„Ein Mal im Monat! Nun, das ist wunderlich. Das wäre mir ein Ding der Unmöglichkeit. Ich brächte es nicht fertig, um keinen Preis."

„Lassen wir die Beichte jetzt!" sagte Edward. „Aber vergessen Sie nicht, daß ich Sie morgen Abend erwarte."

„Darf ich Silas Green mitbringen?“

„O, gewiß. Ich muß nun deiner Frau gute Nacht wünschen, Henry; Margaret erwartet mich.“

„Ich fürchte, Sie haben hier kein Vergnügen gefunden“, sagte Jane verdrossen; „wenn es Ihnen bei uns gefiele, würden Sie nicht so frühe weggehen.“

„Verzeihen Sie“, entgegnete Edward artig. „Ich habe es mir zur Regel gemacht, nie länger auszubleiben, besonders, wenn meine Frau nicht bei mir ist. Ich habe wirklich einen angenehmen Abend bei Ihnen verlebt. Gute Nacht!“

Bei seiner Ankunft zu Hause hörte Edward, Margaret und ihr Vater seien früh am Abend ausgegangen, um Susan zu besuchen, und noch nicht zurückgekommen. „Susan muß recht unwohl sein“, dachte Edward, „da sie so lange bleiben.“ Er ging daher selbst, um zu sehen, was vorgefallen sei. Zu seinem Erstaunen fand er seine Schwester im Wohnzimmer auf dem Sopha liegend; Margaret und Ellie saßen neben ihr, emsig mit Nähen beschäftigt. Herr O'Callaghan, Herr und Frau Flanagan und John saßen in einiger Entfernung und spielten Karten.

„Ei, find' ich dich hier, Susy?“ sagte Edward, indem er sich neben ihr niederließ und ihre kleine Hand ergriff. „Ich dachte, du wärest schon ein paar Stunden zu Bette. Du siehst heute wohl aus.“

„Ich fühle mich auch wohl, Edward“, versetzte Susan mit einem sanften Lächeln, welches matt und krankhaft über ihre bleichen Züge schlich. Ihr Bruder

erschrack darüber, um so mehr, als auch ihre Hand fieberhaft glühte. Edward schwieg einen Augenblick und stellte sich, als ob er husten müsse, um seine Bewegung zu verbergen.

„Wie fleißig man hier auf ein Mal geworden ist!" sagte er endlich, sich zum Lächeln zwingend. „Gibt das ein Ballkleid, oder was sonst, ihr Mädchen, daß ihr nicht Zeit habt, ein Wort zu sprechen?"

„Sie arbeiten für mich," antwortete Susan, plötzlich lebhaft werdend; „es ist eine Decke für meinen kleinen Altar. Ich warte eben, um sie noch fertig zu sehen, ehe ich zu Bette gehe. Morgen Abend, wenn der Altar in Ordnung ist, mußt du hinauf in mein Zimmer kommen, Edward; wundern sollst du dich, wie schön er wird! Wir stellen das prächtige Crucifix darauf, welches der Vater mir gegeben hat, die kleine Statue der heiligen Jungfrau, die ich von dir habe, und nun hat die Mutter mir ein Paar zierliche Marmor-Leuchter geschenkt, zu denen ich noch Wachskerzen bekomme. O, es wird herrlich werden! Dort wollen wir in Zukunft den Rosenkranz beten, und wenn es schlimmer mit mir wird, und ich das Bett nicht mehr verlassen kann, so wende ich mich gegen den Altar, während ich mein Gebet verrichte."

„Schön! Aber du wirst nicht schlimmer, Susan," entgegnete ihr Bruder, welchem es schwer fiel, die Thränen zurückzuhalten, die sich ihm in's Auge drängten. „Du mußt bald wieder gesund sein; dann machen wir mit dir und Ellie eine hübsche Lustreise."

Susan lächelte und schüttelte den Kopf, doch ohne irgend ein Zeichen von Traurigkeit. „Ich danke dir, lieber Edward; ich werde wohl diesen Sommer — dieses Frühjahr vielmehr — eine Reise machen, aber da soll Niemand mich begleiten — nein, ich will allein gehen, ganz allein. Nach wenigen Jahren werden einige von euch zu mir in die neue Heimath kommen — dann noch andere, bis wir alle vereint sind, um uns nie mehr zu trennen."

„Warum weint ihr?" fragte sie, erstaunt umsehend. „Wenn ihr nicht aufhört, bringt ihr auch mich zum Weinen, und das wäre Unrecht. Jemand, der Gott in Seinem Himmel bald sehen und für immer seinen Sitz zu den Füßen Maria's nehmen soll, darf nicht trauern, daß er die Erde verläßt. Auch ihr solltet euch freuen; ihr wißt doch, daß ich euch dort" — sie zeigte aufwärts — „mehr Gutes erweisen kann, als ich auf der Erde je im Stande bin."

„Liebste Susan," rief John, sich plötzlich erhebend, „das kann ich nicht anhören; ich bin nahe daran, zu weinen wie ein Kind. Ich sage dir, es ist keine Gefahr, daß du stirbst, sonst könntest du nicht so reden. Fasse Muth, liebe Schwester, und auch wir wollen ihn nicht sinken lassen."

„Du sprichst wie ein Orakel, John," sagte sein Vater, als er sich verstohlen die Thränen abgewischt hatte; „ist das Unglück erst da, so ist's früh genug, sich zu grämen. Ich hoffe, wir werden unsere Susy bald so weit hergestellt sehen, daß sie umher gehen kann." Seine

Stimme dann zu einem Flüstern dämpfend, sagte er zu seiner Frau, welche mit dem Rücken gegen das Sopha saß: „Um Alles, mach' nicht, daß sie dich weinen sieht. Es thut ihr so weh, wenn sie merkt, daß du ihretwegen bekümmert bist. Nimm dich zusammen, liebe Nelly, — um Gotteswillen! Es kostet auch mir nicht wenig Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Wenn du sähest, wie Edward und John sich jetzt über sie hinbeugen und Jeder eine ihrer Hände hält! Aber sieh nicht um; sie darf nicht bemerken, daß wir sie beobachten."

Herr O'Callaghan hatte seine Karten auf den Tisch fallen lassen und saß da, mit feuchten Augen das schöne Bild geschwisterlicher Liebe betrachtend. „Ach," sagte er leise, „ihr könnt euch etwas darauf zu Gute thun, ihr zwei lieben Freunde, solche Kinder zu haben. — Nun Edward," sagte er dann lauter, „wie ist es dir bei Blake's Diner ergangen. Waret ihr mit Tomkins Gegenwart beglückt?"

„Doppelt beglückt waren wir, lieber Schwiegervater," erwiderte Edward, die wohlmeinende Absicht des alten Biedermannes errathend. „Nicht bloß Tomkins war dort, sondern auch Milmore, der Baptisten-Prediger; und was mehr ist, es entspann sich eine förmliche Disputation über den Genuß von Fleisch an Freitagen."

„Wie kam denn das?" fragte sein Vater.

„Ich will's erzählen von Anfang bis zu Ende, unter der Bedingung, daß Susy verspricht, recht herzlich zu lachen."

Susan lächelte und drückte ihrem Bruder die Hand.

Edward fing nun an, von seinem Streite mit den Predigern Bericht zu erstatten, wobei er jedoch die Rolle, welche Henry gespielt hatte, sorgfältig überging. Tim aber erkundigte sich geradezu nach dessen Verhalten.

„Und Henry, — hat er Fleisch gegessen?"

„Ich bedauere, dies bejahen zu müssen. Er sagte, sein Magen könne die Fleischspeisen keinen Tag entbehren."

„Hm!" brummte Tim, „dacht' ich's doch; sein Magen ist so schwach, — man weiß das. Und Elisa — ist sie dem Beispiele gefolgt?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen, Vater," antwortete Edward ausweichend; „ich saß nicht in ihrer Nähe."

Die ganze Familie freute sich über die schlichte Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Smith und nahm Edward's Ankündigung, daß derselbe am folgenden Abende zum Thee kommen werde, mit Befriedigung auf.

„Aber bedenke, Ellie wird dann nicht zu euch kommen," sagte Tim mit merklicher Betonung.

„Ich erwarte dies auch nicht, Vater," war die Antwort Edward's. „Dafür kenne ich deine Ansichten und die meiner lieben Mutter zu gut. Joe ist übrigens ein so biederer, gutherziger junger Mann und hat so wacker zu mir gehalten, daß ich glaubte, nicht weniger thun zu können als ihn ein Mal einzuladen. Ich denke, Herr O'Callaghan hat nichts dagegen einzuwenden."

„Nicht das Geringste, Edward. Du weißt sehr wohl, ich habe gegen deine Vorschläge nie Etwas einzuwenden."

„Aber Edward," fragte Margaret schelmisch, „warum willst du nicht auch Arthur Brown auf irgend einen

Abend einladen? Es ist kaum artig zu nennen, daß du ihn so frostig behandelst, wo er doch eine Angelegenheit, die uns allen bekannt ist, mit so vieler Wärme betreibt."

Edward bemerkte mit Vergnügen, daß seine Schwester ganz unbefangen lachte, und daß nicht eine Spur von Röthe auf ihren schönen Wangen sich zeigte. Sie wollte ihm antworten, als ihre Mutter ihr zuvorkam.

„Herr Brown hat Nichts hier zu thun", sagte Frau Flanagan, indem ihr Gesicht sich vor Unwillen färbte. „Wenn unsere Ellie in die Lage kommt, sich einen Mann zu wählen, so wird sie ihn nicht unter den Protestanten suchen. Ich wundere mich über dich, Margaret, wie du nur einen solchen Namen vor ihr nennen kannst. Ich darf an Ellie's Statt darauf erwidern, daß sie mit Keinem von seiner Art Etwas zu thun haben will."

Margaret und Ellie hatten die Altardecke beendigt und führten Susan die Treppe hinauf. „Sehen Sie, ich bin wieder ein Kind geworden", sagte Susan lächelnd, als sie Herrn O'Callaghan beim Abschiede die Hand reichte. „Ich kann ohne Hülfe nicht gehen. Die Zeiten haben sich sehr geändert, nicht wahr, Herr O'Callaghan?"

„Ja, in der That, Susan", antwortete der gutherzige alte Herr mit zitternder Stimme. „Aber so wird's nicht bleiben; du wirst mit Gottes Hülfe bald wieder zu Kräften kommen."

Susan schüttelte schweigend den Kopf. Sie wußte, daß Herr O'Callaghan anders redete, als er dachte; sie erkannte seine tröstende Freundlichkeit an und

lächelte ihm ihren Dank zu, als sie das Zimmer verließ.

Nun herrschte für einige Minuten Stille. Tim unterbrach dieselbe, indem er sich gewaltig räusperte. „Ruhig, Nelly; das führt zu Nichts — es ist früh genug, zu weinen, wenn man Grund dazu hat. Die Sache kann einen bessern Ausgang nehmen, als wir glauben. — Aber was wirst du mit der armen Frau Dillon anfangen? Seit der Zeit, wo Hannah diesen Sullivan geheirathet hat, geht es dort von Tag zu Tag schlimmer. Wir können die arme, alte Person nicht der Gnade dieses Landstreichers überlassen. Eine ganze Bande von Rowdies geht immer bei Sullivan aus und ein; sie saufen, so lange sie Etwas haben, und fluchen und schwören ohne Unterlaß. Es ist das Beste, man nimmt das arme Weib ein für alle Mal aus dieser Wirthschaft weg."

„Ich dachte, Tim", erwiderte seine Frau, „wenn du Nichts dagegen einzuwenden hättest, wollte ich sie hierher kommen lassen, daß sie die paar Tage, welche sie noch zu leben hat, bei uns bleibt. Sie würde uns nicht sehr zur Last sein."

„Und wenn sie's wäre", sagte Tim ruhig; „das sollte uns nicht abhalten, sie aufzunehmen. Sie ist ein unglückliches, verlassenes Geschöpf; es macht mir Freude, ihr ein Obdach zu geben. Morgen früh, Nelly, so Gott will, gehst du zu ihr. Sie soll uns willkommen sein, von Herzen willkommen!"

„Wenn es dir recht ist, Mutter, will ich zu ihr gehen", sagte John; „ich kenne ihre Wohnung."

„Das weiß ich wohl, John", entgegnete die Mutter mit verzeihlichem Stolze. „Gott segne dich, mein Sohn! Du bist wohl oft hingegangen, ohne daß ein Mensch davon wußte, ganz aus eigenem Antriebe. — Frau Dillon hat mir von deinen Besuchen erzählt. Bringe sie denn hierher, daß sie die wenigen ihr noch zugemessenen Tage bei uns verlebt."

Herr O'Callaghan wischte sich die Augen und sagte zu sich selbst: „Es ist kein Wunder, daß die Flanagan's alle so glücklich sind und so gut vorankommen." Auf dem Heimwege sprach er sich in gleichem Sinne gegen Edward und Margaret aus.

Neunzehntes Capitel.

Die Doppelweihe. — Ein seliger Tod. — Der ungelegene Besuch.

An einem klaren, balsamischen Tage gegen Ende April war Tim Flanagan's Haushalt wieder in freudiger Aufregung. Die ganze Familie war vom frühen Morgen an geschäftig; selbst Susan verließ gegen acht Uhr das Bett und wurde die Treppe hinunter in das Speisezimmer geleitet; doch schien die Anstrengung ihre Kräfte fast zu übersteigen. Alle Angehörigen des Hauses, Edward, Margaret und Herrn O'Callaghan eingeschlossen, waren gegenwärtig, und als Susan auf John's Arm gelehnt und von Ellie unterstützt, eintrat, hatte Jeder ein Wort der Liebe und ein freundliches Lächeln für die arme Kranke.

„Nun Susy", rief Edward, als dieselbe sich ihrer Mutter zur Rechten in einen Lehnstuhl niedergelassen hatte, „siehst du: die Idus des März sind gekommen. Was kannst du vorbringen, damit wir dich nicht falscher Prophezeiung beschuldigen?"

„Ich muß gestehen, Edward", antwortete Susy mit ungewöhnlicher Heiterkeit, „daß ich mich glücklich schätze, die Anschuldigung als begründet zu erkennen. Ich danke Gott und unserer lieben Mutter Maria aufrichtig, daß ich an den Idus des März, wie du sagst, — des April vielmehr, denke ich — noch unter euch bin. Weiß Thomas, daß ich zugegen sein werde?" wandte sie sich an ihren Vater.

„Ja, mein Kind, John hat es ihm mitgetheilt."

„Um so besser, Vater, — und nun, liebe Mutter, sollst du sehen, wie mir das Frühstück schmecken wird."

Ihre Mutter lächelte und meinte, sie müsse tüchtig frühstücken, um sich für die bevorstehende Feier genügend zu stärken, da diese lange dauern werde. Man saß noch am Tische, als Herr Sheridan und seine Frau nebst Sohn und Tochter eintraten.

„Aber was habt ihr hier vor?" ließ Dan sich vernehmen, noch ehe er in's Zimmer trat. „Ich dächte, ihr wäret längst zum Aufbruch bereit?"

„Da hört ihn einmal!" rief seine Frau aus dem Hintergrunde. „Andern liest er den Text, und ihm selbst mußte ich fortwährend auf den Fersen sein, um ihn bei Zeiten hierher zu bringen."

„Ist das ein Wunder", versetzte Mike, „da Frau

Reilly bei uns frühstückte? Thu' dem Vater nicht Unrecht, liebe Mutter; ich weiß gewiß, du wolltest selbst nicht, daß er vor den Reminiscenzen der Frau Reilly die Ohren schließen sollte — besonders an einem Tage, der für uns Alle ein Tag der Freude ist."

„Was gibt's da, Mike?" fragte die eben eintretende Frau Reilly. „Ich glaube, du hast von mir gesprochen. Du machst dich wohl gar auf Kosten der armen Sally lustig?"

Mike wies die Anklage mit einer so komischen, ernst sein sollenden Miene zurück, daß die jungen Leute alle zu lachen anfingen.

„Wirklich nicht, liebe Sally", sagte Tim; „er hat uns nur erzählt, wie du ihnen diesen Morgen mit deinen drolligen Geschichten die Zeit vertrieben hast. Er sagte, er hätte bersten mögen vor Lachen."

„So etwas braucht er nicht zu sagen", entgegnete Frau Reilly mit feierlichem Ernste; „was ich gesagt habe, war durchaus nichts Lächerliches. Ich habe ihnen von der Priesterweihe meines verstorbenen Onkels erzählt. Der Herr hab' ihn selig, den guten Vater Flynn! Ach, es war ein prächtiger Anblick!" Und sie wischte eine Thräne der Erinnerung hinweg.

„Ei, hast du denn zugesehen?" fragte Tim mit einem schelmischen Seitenblicke auf die Umstehenden.

„O, gesehen hab' ich's natürlich nicht", antwortete Frau Reilly, dermaßen in die Vergangenheit versunken, daß sie den Haken in Tim's Worten nicht bemerkte. „Aber, wenn ich es nicht gesehen habe, so haben's doch andere

Leute gesehen, und die sagen, es sei überaus großartig gewesen. — Himmlischer Vater! Bist du das, liebe Susy?" rief die gutherzige Person auf ein Mal, über Susan's gutem Aussehen ihren Familienstolz vergessend. „Ja, wahrhaftig; es freut mich, dich hier zu sehen. Ich selbst fühlte mich gar nicht wohl diesen Morgen; jedoch konnte ich die Gelegenheit, Peter und Thomas weihen zu sehen, nicht vorübergehen lassen. Gott segne sie Beide! Ich hoffe, sie werden uns Allen Ehre machen."

Tom Reilly kam aus dem vordern Zimmer, wo er mit Mike eine Unterredung gehabt hatte „über eine Sache von Bedeutung, wenigstens für einen von uns", wie er nachdrücklich bemerkte. „Ich sehe, ihr spitzt die Ohren; aber jetzt erfahrt ihr noch Nichts. Macht euch nun rasch fertig, es ist gleich Zeit." Hierbei wies er mit dem Finger auf die niedliche französische Standuhr am Kamin.

Noch wenige Minuten, und die ganze Gesellschaft schritt das Mittelschiff der St. Patricks-Kathedrale hinauf, und begab sich an einen vorbehaltenen Platz nahe am hohen Chore. Alle freuten sich, als sie Thomas und Peter vor dem Beginne der Feier einen Blick nach ihnen hinwerfen sahen. Zwei andere junge Männer empfingen die h. Weihe gleichzeitig. Eine Thräne jagte die andere auf den Wangen der Mütter und Schwestern der jungen Priester, und selbst die härtern Naturen Tim's und Daniel's wurden weich, als sich Alle zu inbrünstigem Gebete für die Lieben vereinten, welche im Begriffe waren, einen so heiligen Stand anzutreten.

Die Eltern fühlten sich auf dem Gipfel irdischen Glückes; die tiefinnersten Gefühle ihrer Herzen waren ähnlich denen des frommen Simeon, als er gewürdigt wurde, der Darstellung im Tempel beizuwohnen: „Nun, o Herr, lässest Du Deinen Diener im Frieden scheiden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen."

Schon gingen Alle weg, da lag Susan noch auf den Knieen; ihre Mutter erinnerte sie leise, aufzustehen. Am untern Ende der Kirche angekommen, wandte das fromme Mädchen sich um und sah mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Trauer in den thränenvollen Augen nach dem Altare zurück.

„Warum bliebst du so stehen, Susy?" fragte Margaret heimlich, als sie an der Thüre einen Augenblick nebeneinander standen.

„Erräthst du das nicht?" fragte Susan mit ruhiger, freundlicher Miene. „Ich habe Abschied genommen von der Kirche und dem Altare und von Ihm, der dort wohnt unter den Menschenkindern. Die Erinnerung an all die glücklichen Stunden, die ich hier in süßer Vereinigung mit meinem Gott verlebt habe, machte mich einen Augenblick traurig. Nun ist es vorbei. Ich werde Ihn, wenn er mir gnädig ist, bald sehen in dem reichen Kranze seiner Heiligen."

Am folgenden Morgen lasen die jungen Priester ihre erste heilige Messe für ihre Eltern. Beide Familien waren dabei vollständig vertreten; nur Susan fehlte, da sie, erschöpft durch die Anstrengung des vorigen Tages, das Bett nicht verlassen konnte. Im Laufe des Nachmittags

hatte sie die Freude, Thomas bei sich zu sehen, welcher ihr versprach, am folgenden Morgen die heilige Messe für sie darbringen zu wollen.

„Auch ich werde das thun", sagte Peter, welcher mitgekommen war. „Gott sei Dank! es steht in unserer Macht, dir oft diesen Dienst zu erzeigen, liebe Susan."

„Dies ist es, wonach ich mich gesehnt und was ich oft von Gott erbeten habe, seit der Zeit, wo ich den Ausgang meiner Krankheit erkannte. Es ist ein gar tröstlicher Gedanke, daß mein eigener Bruder das heilige Opfer für mich darbringen kann, wenn ich in die andere Welt abberufen bin. O, gewiß, Gott ist sehr gütig gegen mich."

Tim trat in's Zimmer und sein Sohn sagte: „Wie glücklich waren wir gestern Morgen, euch Alle der Feier beiwohnen zu sehen! Dagegen betrübte es mich, Niemanden von Blake's zu erblicken. Wie kam das?"

„O, das würde dich nicht wundern, wenn du wüßtest, was wir wissen", entgegnete der Vater. „Sie können derartigen Dingen keinen Geschmack mehr abgewinnen."

„Vielleicht hast du es ihnen nicht ansagen lassen, Vater?"

„Sicherlich that ich das, Thomas. Mary und ihren Mann lud ich selbst ein, und John hat es dem Vetter Henry gesagt. Ach, Henry folgt dem breiten Wege, wovon das Evangelium spricht! Er ist für die Religion so unempfindlich, wie dieser Tisch."

„Ich hoffe, du irrst dich, lieber Vater", sagte der junge Priester mit aufrichtiger Theilnahme. „Ich werde dieser Tage Henry besuchen und mit ihm reden. Es wird nicht gerade so schlimm sein, wie du besorgst."

„Nun, sieh selbst zu. Wie gern möchte ich etwas Besseres von ihm erzählen! Gott weiß es, ich habe Henry Blake so gern gehabt, wie ein eigenes Kind; aber jetzt kann ich's beim besten Willen nicht mehr. — Was sagen Sie denn zu Susan, Herr Sheridan? Beim Himmel!" fuhr er wie im Selbstgespräche fort, „es kommt Einem doch seltsam vor, daß der kleine Peter Sheridan und unser Tom jetzt Priester sind — es ist mir wie ein Traum."

Der junge Priester lächelte und sagte: „Sehr wahr, Herr Flanagan; es scheint kaum möglich, daß zwei so kleine Schelme zu hochwürdigen Herren geworden sind. Gebe Gott uns die Gnade", fügte er mit plötzlichem Ernste hinzu, „daß wir die Gläubigen durch ein frommes Leben erbauen. Wenn wir zu dieser Stunde Priester sind, so haben wir es nächst Gott der christlichen Erziehung zu danken, welche unsere guten Eltern und die Lehrer uns gaben. — Sie fragten mich, was ich von Susan denke. Ich finde sie ganz wohl." Er wechselte mit Thomas einen Blick, welcher der Kranken nicht entging.

„Ich verstehe Sie, Herr Sheridan", sagte sie mit heiterm Lächeln. „Sie denken, ich sei bald reisefertig. Ich fühle das selbst. Höre Thomas, ich wollte, daß du beim Nachhausegehen mit Herrn Sheridan bei der lieben Schwester Magdalena anriefest und bei meiner

guten Schwester Mary Teresa. O, wie ihr Name mir das Herz pochen macht! Sie war es, die mich zu meiner ersten heiligen Communion und zur Firmung vorbereitete. Bitte sie, mich morgen Abend, wenn sie irgend können, zu besuchen. Ich möchte sie gar zu gern noch ein Mal sehen; später könnte mein Verlangen unbefriedigt bleiben. Sie werden sich über euern Besuch recht freuen, denn sie hatten Ellie und mich immer sehr lieb und auch Annie Sheridan, — die gute Annie Sheridan! Ich höre, sie wird Herrn O'Callaghan's Neffen heirathen. Gott möge sie und ihn segnen — und Er wird es thun, denn beide sind brav und fromm."

Tim war an's Fenster getreten, um seine Bewegung zu verbergen, und Peter lispelte seinem Freunde zu, er fürchte, Susan spreche zu viel. „Sie sieht ganz erschöpft aus; wir sollten deine Mutter rufen und sie deren Pflege überlassen."

Die Freunde waren kaum fort, als Pfarrer Power eintrat, der Susan seit einigen Tagen nicht gesehen hatte. Er war betroffen, sie so verändert zu finden, und hielt es für rathsam, ihr ohne Verzug die Sterbesacramente zu spenden. Dann versprach er, am folgenden Morgen mit der heiligen Wegzehrung wiederzukommen. „Nun gehab' dich wohl, Susan", sagte er. „Ich heiße dich nicht guten Muthes sein, denn du bedarfst keiner Ermuthigung. Du hast den guten Kampf gekämpft, mein Kind, und bist eher zu beneiden, als zu bedauern, da du so bald berufen wirst, die Krone der Vergeltung zu empfangen" — beide Eltern brachen bei diesen Worten

in Thränen aus — „deine Eltern sind es, die ich am meisten beklage. Und doch, meine lieben Freunde, ist auch euer Loos im Grunde beneidenswerth. Denkt an den Tod Hugh Dillon's und anderer jungen Leute euerer Bekanntschaft, und ihr werdet erkennen, wie gut der Herr euch ist. Freuet euch, daß Gott euch die Gnade gegeben hat, euere Kinder für die ewigen Wohnungen zu erziehen. Und dich, Ellen, möge deiner Schwester frühzeitiger und, wie ich vertraue, seliger Tod ermuntern, auf dem Pfade der Tugend auszuharren, damit ihr euch im Lande der Heiligen wiederfindet.“ Mit diesen Worten eilte der treffliche Mann aus dem Zimmer, ein unbeschreibliches Gefühl ruhiger Ergebung zurücklassend.

Am folgenden Morgen empfing Susan das allerheiligste Sacrament zum letzten Male und schlummerte gegen vier Uhr Nachmittags in's bessere Leben hinüber. Ihre letzten Augenblicke waren außerordentlich schön. Während ihre Mutter die eine Hand der Sterbenden, Schwester Mary Teresa die andere umfaßte, hielt Schwester Magdalena ihr das Crucifix vor die brechenden Augen, so daß ihr letzter Blick auf diesem Zeichen der Hoffnung ruhte. Die ganze Familie kniete in frommer Fürbitte um ihr Lager. Thomas verrichtete die Sterbegebete. Susan hatte von Jedem Abschied genommen, und von Vater und Mutter auf ihr ausdrückliches Verlangen den elterlichen Segen empfangen. Es war ein erhabener Anblick, dieses Mädchen, umgeben von liebenden Herzen und thränenvollen Augen, unter frommen Gebeten, eines so ruhigen, glück-

seligen Todes sterben zu sehen. In der Blüthe der Jugend ging sie dahin, und doch war nichts Schreckliches, nichts Schmerzhaftes in ihrem Scheiden. Die Leiden langer Monate, mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, hatten ihre Seele von der Welt abgelöst und die Kräfte des Körpers erschöpft. So war ihr Tod beinahe unmerklich. Es machte Jemand eine leichte Bewegung, und Schwester Magdalena winkte mit der Hand, daß Alle still sein möchten. Im nächsten Augenblick legte sie das Crucifix auf den Tisch und blickte Schwester Mary Teresa an; diese kniete nieder, küßte die marmorgleiche Stirne der Entschlafenen und drückte ihr alsbald Mund und Augen zu. Nun brach der langverhaltene Schmerz in lautem Wehklagen aus. Die Nonnen und der junge Priester aber erhoben die Stimme und sprachen: „Warum sollten wir weinen über einen solchen Tod? Selig sind die Todten, die im Herrn sterben.“

Thomas führte dann seine Eltern aus dem Gemache. Im Wohnzimmer fanden sie Henry Blake. Er war bleicher wie gewöhnlich, und als er erst die Hand seines Onkels, dann die seiner Tante ergriff und in der seinigen drückte, schwamm eine Thräne in seinen Augen.

„Es thut mir leid für euch Beide, von Herzen leid“, sagte er, „sie war ein gutes Mädchen.“

„Nicht zu gut für den Himmel, Henry!“ bemerkte Thomas.

„Das ist wahr, Vetter, sehr wahr“, sagte Henry mit sichtbarer Rührung. „Es war ein glückseliger Tod!“

„Ja, unaussprechlich glückselig. Warst du gegenwärtig?“

„Ich war zugegen. Ich hörte vor einer Stunde ungefähr, daß die arme Susan die Nacht wohl nicht überleben werde. Darum ging ich gleich hierher und trat leise in's Zimmer, während ihr Alle betetet. Die Religion ist am Ende doch kein bloßer Traum; die beiden Nonnen zu Seiten des Bettes kamen mir vor wie Engel. Wahrlich, die Scene war unaussprechlich feierlich und ergreifend.“

„Gott segne dich, Harry!“ sagte sein Onkel, ihn seit langen Jahren zum ersten Male wieder mit dem vertraulichen Namen seiner Knabenzeit anredend. „Wenn Susan's Tod deiner Seele zum Gewinne wird, indem er dich zum heilsamen Nachdenken bringt, dann will ich gern zufrieden sein. Den Weg müssen wir Alle wandeln, heut oder morgen, und wenn wir daran nicht denken, desto schlimmer für uns!“

Frau Flanagan sprach Nichts. Ihr einziges Gefühl in diesem Augenblicke war eine grenzenlose Betrübniß; ihr Kind war todt und gleich Rachel „wollte sie sich nicht trösten lassen.“ Sie beachtete Henry kaum, nahm schweigend den dargebotenen Arm ihres Sohnes und ging schweren Herzens und mit wankenden Schritten in ihr Zimmer, wo sie ungestört weinen und ihre Gebete für die theuere Todte zum Himmel schicken konnte.

Bald nachher traten Herr und Frau Blake ein; Henry verabschiedete sich und versprach, im Laufe des Abends mit Jane zurückzukommen. Während des übrigen

Tages, wie am folgenden, war Henry ernster und nachdenkender als gewöhnlich; aber wie früher, bei Gelegenheit von Hugh Dillon's schaudervollem Tode, verwischte sich der Eindruck nach und nach. Nicht lange nachher lachte er über die „Schwachheit", wie er seine Rührung nannte, und als ihn Jemand erinnerte, daß er die Nonnen mit Engeln verglichen habe, wußte er ihm schlechten Dank. Henry wollte durchaus nicht für einen Frömmler gehalten werden, und so folgte dem heilsamen Eindrucke, den Susan's Tod auf seine Seele gemacht hatte, eine mächtigere Gegenwirkung, die ihn noch weniger fromm werden ließ, als er je gewesen.

Etwa vierzehn Tage nach Susan's Tode ging Frau Blake an einem Sonntag-Morgen in die Frühmesse und machte dann während der Zeit des Hochamtes ihrer Tochter einen Besuch, um zu sehen, ob Elisa überhaupt noch in die Messe gehe; denn sie hatte Grund zu fürchten, daß sie selbst diese heilige Pflicht vernachlässige. Sie war angenehm überrascht, als die Magd ihr sagte, daß Frau Thomson zur Kirche sei.

„Das ist schön, Mary; in welche Kirche ist sie gegangen?"

„Ah so, Madame; ja, sie ist mit unserm Herrn in dessen Kirche gegangen; was für eine Kirche das nun ist —. Sie fühlte sich nicht ganz wohl diesen Morgen, und so ließ sie sich überreden, mit dem Herrn zu gehen, weil seine Kirche näher ist. Ihnen die Wahrheit zu sagen, Madame", setzte das warmherzige Irenkind hinzu, „unsere Frau hat ihm nicht lange widersprochen. Sie

wissen ja, daß man ihr nur zu schmeicheln braucht. Ich fürchte, es ist eine übele Geschichte, Madame. Ich war, Gott sei's gedankt, um sechs Uhr in die Messe gegangen; als ich nun in ihr Zimmer kam, wie hat sie gezankt, daß ich so früh aufgestanden sei! ‚Du wirst den ganzen Tag die Augen nicht aufhalten können', sagte sie, ‚und du weißt doch, wir sollen die ganze Familie Thomson zum Essen haben. Du hättest eine Stunde länger schlafen sollen, da du gestern Abend so lange aufgeblieben bist'. ‚Ei Madame', gab ich zur Antwort, ‚wäre ich nicht früh in die Messe gegangen, so wäre ich gar nicht in die Kirche gekommen'. ‚Wenn auch', sagte sie; ‚was hätte es geschadet, wenn du ein Mal die Messe versäumt hättest?' ‚Das hätte sehr viel geschadet, Madame' — ich habe nicht geschwiegen, denn ich war ärgerlich über sie, — ‚das thät' ich nicht für Alles, was Sie im Vermögen haben, Madame. Ich bin in Manchem nachlässig genug und ein armes unwissendes Ding, aber die Messe versäume ich nicht für alles Geld in New-York'. Da hat sie mir einen Blick zugeworfen, der gewiß nichts Gutes zu bedeuten hat, Madame; ich aber sagte kein Wort mehr. Der Herr muß wohl unsern Disput mit angehört haben; denn nachher lachten sie ganz gewaltig da drinnen. Verlassen Sie sich darauf, Madame, sie wird nicht lange katholisch bleiben; sie ist's schon jetzt nicht mehr."

Frau Blake gab sich den Anschein, als glaube sie die Sache nicht, und hieß das Mädchen, besser bedenken, was es rede. „Mach' dich an deine Arbeit", sagte sie,

„ich will hier warten, bis meine Tochter kommt. Es ist nicht Recht, daß du solche Bemerkungen über deine Herrschaft machst, — ich hätte das nicht von dir erwartet."

„O, Madame, es thut mir leid, Sie zu kränken; aber ich habe die reine Wahrheit gesagt, nehmen Sie es mir nicht übel." Während die Magd zur Küche hinunterging, sprach sie zu sich selbst: „Hm! Ich denke, es ist zum guten Theile Euere eigene Schuld; darum werdet Ihr so böse. So geht's, wenn man ohne Religion groß gezogen ist! So dumm ich auch in andern Dingen bin, ich steh' doch dafür, daß ich meine Religion besser kenne, wie unsere Frau, trotz ihrer vornehmen Bildung. Ja, Bildung! wahrhaftig! — der Kuckuck hole diese Bildung! Wohin führt sie, wenn sie uns nicht den Weg zum Himmel führt?" Mit diesen Worten nahm Mary das Stocheisen und fuhr damit im Feuer herum, daß „die Kohlen nicht wußten, was zu thun war", wie sie bemerkte. Vielleicht kam sie durch weitläufige Ideenverbindung zu einer eigenthümlichen Vorstellung von dem schließlichen Ergebniß der vornehmen Bildung.

Frau Elisa Thomson war nicht sehr angenehm überrascht, als sie ihre Mutter im Wohnzimmer fand.

„Himmel! Mama, du hier?" rief sie, indem sie sich malerisch auf's Sopha hinwarf. „Wer hätte nur gedacht, daß du so früh kämest? Zachary, zieh' die Klingel! Ich möchte wissen, was das gedankenlose Mädchen wieder — — sie muß meine Sachen hinauftragen. Wie lästig

doch diese irischen Mägde sind!" Die Klingel wurde gezogen und Mary erschien, um Hut und Shawl ihrer Gebieterin in Empfang zu nehmen.

„Ich wollte sehen, wie du dich diesen Morgen befindest", sagte die Mutter, indem sie sich bestrebte, ihren Aerger zurückzuhalten. „Ich hätte mir aber die Mühe sparen können; da du ausgegangen bist, scheinst du wohl zu sein. Hast du eine Messe gehört?"

Zachary lachte und übernahm die Antwort für seine Frau. „O ja, Frau Blake; sie war mit mir in Herrn Tomkins' Messe. Doctor Power's Messe war zu weit weg, und so bewog ich Elisa, mit mir zu gehen. Wir haben uns köstlich amüsirt, ich versichere Sie; dieser alte Tomkins ist ein närrischer Kauz. Was der drollige Ideen hat! Sie müssen ein Mal mitgehen und ihn hören."

„Danke sehr", versetzte Frau Blake trocken. „Ich habe keine Lust dazu. Elisa, warum hast du aber nicht versucht, in die Messe zu gehen? Weißt du nicht —"

„Es war mir wirklich nicht möglich; der Weg ist gar zu weit", sagte Elisa mit sorgloser Gleichgültigkeit.

„Warum bleibst du denn nicht ganz zu Hause?" war die nächste Frage.

„O, Mama, das würde sich doch nicht ziemen; man fühlt, daß man am Sabbath zur Gottesverehrung in die Kirche gehen muß. Zudem wünschte Zachary, daß ich ihn begleiten möchte; — er sagt, er könne besser beten, wenn er mich zur Seite hätte. Hast du nicht so gesagt, Zachary?"

„Gewiß, und so verhält es sich auch, meine Liebe;" versetzte Zachary mit gemüthlichem Lachen. „Ich bete freilich zu keiner Zeit viel; aber sowohl in der Kirche wie außer der Kirche ist es mir angenehm, wenn du bei mir bist." Elisa belohnte diese Worte mit einem zärtlichen Blicke und Zachary fühlte sich ermuthigt, fortzufahren.

„Nun dürfen Sie, meine verehrte Schwiegermutter, nicht zu hart gegen Elisa sein. Sie ist, wie Sie wissen, nicht sehr kräftig, und Sie werden sich erinnern, daß Sie selbst zu Zeiten unwohl waren."

„Ich war nie so unwohl, daß ich mit Willen die Messe versäumt hätte, wenn ich überhaupt im Stande war, auszugehen."

„Ja, aber die Zeiten haben sich geändert, liebe Schwiegermutter; das war in Irland, und all dergleichen Dinge waren dort einmal Mode. Hier zu Lande ist es anders damit!" Er verließ dann das Zimmer, um die Zeitung zu suchen.

Frau Blake nahm nun ihre Tochter vor. Anfänglich machten ihre Worte nur wenig Eindruck; nach einiger Zeit jedoch brachte sie Elisa zu dem Geständniß: es sei Unrecht, die Messe zu versäumen.

„Oder in irgend ein ketzerisches Bethaus zu gehen", unterbrach die Mutter.

„O, was das betrifft, so will mir nicht einleuchten, was es schaden könnte, wenn man zuweilen seinen Mann in einen protestantischen Tempel begleitet. Ich will aber

sorgen, künftig in die Messe zu kommen, — wenn ich mich irgend stark genug fühle."

Die Mutter mußte sich mit diesem Versprechen zufrieden geben und bat Elisa, mit Zachary am Nachmittage sie zu besuchen. „Ihr müßt den Abend bei uns zubringen; wir sind manchmal so verlassen", klagte die arme Frau, „daß wir kaum wissen, was wir aus Langeweile anfangen sollen."

„Dann bringe den Papa mit hierher, Mama", sagte Elisa. „Henry und Jane kommen zum Thee; wir können also nicht ausgehen."

„Werden die Pearson's kommen?"

„Ja, Mama, ich denke wohl."

„Nun, dann habt ihr Gäste genug ohne uns. Wir wollen lieber zu meinem Bruder gehen; dort sind wir stets willkommen, mag sonst dort sein, wer will. Gott sei Dank! es steht uns wenigstens noch eine Thüre offen."

„O, Mama, wie kannst du so reden! Ihr seid hier doch auch willkommen."

„O, gewiß; wir wissen das wohl", sagte Frau Blake, und ein zweideutiges Lächeln spielte auf ihrem immer noch schönen Gesichte. „Auf Wiedersehen, liebe Elisa; vergiß dein Versprechen nicht!"

Als sie fort war, kehrte Zachary mit seiner Zeitung in's Zimmer zurück. „Vergiß dein Versprechen nicht, liebe Elisa", sagte er, die Stimme ihrer Mutter nachäffend. „Verlasse ja dein bequemes Bett nächsten Sonntag um halb sechs Uhr auf die Minute und gehe eilig

in die Kirche. Sei ein gutes Kind, Elisa, und thu' was ich dir sage; ich werde auch Vater Power bitten, daß er dir zur Belohnung eine zinnerne Medaille schenkt."

Elisa lachte und klopfte ihm mit dem Fächer auf die Schulter. „Du verdientest eine zinnerne Medaille für deine Geschicklichkeit, andere Leute nachzuäffen. Was würde Mama sagen, wenn sie dich hörte, oder gar Papa!"

„Je nun, das alte Milesier-Blut würde Feuer fangen und vielleicht explodiren. Ich werde schon sorgen, daß sie es nicht hören; dafür kenne ich die Irländer zu gut. Sie sind wie gewisse Thiere: schmeichelt man ihnen, so thun sie Alles; ärgert man sie aber ein Mal, dann hat das Spiel ein Ende."

„Du scheinst zu vergessen, daß ich von demselben Blute in den Adern habe", versetzte Elisa erröthend.

„Durchaus nicht", erwiderte ihr Gatte; „aber dein irisches Blut, liebe Elisa, hat sich in gutes amerikanisches Blut veredelt und nur noch so viel von dem keltischen Feuer zurückbehalten, um dich zu einem reizenden Weibchen für Zachary Thomson zu machen."

Am Abend, als die Pearson's und die Thomson's mit Henry und Jane versammelt waren, erzählte Zachary, wie Frau Blake am Vormittage gekommen sei, um sich von dem Wohlverhalten Elisa's Gewißheit zu verschaffen.

„Um sich von ihrem Wohlverhalten zu überzeugen?" fragte Henry; „wie meinst du das?"

„Ei, um zu sehen, ob sie in die Messe gegangen sei, oder nicht. Ich glaube, die alte Dame hatte einen

ganz absonderlichen Anfall von Frömmigkeit, daß sie zu so ungewohnter Zeit den Weg hierher machte. Ist das nicht köstlich, Henry?“

Henry zögerte ein Wenig, ehe er antwortete: „Ich finde weder etwas Köstliches noch etwas Lächerliches darin. Es ist nicht mehr, als man von einer katholischen Mutter unter den Umständen erwarten muß. Ich kann daraus nur folgern, daß meine Mutter falsches Spiel merkt.“ Obgleich er während seiner Rede durchaus keine ernste Miene zeigte, lag doch eine gewisse Bitterkeit in seinem Tone, wie in den Worten.

„Falsches Spiel?“ wiederholte Zachary mit sprühenden Augen. „Was soll das heißen, Henry?“

„Je nun, hinsichtlich der Religion — worin denn anders?“

„Nun sage mir doch gefälligst, welches Recht deine Mutter hat, ihre Nase in unsere religiösen Angelegenheiten zu stecken? Ich sollte meinen, Elisa wäre alt genug, selbst für sich zu sorgen. Wie würde es dir gefallen, wenn Frau Pearson bei dir den Kopf in's Zimmer streckte und wie Paul Pry fragte: Seid ihr alle brave, ordentliche Leute hier? Geht ihr jeden Sonntag in die Kirche und verrichtet jeden Abend und jeden Morgen euere Gebete?“

Die Sache hatte, wie Zachary sie darstellte, etwas Albernes, besonders da Alle wußten, daß die gute Frau Pearson gerade am Wenigsten sich das einfallen lassen würde; alle brachen daher in herzliches Lachen aus.

Frau Pearson beeilte sich, eine solche Voraussetzung von sich abzuweisen.

„Himmel! Zachary, was für eine Idee!“ rief sie, „Nein, Henry, Sie werden mich nie eine so lächerliche Rolle spielen sehen! Ich sollte Groß-Inquisitor werden? Wahrhaftig, das überlasse ich andern Leuten, die sich keines amerikanischen Blutes rühmen können.“

„Aha, Henry! da wir von Religion reden“, nahm Zachary mit einem verstohlenen Blicke auf seinen Vater das Wort. „Ich höre, du warst bei Gelegenheit des Todes deiner Cousine Susan selbst ganz fromm. Du sollst ja an dem Morgen in Onkel Tim's Zimmer gebeichtet haben.“

„Das bestreite ich“, erwiderte Henry lachend. „Ich habe andere Dinge zu thun, als das.“

„Du leugnest also, zur Beichte gewesen zu sein?“

„Ja, das leugne ich entschieden. Ich habe das Knie vor keinem Priester mehr gebeugt — wie Onkel Flanagan sich wohl ausdrücken würde — seit — lass' mich rechnen —“

„Nun, seit wir zur Universität gingen. Ist's nicht so, Henry?“

„Ganz richtig! — Ich überlasse dieses Geschäft meiner Mutter. Sie hat in der That das Beichten für die ganze Familie besorgt seit den letzten zehn oder zwölf Jahren. Als Knabe brachte ich von Zeit zu Zeit meine Rechnung bei den Pfaffen in Ordnung; seitdem ich aber Mann wurde, bin ich davon abgekommen.“

„Das muß eine sonderbare Geschichte sein“, bemerkte

Herr Pearson, „seine Sünden zu bekennen! Ich wüßte nicht, wie ich's anfangen sollte. Es ist ein Glück, daß ich nicht als Papist erzogen bin, denn das Beichten würde ich nie lernen."

„Uebrigens gibt es viele Katholiken, welche nicht zur Beichte gehen; nehmen Sie mich zum Beispiel, und viele meiner Amtsgenossen."

„Das ist wohl wahr, Henry", versetzte Herr Pearson nachdenklich, „aber ich war stets der Meinung, daß alle Papisten verpflichtet seien, zu gewissen Zeiten einem Geistlichen ihre Sünden zu erzählen."

„Gewiß, mein Herr; die römische Kirche befiehlt allerdings ihren Anhängern, wenigstens ein Mal jährlich zur Beichte zu gehen. Aber wir sind natürlich nicht gezwungen, zu gehorchen; es hängt immer noch von unserm Willen ab, zu gehen oder nicht."

„Nun, Sie müssen es am Besten wissen. Es ist wohl auch von keiner Wichtigkeit; diese alten Ueberbleibsel mittelalterlichen, wenn nicht gar heidnischen Aberglaubens werden bald verschwunden sein, wenigstens in unserm aufgeklärten Lande. Die Zahl Derer, die daran glauben, wird von Tag zu Tage kleiner, und wenn der jährliche Zufluß von unwissenden irischen Einwanderern nicht wäre, die ihre heimathlichen Märchen immer wieder auffrischen, so würde unsere Nation schon seit Jahren durch und durch evangelisch sein. Diese eingefleischten irischen Papisten sind für unseren nationalen Fortschritt das größte Hemmniß."

„Ei, geht doch!" sagte Jane, „auf welches dumme

Thema seid ihr gerathen! Laßt uns Etwas hören, das Alle interessirt! Es wird mir ganz schwach bei diesem langweiligen Geschwätz über Religion."

„Bravo, Jane!" rief Zachary, „Du denkst gerade wie ich; zum Henker mit aller Religion, sag' ich, ich will von Keiner Etwas wissen."

So war die Religion abgefertigt, und die Unterhaltung wandte sich Gegenständen zu, die nach der einstimmigen Meinung der Gesellschaft von weit größerer Wichtigkeit waren.

Zwanzigstes Capitel.

Herrn Pearson's Ansicht vom Gewissen. — Tom Reilly's Geheimniß. — Eine Versöhnung. — Mike Sheridan's Hochzeit.

Im Laufe der nächsten Woche hörte Henry Blake zufällig, daß am folgenden Sonntage irgend eine große Festlichkeit in der Peterskirche Statt haben solle. Er machte deshalb bei seinen Freunden die Runde und veranstaltete eine „Partie nach St. Peter." Die Thomson's und die Pearson's waren schon längst begierig, den Bischof predigen zu hören; es bot sich nun eine vortreffliche Gelegenheit dazu. Der Bischof sollte nämlich in der That predigen, und außerdem sollte eine von Mozart's großen Messen aufgeführt werden. So ließ sich etwas Großartiges erwarten, und die Thomson's und die Pearson's beschlossen, sämmtlich hinzugehen, unter Anführung des Herrn Henry T. Blake, welcher sich

verbindlich gemacht hatte, ihnen gute Sitzplätze zu verschaffen.

Der Sonntag kam und die Gesellschaft brach bei Zeiten nach St. Peter auf, um, wie Henry sich ausdrückte, die Ceremonie von Anfang an zu genießen. Zachary Thomson und seine Schwester wurden zur unaussprechlichen Qual Ellie's, welche ihnen zunächst saß, in Tim's Betstuhl placirt. „Sie sind Schuld, daß ich ganz zerstreut war“, sagte Ellie, „mit ihrem Geplauder und Fingerzeigen, und ihrem Gefrage über Alles, gerade als ob sie im Theater wären. Ich hoffe, Henry wird uns nie mehr um Sitzplätze für seine protestantischen Freunde ansprechen. Wenn er noch ein Mal kommt, so gehe ich an dem Tage in die Frühmesse, daß ich gar nicht mit ihnen zusammentreffe.“

Während der Predigt waren Alle sehr aufmerksam; kaum war dieselbe vorbei und die Musik hatte wieder begonnen, so kehrte jedoch Zachary sich zu Ellie's größtem Aerger mit dem Rücken gegen den Altar, und wandte das Gesicht der Musik zu. Andere von der Gesellschaft thaten dasselbe. Henry aber nahm die Sache wie gewöhnlich ganz kaltblütig. In graciöser Nachlässigkeit in eine Ecke des Stuhles zurückgelehnt, theilte er seine Aufmerksamkeit zwischen der Beobachtung, welchen Eindruck die Musik auf seine Gesellschaft hervorbringe, und dem Geschäfte, dieselbe auf die verschiedenen Vorgänge am Altare aufmerksam zu machen. Als die h. Messe zu Ende war, gingen alle laut plaudernd das Schiff hinunter. Die Flanagan's blieben zurück, da sie die

Kirche in so unerbaulicher Gesellschaft nicht verlassen wollten.

„Nun, was halten Sie von dieser Predigt, Herr Thomson?“ fragte Henry nach dem Austritte aus der Kirche. „Der Bischof spricht gut — nicht wahr?“

„Ja, er ist ein tüchtiger Redner“, antwortete Thomson mit superklugem Kopfnicken; „aber diese Art zu predigen mag ich nicht leiden. Nach meiner Meinung maßt er sich zu viel Autorität an. Wenn wir einen Prediger hätten, der so spräche und uns sagte, wir müßten Dieses thun und Jenes lassen, — ja, wir schickten ihn seiner Wege, ehe die Woche herum wäre. Wir würden ihm zeigen, daß wir Herr sind und nicht er.“

Henry lachte und war im Begriffe eine launige Antwort zu geben, als Edward Flanagan und sein Schwiegervater hinzukamen. Margaret war nicht bei ihnen; sie hatte einer Frühmesse beigewohnt.

„Ihr waret alle in der Peterskirche?“ fragte Edward lächelnd.

„Ja, und wir sprachen eben von der Predigt“, versetzte Henry. „Herr Thomson tadelt den Bischof, daß er sich zu viel wie ein gebietender Herr geberde.“

„Und warum sollte er das nicht?“ fragte Edward schnell. „Er ist in der That unser Lehrmeister, unser Meister in der Wissenschaft des Heils, und wir Katholiken erkennen mit Stolz unsere Unterwürfigkeit unter solche Meister an. Durch ihre Unterweisungen hoffen wir unser Seelenheil zu wirken.“

„Seelenheil wirken!“ brummte Herr Pearson. „Ich

kann Ihrer Kirche die Lehre nicht verzeihen, daß außer ihr kein Heil sei. Mein Glaube ist, daß der Mensch in jeder Kirche, oder selbst ohne Kirche selig werden kann, wenn er nur seine Pflichten als vernünftiges Geschöpf redlich erfüllt."

„Bitte, sagen Sie mir, wie denn der Mensch diese Pflichten erkennt?" fragte Edward, sich mit Mühe ernsthaft haltend. „Was soll uns da als Regel oder Führer dienen?"

„Ei, das Gewissen, versteht sich; haben wir einen andern Führer nöthig?"

„Dies wird schwerlich hinreichen, mein lieber Herr!" versetzte Edward mit so bedenklicher Miene, daß Herr O'Callaghan sich des Lachen nicht erwehren konnte.

„Das Gewissen soll nicht hinreichen?" wiederholte Herr Pearson in offenbarem Erstaunen. „Wollen Sie damit sagen, junger Mann, das Gewissen sei nicht der innere Mahner, der Leuchtthurm gleichsam, welcher uns zum himmlischen Hafen hinweist? Glaubt ihr Papisten an das Gewissen, oder nicht?"

„Doch, wir glauben daran", antwortete Edward mit Nachdruck. „Wollen Sie mir aber nun sagen, was Sie unter Gewissen verstehen?"

„Je nun, die Stimme Gottes, die in uns spricht und uns heißt, das Gute thun und das Böse meiden."

„Wie geschieht es denn aber, daß die Eingebungen dieses Gewissens nicht bei allen Menschen dieselben sind? — Wie kommt es, daß das Gewissen den Juden verbietet, Schweinefleisch zu essen, den Mohamedanern, Wein

zu trinken, den Christen dagegen beides erlaubt? Dem Muhammedaner ist es erlaubt, so viele Weiber zu nehmen, als er zu ernähren im Stande ist; das Mormonen-Gewissen ist eben so nachsichtig, während Ihr Gewissen und das meinige nur Eine Frau gestatten. Sie als Baptist, glauben fest, daß die Kindertaufe nicht nothwendig sei, während ich als Katholik sie für wesentlich und absolut nothwendig halte. Wie erklären Sie diese Widersprüche, wenn das Gewissen, wie Sie sagen, die untrügliche Stimme Gottes ist?"

Die Andern lachten alle. Pearson spielte nämlich gern den Theologen, und dieser Punkt war sein Lieblingsthema; er behauptete fest, daß die Eingebungen des Gewissens die eigentlich wirksamen Predigten seien, und daß der Mensch, wenn er den innern Offenbarungen Gehör geben wolle, keiner andern Erleuchtung bedürfe.

„Nun, Pearson, wie schmeckt dir das?" fragte sein Freund Thomson. „Es scheint, du hast deinen Mann gefunden."

„Es ist ein eigenes Ding, das Gewissen", bemerkte Herr O'Callaghan. „Hier in New-York gibt es, wie mir genau bekannt ist, ganz angesehene Männer, deren Gewissen ihnen jeden Tag dasselbe sagt, was der alte Quäker seinem Sohne beim Abschied an's Herz legte: ‚Schaff' dir Geld, Obadiah! — auf rechtschaffene Weise, wenn's geht — jedenfalls aber schaff' dir Geld!'"

„Sie können lachen, wie Sie wollen, meine Herren", sagte Pearson mürrisch, „ich behaupte noch immer, daß alle Religion auf dem Gewissen beruht. Das Gewissen

ist das göttliche Gesetz, eingegraben auf die Tafel des Herzens."

„Aber, lieber Herr", sagte Edward, „das ist ganz dasselbe, was Sie uns vorhin sagten, nur in anderen Worten. Das Gewissen, sagen Sie, ist das göttliche Gesetz — das Gesetz und das Evangelium —, und das göttliche Gesetz ist das Gewissen. Ein anderes Mal wird es mich freuen, diesen interessanten Gegenstand wieder aufzunehmen; jetzt wollen wir abbrechen. Höre Henry, du könntest Herrn Pearson einige nützliche Winke über das Gewissen geben. Es wäre zum Beispiel eine interessante Untersuchung, was für eine Sorte von Gewissen Hugh Dillon hatte, und auf welchem Wege er dazu gekommen ist. Ich fürchte, die Stadtschulen und das von dir so in Schutz genommene System der gemischten Erziehung könnte über die seltsame Beschaffenheit manches Gewissens Aufschluß geben. Guten Morgen, meine Damen und Herren!"

Mit diesen Worten nahm er den Arm seines Schwiegervaters und überließ es den Andern, von ihm und seinen eigenthümlichen Ansichten zu denken, was sie Lust hatten. Herr Pearson war zufrieden, einen so scharfen Widersacher los zu werden. Henry ärgerte sich über seines Vetters letzte Worte. Vielleicht fühlte er, daß die Bemerkung besser auf ihn passe, als es seiner Selbstgefälligkeit zusagte. Thomson und die Damen waren ganz vergnügt; die Sache machte auf sie keinen andern Eindruck, als den einer launigen Befriedigung über Pearson's Niederlage.

„Der muß eine sonderbare Art von Gewissen haben", sagte Pearson mürrisch, als er in Henry's Gesellschaftszimmer angekommen war, wo er sich in einen Lehnsessel niederließ.

„Von wem sprichst du, Papa?" fragte Jane.

„Ei, von dem jungen Flanagan. Sein Gewissen erlaubt ihm nicht, an Freitagen Fleisch zu essen, und befiehlt ihm, vor Einem seines Gleichen hinzuknieen mit der Bitte, er möge ihm seine Sünden verzeihen! Ich zweifele auch nicht, daß er zu der Jungfrau Maria betet und zu all den andern alten Heiligen, von welchen die Papisten so viel Aufhebens machen. Was meinst du, Henry, ob er es wirklich thut?"

„Ich bin davon ganz überzeugt", antwortete Henry lachend. „Die Räthsel, die Ihnen Edward's Gewissen darbietet, sind Sie nicht im Stande zu begreifen — es ist ein vollständiges Labyrinth. Denken Sie nur, daß er es für eine schwere, ich möchte sagen, unverzeihliche Sünde hält, am Sonntage die Messe zu versäumen! Um keinen Preis bliebe er fünf Minuten vor Beginn des Gottesdienstes noch vor der Kirchenthüre stehen. Wie interessant der Gegenstand des Gesprächs immer sein mag, in welchem er begriffen ist, es kümmert ihn nicht: sobald er an die Kirchenthüre kommt, geht er hinein. Ein protestantisches Bethaus zu betreten, würde ihm sein Gewissen gar nicht gestatten. So ist's aber mit der ganzen Familie Flanagan. Sie sind in ihrer Art recht gute Leute, aber so engherzig in ihren religiösen Ansichten, so übermäßig gewissenhaft, daß Niemand

im Stande ist, sie auch nur einen Finger breit von ihrem Wege abzubringen."

An demselben Tage, Nachmittags, trat Mike Sheridan bei dem alten Flanagan ein und fragte ihn, nach einer vorhergegangenen kurzen Unterhaltung, mit leiser Stimme, ob er nicht mit ihm und seiner Frau ein Wort allein reden könne.

„Gewiß, Mike", sagte Tim und stand auf. „Liebe Nelly", wandte er sich an diese, „Mike wünscht uns zu sprechen. Komm' einen Augenblick in's Nebenzimmer."

„Lass' das Vater", rief Ellie mit muthwilligem Lächeln. „John und ich wollen lieber hinausgehen. Daß Mike Geheimnisse hat", setzte sie hinzu und warf dabei einen Blick auf Mike's erröthendes Gesicht, „ist etwas ganz Neues; es lohnt sich gewiß der Mühe, sie zu erfahren. Ist's nicht so, Mike?" Dem armen Mike schien es gerathen, gar Nichts zu antworten. John folgte seiner Schwester mit einem bedeutungsvollen Husten.

Mike schien in Verlegenheit zu sein, wie er beginnen solle. Er trat an's Fenster, setzte sich nieder, ging hin und her im Zimmer und suchte sich zu sammeln. Aber aller Muth hatte ihn verlassen. Tim und Nelly sahen einander an und lächelten. Letztere nickte ihrem Gatten zu, als wolle sie ihm sagen: „Hilf ihm doch!" worauf Tim sich räusperte und die Initiative ergriff.

„Ich kann wohl so halb errathen, was du uns zu sagen hast, Mike. Tom Reilly hat uns von einer gewissen Angelegenheit erzählt, mit der es ganz nach Wunsch

ginge, wenn nur Ein Hinderniß nicht im Wege wäre. Habe ich es getroffen?"

Als so die Bahn gebrochen war, wurde Mike mit einem Male beherzt und überstürzte die Sache mit einer Art von Verzweiflung. „Sie haben ganz Recht, Herr Flanagan; das ist's allerdings, was mich hierherführt. Tom hat mir also die Mühe erspart, es Ihnen zu erzählen. Nun, was denken Sie von Alice Byrne? Sie kennen ja ihre Familie und sie selbst —"

„Ja, Mike; wir kennen sie Alle — durch und durch", versetzte Tim, „denn sie sind aus unserer Pfarre zu Hause. Wir wissen nur Gutes von ihnen; sie sind von der ächten, alten Art —"

„Das sagt auch Frau Reilly", fiel Mike fröhlich ein. „Sie scheint mit dem Familienstammbaum wohl bekannt und hält etwas darauf."

„Alice selbst", bemerkte Frau Flanagan, „ist ein hübsches, bescheidenes, verständiges Mädchen und wird sicher eine gute Frau werden. Eines spricht sehr zu ihren Gunsten: sie wurde von einer frommen, tugendhaften Mutter erzogen."

„Es freut mich", sagte Mike, welcher seine Schüchternheit nach und nach überwand, „daß Sie beide so viel auf Alice halten. Unglücklicherweise aber sind meine Eltern den Byrne's abgeneigt, und ich kann natürlich nicht ohne ihre Zustimmung heirathen. Es scheint, daß mein Vater und Herr Byrne vor langer Zeit, als sie noch ihr Gläschen zu trinken pflegten, eine Mißhelligkeit miteinander hatten, die bis zur Stunde nicht aus-

geglichen ist. Ich bin überzeugt, meine Mutter ist gut auf Alice zu sprechen; nur tritt sie meinem Vater nicht gern entgegen. Sie wissen nun, Herr Flanagan, es ist nicht schwer, meinen Vater herumzubringen — sein Herz ist so edel, — ich wollte Sie deshalb bitten, ein gutes Wort bei ihm einzulegen. Er mag sich vielleicht im Anfang etwas scharf über die Byrne's äußern, aber gegen Niemand auf der Welt hegt er eigentlich Haß oder Groll. Sollte es nicht gehen wollen, so werden Sie ihn durch die Gründe der Religion herumbringen; denen widersteht er nicht. Sagen Sie ihm auch, er würde mich glücklich machen, wenn er seine Zustimmung gäbe; Alice Byrne ist gerade das Mädchen, das für mich paßt."

„Wie ist denn Alice selbst gestimmt?" fragte der schlaue Tim; „ich hoffe, sie wird Nichts gegen die Sheridan's einzuwenden haben?"

Mike griff nach seinem Hute; das Lächeln, welches seine Züge verklärte, sprach deutlicher als Worte.

„O, was das angeht", sagte er verlegen, den Hut in den Händen herumdrehend, „bei ihr muß ich's darauf ankommen lassen. Ich bin entschlossen, mein Glück mit Alice zu versuchen."

„Aber warum bittest du nicht Vater Power, mit deinen Eltern zu sprechen?" fragte Tim. „Ich will thun, was ich kann, und hoffe auch Etwas auszurichten, aber du weißt selbst, daß ein Wort des Herrn Pfarrers mehr nutzt, als wenn ein Anderer ein ganzes Jahr lang schwatzt."

„Gewiß“, antwortete Mike, „aber ich möchte nicht eher mit Vater Power über die Sache sprechen, bis ich meines Vaters Zusage habe. Ich spare mir seine Hülfe für den Nothfall.“

„Warum das, Mike?“ fragte Frau Flanagan.

„Je nun, ich möchte nicht, daß Vater Power von dem unfreundlichen Verhältnisse zwischen den Familien etwas erführe. Es würde mich schmerzen, wenn er deswegen vielleicht weniger gut von meinem Vater dächte, der doch so gut und liebevoll ist, wie ein Mann in New-York.“

„Gott segne Dich, Mike“, sagte Frau Flanagan. „Du warst stets ein treuer Sohn, und das wird dir nicht unbelohnt bleiben.“

Tim sagte Nichts, drückte jedoch beim Abschiede Mike's Hand so herzlich, daß dieser mit der Ueberzeugung, seine Achtung zu besitzen, wegging.

Mike war kaum um die Ecke der Straße, als Frau Reilly eintrat; man sah ihr an, daß ein Geheimniß sie drückte. Sie eile zur Vesper, sagte sie, und sei ihrem Sohne nur ein Wenig vorausgegangen, um eben zu sehen, was Flanagan's machten. Sie wandte sich bald zum Gehen; an der Thüre jedoch, als ob es ihr plötzlich einfiele, fragte sie: „Habt ihr von der Heirath gehört, die im Werke ist?“

„Von welcher Heirath?“ fragte Tim, der sich stellte, als wisse er von Nichts.

„Ei, Mike Sheridan und Alice Byrne. Es heißt,

die Heirath käme sicher zu Stande. Worüber lachst du Ellie? Und du John?"

„Wir denken an den armen Tom", versetzte John; „ist es nicht ärgerlich, daß Mike ihn ausstechen soll? Tom hat doch ältere Rechte."

Frau Flanagan warf ihren Kindern einen vorwurfsvollen Blick zu, aber es war zu spät. Frau Reilly war der Kamm schon geschwollen. „Da bist du gewaltig im Irrthum, John", fuhr sie auf. „Tom Reilly denkt nicht daran. Wenn das Heirathen Keinem mehr im Sinne läge, als ihm, dann wär's gut. — Hast du gehört? Und noch Eines, John! Wenn Tom Reilly es für passend hielte, sein Augenmerk auf Alice Byrne zu richten, so bekäme Mike Sheridan sie sicher nicht. Ich will damit Nichts gegen Mike gesagt haben; er ist ein recht guter junger Mann — in seiner Art."

„Aber er ist kein Tom Reilly, liebe Sally", meinte Tim mit seinem gewöhnlichen Lächeln.

„Ja, wie du sagst, Tim! Ich kann von Tom Reilly behaupten — obgleich ich seine Mutter bin und es eigentlich nicht thun sollte — daß es in New-York nicht viele Mädchen gibt, die seiner werth sind. Niemand kennt ihn so, wie ich ihn kenne." Ihre Wangen rötheten sich vor stolzer Freude, und ihre Augen wurden feucht.

Jede Spur von Scherz und Ironie schwand augenblicklich, und mit unverkennbarer Aufrichtigkeit versicherten Alle einstimmig, daß Tom's Tugenden von ihnen anerkannt und geschätzt würden.

„Ja, dafür sei Gott gedankt!“ sagte die Mutter ernst. „Es würde ihm auch schlecht anstehen, anders zu sein; denn, der Himmel weiß es, kein schlechtes Blut fließt in seinen Adern. Sein Vater war ein so achtbarer Mann, als je einer gelebt hat.“

„Und seine Mutter —“, ließ sich der unverbesserliche Tim hören, „über die wollen wir schweigen; sie ist Alles — nur keine achtbare Frau.“ Mit diesen Worten entwischte er durch eine Seitenthüre und ließ die arme Sally stehen. Sie lachte herzlich. Frau Flanagan hatte ihre vorige Munterkeit zwar nicht wiedergewonnen, sie mußte aber doch lachen.

„Was der wieder schwatzt! Ohne seine Späße könnte er nicht leben, glaub' ich.“

„Lass' ihn nur, liebe Nelly“, rief Frau Reilly; „ich kenne ihn zu gut, als daß ich mich beleidigt fühlen könnte. Aber er soll mir's entgelten, die Gelegenheit wird sich bald finden. Geht Jemand von euch in die Vesper?“

Frau Flanagan ausgenommen, wollten Alle hingehen; Frau Reilly beschloß daher zu warten, da ihr Sohn doch einen andern Weg gegangen war, wie sie wußte. Als Tim „reisefertig“, wie er sagte, wieder eintrat, spielte das schelmische Lächeln, mit dem er verschwunden war, noch auf seinen Zügen. Frau Reilly drohte ihm scherzend mit dem Finger; Beide gingen jedoch, von John und Ellie begleitet, als die besten Freunde zusammen.

Am Abend, als Frau Reilly und Tom gemüthlich am Theetische saßen, stellte die Mutter die Tasse, welche

sie eben an den Mund führen wollte, plötzlich hin. Die gute Frau war so arglos, wie ein Kind, und Zweideutigkeiten waren ihre Sache nicht; was sie sagte, kam von Herzen.

„Ich möchte dich Etwas fragen, Tom, und ich bin überzeugt, daß du mir die Wahrheit sagen wirst."

„Es wäre mir leid, wenn ich dir je etwas Anderes sagen sollte, Mutter. Was ist's?"

„Hast du zu Alice Byrne in einem Verhältniß gestanden? Das ist eine einfache Frage."

„Und du sollst eine offenherzige Antwort haben", erwiderte Tom, obgleich er augenscheinlich überrascht war. „Ich habe nicht gerade in einem nähern Verhältniß zu ihr gestanden — das heißt —"; er stockte.

„Das heißt", ergänzte seine Mutter, „du hast Alice nicht offen den Hof gemacht; aber es bestand so eine Art Liebschaft zwischen euch, — wie, Tom?"

Gänzlich in die Enge getrieben, machte Tom Front und nahm die Sache so gut wie möglich. „Was Alice angeht, so kann ich nicht sagen —", die Stimme des armen Burschen zitterte, denn er hätte es sagen können, wenn er gewollt hätte — „aber ich will nicht leugnen, daß ich sie einst sehr lieb hatte."

„Und vermuthlich noch hast", versetzte die Mutter mit mehr Entschlossenheit, als sie sonst je zeigte. „Das sehe ich ganz klar. Hätte Alice eingestimmt, so würde ich nun eine Schwiegertochter haben. Das ist also der Dank dafür, daß ich Wittwe geblieben bin, alle die Jahre! Und bloß Deinetwegen, Tom, wo ich jetzt einen eigenen

behaglichen Haushalt haben könnte. Eine solche Behandlung habe ich auch von dir verdient!“

Der arme Tom war ganz verstört. Er setzte seine Tasse hin, schob sie von sich weg, rückte mit dem Stuhl, kurz er sah aus, wie Jemand, der eine verzweifelte Anstrengung zu machen im Begriffe ist. „Mutter“, sagte er, „du thust mir Unrecht; wahrhaftig, du thust mir Unrecht! Ich habe nie daran gedacht, dir eine Schwiegertochter in's Haus zu bringen; auf mein Wort, nicht einen Augenblick!“

„Aber, wie kommt's denn, daß die Leute davon erzählen?“

„Da du es einmal weißt, so will ich dir die reine Wahrheit sagen; lieber wäre es mir freilich, du hättest Nichts davon erfahren. Ja, ich hatte einmal Neigung zu Alice Byrne gefaßt und dachte, du würdest zufrieden sein, sie zur Schwiegertochter zu bekommen. Als ich mir aber die Sache genauer überlegte, meinte ich, du wärest eben so zufrieden, wenn ich nicht heirathete, und es wäre nicht weise von mir — da wir jetzt so friedlich und glücklich zusammen leben — wenn ich mich der Möglichkeit aussetzte, diesen Frieden zu stören. Mag Alice noch so gut sein, und ich sie noch so sehr lieben, dachte ich, die Mutter hat die ersten Ansprüche auf mich; und so nahm ich mir vor, meine thörichte Neigung zu überwinden. Mit Gottes Hülfe ist es mir gelungen. Ich habe früh und spät darum gebetet, Mutter; ja, das hab' ich!“

„Bist du sicher, daß diese Neigung überwunden ist?“

fragte die Mutter, indem sie ihre Bewegung zu verbergen suchte.

„Ganz — ganz sicher, Mutter!“ Tom sah ihr frei in's Gesicht, wie um sie einzuladen, sich von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. „Habe ich nicht Alles gethan für Mike Sheridan, was ich thun konnte? Gott sei Dank, Alice ist nun ganz zufrieden, ihn zu heirathen.“

„Sie war also früher anderer Meinung?“

„Das habe ich nicht gesagt, Mutter“, versetzte Tom mit leichtem Erröthen. „Es dauerte einige Zeit, bis sie Mike kennen lernte; jetzt aber kennt sie ihn und will gern seine Frau werden, wenn die Eltern auf beiden Seiten zustimmen.“

Frau Reilly's Herz war voll zum Zerspringen; sprechen konnte sie nicht. Sie nahm das Taschentuch und wischte langsam eine Thräne von ihrer Wange, räusperte sich und machte sich mit dem Thee zu schaffen. Nach einer Weile fragte sie: „Nimmst du noch eine Tasse?“

„Das will ich meinen, Mutter“, antwortete Tom, um zu zeigen, daß er das ihr gebrachte Opfer nicht bedauere. Er rückte wieder an den Tisch und nahm lächelnd die Tasse aus der Mutter Hand. Tom brachte die Rede auf Mancherlei, erhielt jedoch nur halbe Antworten. Endlich wurde das Theegeräthe weggeschafft und Tom griff wieder nach der „Biblischen Geschichte“, aus welcher er vorgelesen hatte.

„Warte einen Augenblick, lieber Tom“, sagte die Mutter und setzte sich dicht zu ihm. „Ich dachte eben,

mein Sohn, es sei sehr selbstsüchtig von mir, dich vom Heirathen abhalten zu wollen."

„O nein, Mutter, das ist nicht selbstsüchtig, sondern ganz natürlich. Ich war bisheran deine ganze Welt und bin es noch; deshalb ist es sehr begreiflich, daß du nicht gern meine Liebe mit Jemanden theilest. Denke nicht mehr daran, Mutter!"

„Ich will dir Etwas sagen, Tom", fuhr dessenungeachtet die Mutter fort, „gesetzt, ich offenbarte Mike Alles; glaubst du nicht, er wäre bereit, zurückzutreten, da du und Alice einander geneigt seid?"

„Um Gotteswillen, Mutter! Denk' nicht daran!" rief Tom mit ungewöhnlichem Feuer. „Ich gebe dir mein feierliches Wort, daß Alice und ich nie eine Silbe über unser gegenseitiges Verhältniß gewechselt haben, und da ich selbst sie nicht haben kann, bin ich froh, daß Mike sie zur Frau bekommt."

„Aber doch, Tom —"

„Entschuldige, liebe Mutter, daß ich dich unterbreche, aber es ist, mit einem Worte, so: weder Alice Byrne noch eine Andere soll mein Herz mit dir theilen, so lange Gott dich mir läßt. Ich bin gegenwärtig so glücklich, als ich in dieser Welt zu werden hoffe. Du siehst also, es führt zu Nichts, lange darüber zu sprechen. Kann ich nun lesen?" fügte er lächelnd hinzu.

„Ja, fahre fort", versetzte die Mutter und rückte die Lampe näher zu ihm hin. „Ich sehe, ich muß nachgeben. Was nicht zu ändern ist, muß man gehen lassen, pflegte mein Onkel Brian zu sagen. Der Herr hab'

ihn selig! Er starb jung, lieber Thomas, lange bevor ich verheirathet war, und einen bessern Sohn oder einen bessern Bruder hat es nie gegeben. Du erinnerst mich sehr oft an ihn, besonders wenn du zufrieden und froh aussiehst, wie eben jetzt."

Tom hätte seiner Mutter dieselbe Artigkeit sagen können; er meinte, sie noch nie so heiter gesehen zu haben. In der That, beide sahen wie verklärt aus. Tom fuhr fort zu lesen und wunderte sich im Stillen, wie er so leicht über diese Verlegenheit hinweggekommen sei. Manches Mal, in spätern Jahren, erwähnte er dieses Augenblicks als des glücklichsten seines Lebens; — und wohl durfte er das; denn der Engel, welcher die guten Thaten einschreibt, verzeichnete ihn mit goldenen Zügen im Buche des Lebens. Tom hatte auf dem Altare der kindlichen Liebe die liebsten Wünsche seines Herzens und, was mehr ist, die sichere Aussicht auf Erfüllung zum Opfer gebracht. Denn unter Alicens Freundinnen war es bekannt, daß sie Tom sehr schätzte und freudig zugesagt haben würde, sobald er mit seiner Werbung hervorgetreten wäre. Tom brachte das Opfer, machte dadurch seine Mutter glücklich und zog auf sich selbst den Segen Gottes herab, der wohlgefällig auf solche Selbstüberwindung herniedersieht und verheißen hat, sie zu belohnen.

An demselben Abende, nach dem Thee, gingen Tim Flanagan und seine Frau hinüber zu Daniel Sheridan. Mike und Annie wurden von Tim alsbald entfernt, indem Tim dem Erstern rieth, seine Schwester bei dem

schönen Mondscheine etwas spazieren zu führen. „Bleibt aber nicht zu lange!“ sagte die Mutter.

„O nein; in einer halben Stunde sind wir wieder hier“, rief Annie, froh sich den heitern, mondhellen Himmel ein Wenig ansehen zu können. Mike winkte Tim beim Weggehen bedeutungsvoll zu, um ihm seine Angelegenheit nochmals an's Herz zu legen. Tim's Nicken zeigte, daß er ihn verstand.

Als die jungen Leute fort waren, ging Tim vorsichtig an's Werk. Er begann von andern Gegenständen und trat erst nach und nach der Sache näher. Dan meinte mürrisch, wenn Tim nichts Besseres zu thun wisse, als die Byrne's herauszustreichen, hätte er zu Hause bleiben können; er habe Nichts gegen die Familie, aber mit seinem Willen solle sie nie in nähere Verbindung mit ihm kommen. Tim wurde von Nelly geschickt unterstützt. Frau Sheridan selbst schlug sich endlich auf ihre Seite und räumte ein, daß die Byrne's im Grunde anständige, achtungswerthe Leute und gute Katholiken seien; sie für ihren Theil sähe nicht ein, was Mike Klügeres thun könne.

„Zudem“, bemerkte Tim, „scheint Neddy Byrne versöhnlicher zu sein, als du, Dan; er will Nichts gegen die Heirath einwenden, wenn du zustimmst. Ich habe guten Grund zu glauben, daß das bisherige kalte Verhältniß zu euch ihn sehr schmerzt. Was seine Tochter betrifft, so gibt es, so weit ich sie kenne, kein bescheideneres und besseres Mädchen. Ich will dir Etwas sagen, Dan,

— davon ganz zu schweigen, daß die Religion verbietet, Groll gegen unsere Nebenmenschen zu hegen —"

„Das weiß ich Alles recht gut. Sei versichert, Tim, ich habe keinen Groll, weder gegen Neddy Byrne noch gegen sonst Jemanden. Gott weiß, es würde mir leid thun, wenn ich hörte, ihm oder den Seinen sei etwas Uebeles begegnet; aber ich will nicht, daß Mike seine Tochter heirathe."

„Das ist leicht gesagt", versetzte Tim ernst; „so lange du deine Zustimmung zu der Heirath verweigerst, hat aber deine Versicherung keinen Werth; — das sag' ich dir frei heraus. Du hast da eine verrückte Idee im Kopfe; schlage sie dir mit Gottes Hülfe aus dem Sinne. Du siehst, wir Alle, ich und Nelly und Jenny, dein eigenes Weib, sind für die Heirath. Wir werden dir nicht Rast noch Ruhe lassen, bis du ‚Ja' gesagt hast. Du solltest froh sein, daß Mike eine so vernünftige Wahl trifft. Selbst Vater Power hält etwas auf Alice, das weiß ich."

Dieses Letztere gab den Ausschlag. „Nun, nun!" sagte Daniel. „Ich kann nicht mehr Stand halten; Einer gegen Alle, das geht nicht. Aber, auf mein Wort, Tim, nur dir und Nelly zu Gefallen gebe ich nach — für die Byrne's habe ich einmal Nichts übrig. Wenn jedoch, wie du sagst, Vater Power Etwas auf das Mädchen hält, und Mike sie liebt, will ich nicht dagegen sein. Du magst es dem Jungen sagen, wenn er zurückkommt; und höre, morgen gehst du zu Neddy Byrne und sagst ihm, daß ich nur auf vieles Drängen nach-

gegeben habe. Er soll mich nicht für so schwach halten, als ob ich alte Zeiten so leicht vergäße." Tim versprach hinzugehen.

Mike war kaum in das Zimmer getreten, als Tim ihm zurief: „Was muß ich hören, Mike? Dein Vater und deine Mutter wünschen, du möchtest Alice Byrne heirathen, und du willst nicht? Sie wäre doch für ganz andere Leute gut genug, als du bist. Frisch, Mike, gib mir Antwort!"

Mike war ganz erschrocken und wußte nicht gleich, wie er diesen Scherz aufnehmen sollte. Ein Blick auf seinen Vater aber beruhigte ihn; denn der wackere Dan lachte in seiner gewohnten ruhigen Weise. Die Mutter streckte ihm die Hand hin, welche Mike augenblicklich ergriff. Dann wollte er auch dem Vater die Hand schütteln; dieser verbarg beide Hände.

„Nein, Mike; so weit sind wir noch nicht. Tim sagt, du widersetztest dich deiner Mutter und mir; wenn sie auch dein pflichtwidriges Betragen so leicht verzeiht, ich thu' es nicht. Bleib' mir vom Leibe, Junge, bis du mir darthun kannst, daß Alice keine Frau für dich ist. Auf mein Wort, wenn du das beweisest, magst du heirathen, wen du willst."

„Ich will sie ja heirathen!" rief Mike, „und ich darf sagen, daß ich nie einem Befehle mit größerer Freude nachgekommen bin. Tausend Dank euch, liebe Eltern, und euch, meine Freunde! Ich hoffe zu Gott, ihr werdet nie bereuen, was ihr heute für mich gethan habt."

Am nächsten Morgen schickte der alte Sheridan in

aller Frühe zu Tim, und ließ ihm sagen, er wolle mit ihm zu Neddy Byrne gehen. Demgemäß machten sich Beide um vier Uhr auf den Weg.

„Du wunderst dich gewiß, daß ich mit dir gehe, Tim", sagte Dan, als sie neben einander dahinschritten. „Um dir Alles zu gestehen, als ich Vater Power diesen Morgen einen Besuch machte, hielt er mir eine Rede über die Nächstenliebe und die Versöhnlichkeit gegen unsere Feinde und was dazu gehört, daß es mir war, als müßte ich auf der Stelle hinlaufen und Neddy Byrne sagen: wir wollen in Zukunft gute Freunde sein. Du weißt, Vater Power versteht es; der könnte die Vögel von den Bäumen locken."

„Das weiß ich recht wohl", versetzte Tim lachend; „ich vermuthete schon diesen Morgen, als ich deine Botschaft erhielt, Vater Power habe mit dir gesprochen. Gestern Abend war ich zufrieden mit dir, Dan; aber ich habe dich nie so lieb gehabt, wie in diesem Augenblicke. Wenn Neddy Byrne der Mann ist, für den ich ihn halte, wird er derselben Meinung sein."

Und dies war wirklich der Fall. Byrne war von der ächt christlichen Handlungsweise Sheridan's gleichmäßig überrascht und erfreut, und als er die dargebotene Hand ergriff, um sie herzlich zu schütteln, traten ihm die Thränen in die Augen.

„Das hätte ich kaum erwartet, Dan", sagte er; „denn, offen gestanden, ich fürchte, die Schuld lag mehr an mir, als an dir."

„Lass' das, Neddy, lass' das!" sagte Dan; „mag

die Schuld gehabt haben, wer will. Wir sind jetzt beide nüchterne Männer und haben's einander viel zu lange nachgetragen. Ich habe kaum dasselbe Verdienst wie du; denn Tim Flanagan hier und Vater Power haben mich umgestimmt. Gott segne sie Beide! Von nun an sind wir wieder Freunde! Wo ist Frau Byrne? Sie war immer froh, wenn sie mich sah. Und dein schmuckes Mädchen, das meinem Mike den Kopf verdreht hat, wo steckt es denn?"

Beide erschienen auf Neddy's Ruf, Alice erröthend, wie eine halbgeöffnete Rose, die Mutter mit freundlichem Lächeln. Am folgenden Abende waren die Flanagan's, Sheridan's und Reilly's sammt und sonders Neddy Byrne's Gäste, und da wurde zur allgemeinen Freude die Verlobung gefeiert. Selbst Tom Reilly schien so heiter, daß Niemand vermuthen konnte, er fühle den geringsten Schmerz über Alicens Verlust. Als er Alice zum Tanzen aufforderte, waren seine Wangen bleicher wie gewöhnlich, und seine Mutter, die Einzige, die ihn beobachtete, bedauerte, daß sie ihm erlaubt hatte, sich einer solchen Prüfung auszusetzen. Nach einer Weile sah sie zu ihrem Troste, daß Tom mit seiner Tänzerin lachte und plauderte, als ob sein Inneres diesem muntern Aeußern entspräche.

Nach einiger Zeit wurden Mike Sheridan und Alice Byrne von dem hochwürdigen Peter Sheridan in der Peterskirche getraut. Ein glücklicheres Paar hat wohl nie den priesterlichen Segen empfangen. Eine zahlreiche Schaar von Freunden wohnte dem heiligen Opfer bei,

welches der Bruder des Bräutigams für die jungen Eheleute darbrachte, und manches Gebet für das Heil dieser unter so günstigen Aussichten geschlossenen Verbindung stieg gen Himmel. Die Hochzeit wurde bei Dan Sheridan gefeiert, wie dieser sich ausdrücklich vorbehalten hatte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Es wird geerntet, was gesäet worden. — Allgemeine Nachrichten.

Wir wollen, indem wir über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweggehen, den Vorhang noch ein Mal aufheben, und auf die verschiedenen Personen, welche ihre Rollen vor uns gespielt haben, einen Abschiedsblick werfen. Beginnen wir mit der Familie Flanagan. Leider vermissen wir Tim's kräftige Gestalt, sein lebensfrisches, frohes Gesicht; — die sanften Züge der Frau Flanagan sind von einer Wittwenmütze umschattet. Ein gedämpfter Schmerz liegt auf allen Gesichtern und gibt Kunde von christlicher Ergebung; „sie trauern nicht, als wenn sie keine Hoffnung hätten.“

Tim Flanagan war im Alter von fünfzig Jahren an einer Lungen-Entzündung gestorben. Ein schönes Denkmal auf seinem Grabe zeugt gleicherweise von dem musterhaften Leben des Dahingeschiedenen und der treuen Liebe seiner Kinder, welche ihm dasselbe errichteten. Frau Flanagan hätte dies bereitwillig selbst gethan, da ihr ein bedeutendes Vermögen hinterblieben war;

ihre Söhne wollten davon Nichts hören. Sie seien stolz auf das Vorrecht, sagten sie, dem Vater, welchem sie so viel schuldeten, diesen Zoll der Dankbarkeit und Hochachtung zu bringen. Tim Flanagan ruht an der Seite seiner Tochter Susan.

Die alte Firma „Flanagan und Sohn" wurde, da Edward gleich nach des Vaters Tode seinen Bruder John als Theilhaber in das Geschäft aufgenommen hatte, in „Gebrüder Flanagan" umgewandelt; ihre Verbindung dauerte jahraus jahrein unverändert fort. Die Geschäfte des Hauses hatten sich sehr ausgedehnt, und die Brüder, obgleich beide noch nicht vierzig Jahre alt, verfügten bereits über ein beträchtliches Vermögen. Auf dem Ihrigen ruhte Gottes Segen, und jede ihrer Unternehmungen schien zu gelingen.

John Flanagan war dem Beispiele seines Bruders gefolgt und hatte sich aus den Töchtern seines Stammes eine Lebensgefährtin ausgesucht. Seine Wahl war auf Teresa Daly gefallen, eine Nichte O'Callaghan's und Schwester des Lawrence Daly, den wir schon vor Jahren als begünstigten Bewerber um Annie Sheridan kennen lernten. Teresa war eine Schwiegertochter, wie Frau Flanagan sie sich wünschte, und jetzt ein blühendes junges Weib, gleich ihrer Schwiegermutter, als dieselbe zuerst vor uns auftrat. Ihre Bildung war vollendeter, da Teresa bei den Ursulinerinnen in Cork ihre Erziehung erhalten hatte, und ihre feine Haltung gereichte jeder Gesellschaft zur Zierde. Margaret und sie waren wie Schwestern, so daß Frau Flanagan oft sagte, sie zweifele,

ob noch ein Paar solcher Freundinnen in New-York zu finden sei. Sie selbst wohnte bei ihrer Tochter, welche einen Herrn Fitzgerald geheirathet hatte, einen vor wenigen Jahren nach New-York herübergekommenen Irländer von guter Familie und noch bessern Grundsätzen. Er war ein verständiger junger Mann, an Ordnung und Thätigkeit gewöhnt und als erster Commis in einem bedeutenden Waaren-Geschäfte angestellt. Ellie hatte noch keine Kinder, und ihre Mutter verlebte bei ihr den Rest ihrer Tage in ruhigem Glücke. Von Zeit zu Zeit brachte sie ein paar Wochen bei Edward oder John zu, und diese Besuche wurden als Glanzpunkte im Familienleben vermerkt. Aber das geräuschvolle Getümmel ihrer Enkel, wenngleich für die ersten Tage unterhaltend, ermüdete sie bald; denn sie hatte sich in ein stilles sinnendes Wesen hineingelebt, so daß sie froh war, in ihr ruhiges Gemach mit dem kleinen Altar und zu dem großen Sessel in Ellie's traulichem Wohnzimmer zurückzukehren. Da konnte sie sitzen und lesen, oder Strümpfe stricken für die ganze Familie, besonders für die Kleinen, denen sie ihre Fürsorge vorzüglich gewidmet hatte. So oft die Enkel kamen, um die Großmutter zu besuchen, hatte sie ein Paar neue Strümpfchen fertig, für Timothy oder Ellen, John oder Thomas; diese Namen waren nämlich in beiden Familien vorherrschend. An Festtagen versammelte sich die ganze Verwandtschaft bei dem Einen oder Andern, und am Neujahrstage kamen alle Kinder zusammen, die Großmutter um ihren Segen zu bitten. So sah Frau Flanagan ihr Leben im Kreise

ihrer Kinder und Kindeskinder still und friedlich dahinfließen; und wenn zu Zeiten die Sehnsucht nach jener bessern Welt in ihr erwachte, wo ein geliebter Gatte ihrer Ankunft harrte, sprach sie: „Doch nicht mein Wille, Herr, sondern Dein Wille geschehe. Ich weiß, meine lieben Kinder sind glücklich, mich in ihrer Mitte zu haben, und so will ich mich gern bescheiden, noch hienieden zu wandeln, so lange es Gottes heiliger Wille ist."

Thomas Flanagan war Pastor an einer Pfarrkirche der Stadt und erbaute die Gläubigen durch Lehre und Beispiel. Peter Sheridan war nicht so nahe bei seiner Familie. In den schönen Gebirgen, welche sich längs dem North-River hinziehen, war seiner Obhut eine kleine Pfarre anvertraut, — eine schwache Colonie glaubenstreuer Irländer, welche voll Achtung zu ihrem milden, bescheidenen Pfarrer aufsahen, und ihn als den frömmsten und gelehrtesten der Priester betrachteten. Wie ein munteres Waldbächlein floß sein Leben dahin, zuweilen sonnig verklärt durch die Besuche der Freunde aus der Stadt. Sogar der alte Pfarrer Power besuchte Herrn Sheridan ein oder zwei Mal des Jahres und brachte manchmal eine ganze Woche in dem stillen Waldthale zu. Diese Besuche waren Denksteine auf dem Lebenswege des guten Priesters; er pflegte die Zeit anderer Ereignisse nach „dem ersten oder letzten Male, daß Doctor Power da war" zu bestimmen.

Miles Blake und seine Frau lebten noch. Aber es war nicht leicht, Mary in der hagern, abgezehrten, verkümmerten alten Frau wiederzuerkennen, welche der Last

der Jahre zu erliegen schien. Mit Miles war es nicht ganz so schlimm; inzwischen war seine Stirne dermaßen gefurcht, daß man die Silberfarbe seiner Haare für eine Folge hohen Alters hielt. Doch das war nicht der Fall. Henry T. Blake und Zachary Thomson hätten in Wahrheit ausrufen können, wie der renige Richard Löwenherz, als er vor der Leiche seines Vaters stand:

„Es glänzt dein Silberhaar in stillem Trauerschein —
Wär' ich, o Vater, nicht, so weiß würd' es nicht sein."

Weder Henry noch Elisa nahmen sich das zu Herzen; die alten irischen Eltern waren nach ihrer Schätzung nur Persönlichkeiten von geringer Bedeutung; jedes der jungen Blake's oder Thomson's, frühreife Dämchen und Herrchen, wie sie waren, galt in ihren Augen mehr als Vater und Mutter zusammen. Frau Blake erhielt sogar mehr als einen freundlichen Wink, ihre Besuche seien in keinem der beiden Häuser besonders angenehm; sie schien dies aber nie verstehen zu wollen. Da erklärte Elisa sich deutlicher. „Ich wollte, Mutter", sagte sie, „du kämest nicht in das Gesellschaftszimmer, wenn Fremde da sind. Kannst du nicht in die Kinderstube gehen und dort warten, bis ich zu dir komme? Du weißt, ich für meinen Theil bin immer froh, dich zu sehen, aber meine Gäste scheinen wirklich die Art, wie du dich ausdrückst, nicht zu verstehen. Wenn du dir nur Mühe gäbest, diese gemeinen irischen Ausdrücke zu lassen, — aber du scheinst das nicht einmal zu versuchen."

„Nein, Elisa, so Gott will, werde ich dir diesen Verdruß nicht mehr machen. Ich sehe ein, es ist nicht

recht von mir, dir und deinen vornehmen Gästen beschwerlich zu fallen. Aber ich komme jetzt zu Jahren und zu Verstand. Hätte ich's gemacht, wie dein Vater es seit Jahren thut, und euch ganz in Ruhe gelassen, so würde ich dir diese Unannehmlichkeit erspart haben. Doch es ist immer noch Zeit, es besser zu machen. Wenn Etwas vorfallen sollte, kannst du mich rufen lassen; bis dahin werde ich dir nicht mehr unter die Augen kommen."

„Wie, Mama, du fühlst dich gekränkt?" fragte Elisa mit wirklicher oder erheuchelter Besorgniß. „Du weißt, ich habe dich nicht beleidigen wollen. Stelle dir nur vor, wie sehr mir die Unschicklichkeit nahe gehen mußte, daß du neulich ohne alle Umstände in's Empfangzimmer kamst, als der ehrenwerthe Herr Seaton mit seiner Frau da war. Ich sollte meinen, du hättest dich eben so unbehaglich fühlen müssen, wie ich."

„Das thut nichts zur Sache, ob ich mich unbehaglich gefühlt habe oder nicht. Wenn du dich deiner Mutter schämst, Elisa, so bleibe ich ganz weg. Da hast du ein paar Spielsachen, die ich für Samuel und Rebecca mitgebracht habe, und hier ist ein elfenbeinernes Rasselchen für das kleine Püppchen."

„Willst du nicht zu den Kindern hinaufgehen, Mama?"

„Nein", versetzte Frau Blake mit erstickter Stimme; „ich habe keine Zeit. Küsse die Kinder für mich und grüße deinen Gemahl."

„Ich werde die Kleinen nächster Tage zu dir schicken."

„O, mach' dir keine Mühe, Elisa! Es ist nicht nöthig, alten Leuten, wie wir sind, so viele Aufmerksam-

keit zu schenken. Dein Vater und ich sind so ungeschliffen und haben so altmodische Manieren, daß die Kinder nichts Gutes von uns lernen können."

Elisa geleitete ihre Mutter nach der Thüre unter wiederholten Bitten, noch nicht zu gehen, und unter Ausdrücken des Bedauerns, sie verletzt zu haben.

„Dummes Zeug, Elisa!" brummte die alte Frau, welcher nun die Geduld ausging. „Geh' und thue, was du zu thun hast, wenn du überhaupt etwas zu thun hast. Lass' mich meiner Wege gehen! Erst reißest du die Wunde auf und dann willst du ein Pflaster darüber legen. Aber das hilft nicht. Geh', sag' ich dir, und lass' mich in Frieden!"

„O, wenn es so steht", sagte Frau Thomson, sich mit würdevoller Miene umwendend und in's Zimmer zurückgehend, „dann verliere ich kein Wort. Guten Morgen!"

Frau Blake trat auf dem Heimwege in Fitzgerald's Wohnung ein. Kaum hatte sie neben der Wittwe Flanagan Platz genommen, als ein gewaltsam hervorbrechender Thränenstrom den theilnehmenden Freunden verrieth, daß sie einen neuen Jammerbericht zu erwarten hätten.

„Weine nicht, liebe Mary!" sagte ihre Schwägerin besänftigend. „Das Weinen thut dir nicht gut. Was ist denn vorgefallen?"

„O, das alte Lied, Nichts mehr und Nichts weniger. Diese Kinder bringen mich unter die Erde. Es ist nicht zu verwundern, wenn ich weine; blutige Thränen müßte ich weinen, wenn's möglich wäre. Da hat

Elisa mir eben gesagt, ich solle nicht in ihr Zimmer kommen, wenn sie Gesellschaft habe. Ich blieb natürlich keinen Augenblick mehr im Hause, und es kann lange dauern, bis ich ihre Schwelle wieder betrete. Möge der Herr sich meiner erbarmen; ich bin eine arme, unglückliche Mutter!" Sie weinte still vor sich hin, und weder Frau Flanagan noch ihre Tochter wußten, was sie ihr zum Troste sagen sollten.

Plötzlich richtete Frau Blake sich auf. „Wer hätte gedacht, daß Elisa sich so betragen könnte? Hast du je gehört, Nelly, daß man sich so in einem Mädchen getäuscht hat?"

„Ich kann darüber Nichts sagen", entgegnete Frau Flanagan, ihre Brille von den Augen nehmend, um sie abzuwischen, „ich habe Elisa in den letzten Jahren nicht oft gesehen; aber in ihren Mädchenjahren hielt ich sie für eine gute, gehorsame Tochter."

„Die Zeit ist viel Schuld daran, Tante Mary" — sagte Frau Fitzgerald, ihr Schweigen brechend — „sie hat große Veränderungen in unserer Familie hervorgebracht, besonders bei Henry und Elisa."

„O, die Zeit!" sagte Frau Blake, den Kopf in die Höhe werfend; „die Zeit hat wenig zu thun mit der Veränderung, die mit ihnen vorgegangen ist! Hätte mein Mann den Rath befolgt, den der gute Tim ihm gab — der Herr habe ihn selig — und die Kinder erzogen, wie es sich gehörte, sie wären anders, wie sie jetzt sind! Denkt, Henry hat gewiß in einem Monate keine Kirche betreten! Seine Frau ist

ein abscheuliches Geschöpf, — sie haßt die Katholiken wie die Pest. Den ganzen Tag spöttelt sie und stichelt bei den Kindern auf den Papismus, wie sie unsere wahre Religion nennt, daß diese mit der Zeit gerade so erbittert dagegen werden, wie sie es ist."

„Weiß denn Henry, wie es in seinem Hause zugeht, wenn er den Rücken gekehrt hat?"

„Ich kann das nicht sagen; er muß es wohl wissen, aber er kümmert sich nicht darum. Und dabei sagt er noch, er wolle die Kinder zu Katholiken erziehen! Saubere Katholiken! Sie werden schlimmer, wie ihr Vater, und der ist wahrlich kein guter Katholik. — — Ich vergaß fast, euch zu fragen — wollt ihr nicht morgen Abend zu uns kommen? Ihr wißt, wir sind so verlassen; es ist ein wahres Werk der Barmherzigkeit, wenn ihr kommt. Ich fürchte, Miles wird es nicht lange mehr tragen; er ist der Mann nicht mehr, der er früher war. Ein Wunder, daß er's bis jetzt ausgehalten hat. Der arme Mann! er ist manchmal so knurrig wie ein Bär, und es gelingt mir selten, ihn aufzuheitern. Das Gewissen quält ihn nun, da es zu spät ist. Nicht wahr, ihr kommt doch?"

„Morgen Abend nicht, Mary", antwortete Frau Flanagan, welche gegen eine heftige innere Bewegung anzukämpfen schien. Sie sah Ellie an, und diese verstand sie.

„Du mußt uns morgen Abend nicht erwarten, liebe Tante", sagte sie. „Du würdest uns nicht eingeladen haben, wenn du daran gedacht hättest, was für ein Tag es ist."

„Welcher Tag denn? — Halt einmal — der neunzehnte März — Sanct Josephs-Tag —"

„Ist der Jahrestag von meines lieben Vaters Tod", ergänzte Ellie mit zitternder Stimme.

„Ach, das ist wahr", sagte die Tante; „wie konnte ich's nur vergessen! Der liebe Gott habe dich selig, guter Tim; du warst mir stets ein liebevoller Bruder!"

Die drei Frauen weinten eine Zeit lang miteinander und kamen dann überein, daß Frau Blake am nächsten Morgen mit der Familie Flanagan in die Kirche gehen solle, wo Pastor Flanagan eine feierliche Gedächtnißmesse lesen wollte.

Auf dem Heimwege fiel der alten Frau Blake ein, daß Henry vielleicht am nächsten Morgen dem heiligen Meßopfer beiwohnen würde, wenn er wisse, für wen es dargebracht werde. „Es ist eine Familiensache", dachte sie, „die Schicklichkeit wird ihn vielleicht dazu treiben. Auf jeden Fall ist es meine Schuldigkeit, ihm davon zu sagen." Sie machte also den kleinen Umweg. Eine der Dienstmägde, welche katholisch war, öffnete die Thüre, und sie beauftragte dieselbe, ihrem Herrn die Mittheilung zu machen.

„Denke nur daran, Kitty; wenn du es versäumst, erfährt er Nichts davon."

„Seien Sie ohne Sorge, Madame! ich werde es ihm sagen", versetzte Kitty; „aber ich will nicht behaupten, daß er hingeht. Das hängt ganz von unserer Frau ab, und wenn es nach ihrem Willen ginge, würde er nie einen Fuß in die katholische Kirche setzen."

„Wie befindet sich Frau Blake diesen Morgen? — Was machen die Kinder?“

„Alles wohl, Madame. Wollen Sie nicht eintreten und sie besuchen?“

„Jetzt nicht, Kitty; ich habe keine Zeit. Nun, passe die Gelegenheit ab und richte meinen Auftrag aus!“

Nach dem Mittagessen ging Frau Henry in ein oberes Zimmer, um dort Etwas zu holen; als sie zurückkam, fand sie Henry lachend.

„Worüber lachst du, Henry?“ fragte Jane. „Ist dir ein glänzender Gedanke für deine nächste Anrede an die Herren Geschworenen eingefallen?“

„Das eben nicht, Jane“, antwortete Henry, noch immer lachend. „Ich lache über die irische Magd, die du in der Küche hast — Kitty, so heißt sie ja?“ Jane bejahte die Frage. „Während du hinaufgegangen warst, schlich sie auf den Zehen herein, und erzählte mir als großes Geheimniß — du würdest es nie rathen, Jane, — daß der ehrwürdige Herr Flanagan morgen für seinen Vater, meinen Onkel seligen Andenkens — Messe lesen wird!“

„Nun, was weiter?“

„Und meine Mutter beauftragte diesen Morgen Kitty, mir zu sagen, ich möge morgen mit Tagesanbruch in der Kirche sein, um die Messe zu hören, die der hochwürdige Herr für seinen Vater lesen wird. Ha! ha! ha! Ist das nicht köstlich? Meine Familie ist gar zu drollig!“

Nun war die Reihe zu lachen an Jane. „Was

kannst du anders erwarten? Du mußt für das ‚irische Blut' büßen, aus welchem du so manchmal deinen Vortheil zu ziehen verstehst."

„Du sprichst wie ein Buch, Jane. Das irische Blut hat mir wirklich bei manchem harten Wahlkampfe zum Siege verholfen — Dank der Leichtgläubigkeit unserer irischen Mitbürger. Sie beißen allzeit an, wenn ihnen die Lockspeise nur mit Freisinnigkeit oder Nationalität, oder soll ich sagen — Religiosität mundgerecht gemacht wird."

„Aber was diese Messe anbelangt", sagte Jane, „hast du vor, hinzugehen?"

„Ich? Wahrhaftig nicht! Es fällt mir nicht ein, an einem Wochentage zwei Stunden in der Kirche zu bleiben; diese Zeit kann ich hier besser anwenden. Ich habe nie den Heuchler gespielt und bin jetzt zu alt, damit anzufangen. Zudem sind diese Todtenmessen eine wahre Gaukelei, und ich halte es für nicht männlich und für unaufrichtig, solche Dinge zu begünstigen."

„Pfui, Henry!" sagte Jane mit ihrem süßesten Lächeln. „Wie kannst du so reden?" spottete sie weiter; „hast du kein Mitleid mit der Seele deines Onkels? Wer weiß, der gute Mann leidet vielleicht große Schmerzen im Fegefeuer und wartet auf die Messe. Wie würde es dir schmecken, wenn du darin säßest? He, Henry?"

„Unsinn, Jane! Ich glaube nicht an das Fegefeuer; ich mag den Namen gar nicht hören. Solche unsinnige Lehren machen die Religion gehässig und verächtlich.

Wenn das Fegefeuer, die Beichte und das Beten zu den Heiligen nicht wäre, würden die Katholiken nicht bei allen vernünftigen Leuten in solcher Mißachtung stehen, wie jetzt. Gehen wir in das Park-Theater diesen Abend?"

„O, natürlich! — was kündigt der Zettel an?"

„Bulwer's ‚Mädchen von Lyon'. Das Haus wird gedrückt voll werden; ich muß darum eilen, uns Billete zu verschaffen. Im Vorbeigehen werde ich bei Zachary anfragen, ob er und Elisa mitgehen."

„Elisa ist erkältet", sagte Jane; „aber", fügte sie lächelnd hinzu, „das wird sie schwerlich vom Besuche des Theaters abhalten. Sie müßte schon sehr krank sein, um zu Hause zu bleiben, wenn Forrest die Rolle des Claude Melnotte spielt. Werden wir Ebenezer mitnehmen, Henry?"

„Ich habe nichts dagegen; der kleine Bursche war letzthin so vergnügt, als König Lear gegeben wurde. Er fängt schon an, auf das, was vorgeht, Acht zu geben, und in seiner Freude ist eine solche Naturfrische, daß es eine Lust ist, ihn zu beobachten. Ja, er muß mitgehen! In einem Jahre wird auch Samuel alt genug sein, uns zu begleiten."

Am Abende machten Henry und Jane sich mit Ebenezer auf den Weg nach dem Theater; unterwegs holten sie Zachary und Elisa ab. Die Erkältung sei nicht besser, sagte Elisa, eher schlimmer. — „Warum wagst du dich denn hinaus?" fragte Jane.

„O, ich bin sicher, daß es mir nicht schadet; im Theater fühle ich mich stets wohler. Ich bin zu nervenschwach,

um allein zu Hause zu sitzen und zu träumen.“ — Frau Thomson nahm das älteste ihrer vier Kinder mit, ein hübsches Mädchen von zehn Jahren. Arabella-Selina’s Haar war dergestalt gekräuselt und gelockt, daß man hätte glauben mögen, sie solle selbst auf der Bühne figuriren. Sie war eine Art von Wunderkind, und, wie ihr Blick zeigte, dieses Umstandes sich wohl bewußt. Ungeachtet ihres kindlichen Alters schweiften ihre großen, leuchtenden Augen fortwährend, Bewunderung fordernd, umher. Der Gegenstand eines Gespräches mochte noch so ernst und gewichtig sein, Arabella-Selina war nie in Verlegenheit, ihr Wörtchen anzubringen. Ihre Mutter meinte, sie sei schon „ein Fräulein“, und dies war sie wirklich; denn die Kleine besaß eine natürliche Grazie, welche sie trotz dem ihr umgehängten Flitterkram und trotz aller modischen Verkünstelung reizend erscheinen ließ. Auf dem Wege nach dem Park-Theater entwickelte Arabella vor dem kleinen Vetter ihr kunstrichterliches Urtheil über mehrere Stücke, deren Aufführung sie beigewohnt hatte. Der Ton, mit dem sie ihren aufmerksamen Zuhörer in einige Geheimnisse der Kritik einweihte, war überaus altklug. „In dem Stücke war eine abscheuliche alte Nonne“, sagte sie; „du weißt, Ebenezer, die Nonnen sind so geheimnißvolle, seltsame Geschöpfe. Diese alte Nonne, sie wurde die Abtissin genannt, — o, wie war die so böse! noch schlimmer als die Nonne, von welcher deine Mama neulich vorgelesen hat. Aber die Rolle wurde nicht gut gegeben!“

„Was meinst du?“ fragte Ebenezer, sie groß ansehend.

„Je nun, es war keine wirkliche Nonne, die auf der Bühne war, sondern Frau Ackland spielte diese Rolle. Ich kann diese Ackland gar nicht mehr ausstehen; sie spielte so furchtbar schlecht, daß sie die Partie ganz verdorben hat. Großpapa und Großmama haben's auch gesagt.“

„Sind nicht auch Riesen da?“ fragte Ebenezer, dessen Kopf von der wunderbaren Historie Jack's des Riesentödters erfüllt war.

„Seht doch den dummen Jungen!“ rief das frühreife junge Fräulein. „Wer hat dir denn das in den Kopf gesetzt?“

„Ei, ich dachte, wenn Nonnen auf dem Theater wären und andere solche seltsame Leute, dann würden auch Riesen da sein. Ich will keine Nonnen sehen! Soldaten oder Riesen sind mir lieber. Ich kann die Nonnen nicht leiden.“

„Pfui, Ebby!“ sagte seine Mutter; „wie sprichst du denn, mein Kind?“

„Wie so, Mama? Ich habe doch gehört, daß du auch so gesagt hast, und gestern hat Großpapa erzählt, die Nonnen und die Geistlichen wären so böse Leute, — so böse, er könne gar nicht sagen, wie böse sie wären.“

„Ebenezer!“ rief sein Vater, „lass' mich solche Reden nicht mehr hören. Merke dir das! Sonst —“

„Aber, Papa, zur Mama und zum Großpapa und

zur Großmama darf ich's doch sagen — nicht wahr?" fiel ihm der pfiffige kleine Bube in die Rede.

Henry wandte sich ab, um sein Lächeln zu verbergen; die Andern lachten laut auf. Zachary klopfte dem Knaben leicht auf den Kopf und lobte seine Schlauheit.

Als die Herrschaft in's Theater gegangen war, eilte Kitty in die Kinderstube und erbat sich von der Wärterin die Erlaubniß, den kleinen Samuel mit hinunter zu nehmen. Die Wärterin willigte gern ein. Sam wußte schon, daß es eine Menge Süßigkeiten für ihn gab, wenn er in die Küche kam; denn er war Kitty's Liebling.

„Nun, Junker Sam, bin ich nicht ein gutes Mädchen? Hast du mich auch lieb?" Es dauerte geraume Zeit, bis die Antwort erfolgte, denn Sam hatte eben den Mund voll.

„Ja, du ein gutes Mädchen, — du gibst mir immer Gutes, aber Sam dich nicht lieb hat."

„Und warum nicht?"

„Weil du Irisch und Papist — böse, schlechte Papist, — Mama sagt, Sam darf böse Papisten nicht lieb haben."

„Aber dein Vater ist auch ein Papist."

„Nein, nein, mein Vater nicht Papist — nicht so sagen von meinem Vater; sonst bleib' ich nicht bei dir." Da Sam seine Ration verzehrt hatte, so zweifelte Kitty nicht, er werde seine Drohung ausführen, wenn sie ihn ärgere. Sie gab sich deshalb alle Mühe, ihn zu beruhigen, im Herzen bekümmert über diesen Beweis,

wie die Kinder gegen die Religion, in der ihr Vater erzogen worden, gestimmt waren.

Um diese Zeit trat eines Tages ein anständig gekleideter Einwanderer in das Geschäftslokal der Gebrüder Flanagan und verlangte den „Meister" zu sprechen.

„Sie meinen den Principal?" sagte der Ladendiener lächelnd. „Wir haben hier zwei Principale; ich glaube aber, jeder von Beiden wird recht sein. Ich will Herrn Edward rufen."

Edward erschien. „Nun, mein lieber Mann, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Grüß' Euch Gott, Herr!" sagte der Mann, indem er den Hut abzog. „Man hat mich zu Ihnen gewiesen, weil ich hier einige Nachricht über meine Familie erhalten könnte. Eine meiner Schwestern war an einen gewissen John Dillon verheirathet; sie sind vor langen Jahren hier herüber gezogen. Als sie zum letzten Male nach Hause schrieben, ging es ihnen gut und sie schickten meiner Mutter — der Herr habe sie selig, — fünf Pfund Sterling in dem Briefe. Seitdem haben wir keine Silbe von ihnen gehört."

„Sie sind, wie mir scheint, noch nicht lange hier?" fragte Edward. „Haben Sie Familie?"

„Ja, Herr; eine Frau und zwei Kinder, alle stark und gesund, Gott sei Dank! Wir sind vor vier Tagen angekommen, und ich bemühe mich die ganze Zeit vergeblich um Auskunft über die arme Betsy und ihre Angehörigen. Obendrein bin ich bereits gänzlich mit-

tellos. Wissen Sie etwas von meiner armen Schwester, Herr?"

„Gewiß, lieber Freund. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen etwas Erfreuliches mittheilen. Ihre Schwester ist todt."

Der Fremde war anfangs ganz bestürzt über diese Botschaft; nach einer Weile war er seiner Rührung Meister geworden und sagte:

„Ja, das ist freilich traurig. Aber Gottes Wille geschehe! Und ihr Mann, mein Herr?"

„Der starb drei bis vier Jahre vor ihr. Sie hatte auch einen Sohn, einen hübschen jungen Mann, welcher gleichfalls gestorben ist oder vielmehr getödtet wurde, nicht lange nach seines Vaters Ableben. Die zwei Töchter sind meines Wissens noch am Leben."

Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl. „Nun, Gott sei gedankt! — wo sind denn die zu finden, wenn ich fragen darf, mein Herr? Die gute Nancy — das ist meine Frau, Herr — würde sich so freuen, wenn wir sie ausfindig machten."

„Ich würde Ihnen nicht rathen, sich viel auf sie zu verlassen", sagte Edward. „Es ist mir leid, Ihre Hoffnungen zu zerstören; aber Sie müssen die Wahrheit hören, jetzt oder später. Diese Töchter machen der Familie keine Ehre. Eine derselben heirathete einen jungen Mann, Namens Sullivan, der, um mich gelinde auszudrücken, ein nachlässiger, fauler, nichtswürdiger Bursche sein soll; von der andern Schwester müssen Sie mir gestatten, ganz zu schweigen. Bei Sullivan's

Frau möchten Sie vielleicht später Etwas ausrichten; für jetzt aber würden Sie besser thun, sie nicht zu besuchen."

Edward gab dann eine kurze Skizze der Geschichte der Familie Dillon und schloß mit den Worten:

„Frau Dillon war eine brave Frau; und ich glaube, sie und ihr Mann haben durch ihre Geduld im Leiden die schweren Irrthümer, welche sie sich bei der Erziehung ihrer Kinder zu Schulden kommen ließen, vollständig gesühnt. Frau Dillon beschloß ihre Tage im Hause meiner Mutter, wo sie für den Abend ihres Lebens ein Obdach gefunden hatte. Sobald Sie ein Unterkommen haben, will ich Jemanden mit Ihnen schicken, der Ihnen ihre und ihres Mannes letzte Ruhestätte zeigt. Sie werden keine Mühe haben, sie zu finden", fügte er hinzu, mit einem Lächeln, welches sich der Fremde nicht zu erklären wußte.

„Ich danke Ihnen von Herzen, mein Herr. Möge der liebe Gott Ihnen und den Ihrigen vergelten, was Sie an den alten Leuten gethan haben!"

Hierauf erkundigte sich Edward, welche Stellung sein neuer Bekannter auszufüllen im Stande sei, und miethete ihn als Arbeiter für das Magazin. Brian Maloney kehrte demgemäß voller Freude zu seinem Weibe zurück und erzählte ihr, welchen Biedermann und frommen Christen er angetroffen habe.

Nicht lange danach besuchten Brian und seine Frau den katholischen Gottesacker in Eleventhstreet und fanden dort ein niedliches Grabmal in Kreuzesform. Es trug

die einfache Inschrift: „Christen, betet für die Seelen von John und Elisabeth Dillon!"

„Nun, Nancy", begann Brian, nachdem die Gatten lange an den Gräbern gekniet und gebetet hatten, „hab' ich dir nicht gesagt, es sei eine gnädige Fügung Gottes, daß wir zu einer solchen Familie gekommen sind? Sieh' welch ein schönes Grabmal sie der armen Betsy und ihrem Manne errichtet haben! Der Herr sei gepriesen für seine Erbarmungen!"

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Schluß.

Herr O'Callaghan überlebte Tim Flanagan um ungefähr zwei Jahre, dann empfahl er seinen Geist ruhig in die Hände Gottes. Sein Vermögen im Betrage von dreißigtausend Dollars erbte sein Schwiegersohn Edward, mit Ausnahme von viertausend Dollars, welche zwischen dem Neffen und der Nichte des Verstorbenen getheilt wurden. Aber weder John's zwei Tausend noch Edward's sechsundzwanzig Tausend Dollars wurden im Mindesten als Ersatz für den Verlust des liebevollen alten Mannes betrachtet, welcher seit Tim's Tode als das Haupt der Familie verehrt worden war.

Lawrence Daly, der Schwiegersohn Dan Sheridan's, hatte seit ein paar Jahren ein Geschäft auf eigene Rechnung angefangen, und das Vermächtniß seines Onkels O'Callaghan war ihm darin eine nicht zu verachtende Nachhülfe. Er war, wie seine Frau, strebsam und fleißig, und

der Himmel segnete ihre Anstrengungen. Während sie dasselbe kleine Geschäft ruhig fortführten, wuchs ihr Capital allmälig an, so daß sie im Laufe der Jahre sich aller Sorge enthoben sahen und ihren Sprößlingen eine gute Bildung geben konnten.

Daniel Sheridan und Jenny waren noch dasselbe glückliche, gutherzige Paar wie ehemals; sie waren in der Lage, den Hülfsbedürftigen beizuspringen, und thaten es auch, wo sich Gelegenheit dazu bot; sie wurden geachtet und geliebt von Allen, die sie kannten. Heiter zogen sie ihre gemächliche Lebensbahn dahin, Eines dem Andern über die kleinen Leiden des Alters treulich hinweghelfend. Jedes Jahr, wenn nach der österlichen Zeit der Drang der Berufspflichten bei ihrem geistlichen Herrn Sohne nachließ, machten sie sich auf, um einige Wochen bei ihm zuzubringen, manchmal von der Familie Mike's oder Annie's begleitet.

Miles Blake und seine Frau verlebten ein freudenloses Alter, einsam und verlassen, umgeben von kaltem, frostigem Prunke, welcher keinen Reiz mehr für sie hatte. Unfreundlich und verschlossen war Miles schon lange gewesen; in den letzten Jahren wurde er vollends mürrisch und düster. Die Religion konnte ihm keinen Trost geben, da er ihre Süßigkeit nie gekostet hatte. Katholik nur dem Namen nach, war er kaum jemals zu den Sacramenten gegangen, mit Ausnahme der österlichen Zeit, um der äußersten Strafe, welche die Kirche auf die Vernachlässigung dieser Pflicht setzt, zu entgehen. Mary ging öfter zu den h. Sacramenten;

aber — woran es immer liegen mochte — ihr heilender Balsam wirkte wenig in ihrer Seele. Sie war verdrießlich und reizbar, und ihr beständiges ungeduldiges Klagen machte sie für ihre Umgebung unleidlich. Das Gewissen schwang seine Geißel über Beiden; sie konnten in dem Kummer ihres Alters nur die Frucht früherer Thorheit, in ihrer Demüthigung nur die Folge ihrer Vermessenheit und ihres Dünkels erkennen; die Mahnungen der wohlmeinenden Freunde, die nun zu den Vätern versammelt waren, schwebten stets in Flammenzügen vor ihren Augen. Ihre Kinder schämten sich ihrer; auf das Mitleid ihrer Verwandten und frühern Freunde hatten sie keine Ansprüche, denn in den Tagen des Glücks, wo sie auf Freunde einer andern Klasse rechneten, hatten sie denselben den Rücken gekehrt. Manchmal begann Mary oder Miles nach den Kindern zu jammern, ihre natürliche Entrüstung über die ihnen zugefügten Beleidigungen vergessend. „Ich denke", hieß es dann, „ich will doch heute Henry oder Elisa einmal besuchen." Jedesmal aber riß ein solcher Besuch die alten Wunden auf und fügte neue hinzu. Bei einer dieser Gelegenheiten kam Miles mit umwölkter Stirne und fieberhafter Röthe auf den Wangen nach Hause zurück.

„Nun?" fragte seine Frau, die ihm an die Thüre entgegenkam, „wie ist dein Besuch abgelaufen? War Henry zu Hause?"

„Nein, er war nicht zu Hause", erwiderte Miles auffahrend, „und wenn ich noch zwanzig Jahre am Le-

ben bleibe, ich werde seine Schwelle nicht wieder überschreiten; — auch du sollst es nicht, Mary, — mit meinem Willen nicht. Sie sind sammt ihren Kindern auf dem besten Wege zum Verderben."

„Was ist denn geschehen?"

„Es ist der Rede nicht werth", versetzte Miles mit bitterm Spotte. „Ich konnte nichts Anderes erwarten. Als ich kam, wiesen mich die Mägde in das kleine Zimmer, dem Empfangzimmer gegenüber, und sagten, ich könne Frau Henry einstweilen nicht sprechen, da sie Gesellschaft habe. Da wartete ich denn und wartete, aber Niemand ließ sich sehen. Ich klingelte endlich und fragte die Magd, ob ich nun zu Frau Blake gehen könne; ich würde sie nicht lange aufhalten. Da hättest du den Schrecken in den Augen des Mädchens sehen sollen! ‚Um keinen Preis, mein Herr', rief sie, ‚kann ich Sie hineingehen lassen; das würde mir die Madame nie vergessen, — es sind außerordentlich vornehme Leute drinnen'. Das wäre schon Aerger genug gewesen. Ich wünschte nun die Kinder zu sehen; aber sie wollten nicht kommen — dieses unnatürliche Gezücht! Ich hörte wie Eines sagte: ‚Wenn der alte irische Großpapa da ist, dann mag ich nicht hineingehen; an dem liegt mir Nichts — sag' ihm das, Sarah, wenn du willst'. Die Magd kommt zurück und meldet, die Kinder müßten ausgegangen sein, sie könne dieselben nirgendwo finden. Du kannst denken, welchen Blick ich ihr zugeworfen habe; sie erglühte wie eine Kohle, und sagte kein Wort mehr. Auf der Stelle ging ich weg, und es muß ein Monat

von lauter Sonntagen kommen, eh' ich mich in dem Hause wieder blicken lasse. Aus diesen Kindern wird einmal etwas Schönes! — merke dir, was ich sage."

„So geht's immer in der Welt", versetzte Frau Blake; „wie der Vater so der Sohn, wie die Mutter so die Tochter. Elisa's Kinder sind nicht besser; und wie sollten sie auch, da weder Zach noch Elisa eine Idee von Religion hat? Und Jane's Religion ist noch schlimmer wie gar keine. Ach, Miles! wenn ich das Alles so bedenke, möchte ich den Verstand verlieren. Sieh' nur die Flanagan's und die Sheridan's, die Daly's und die Reilly's — Allen geht es nach Herzenswunsch. Sie waren immer brave, gehorsame Kinder und sind jetzt fromme Väter und Mütter. Alle sind zufrieden und glücklich, wohl gelitten bei Gott und den Menschen. Gibt es denn in ganz New-York eine Familie, die in besserm Wohlstande wäre und größere Achtung genösse, als die Flanagan's, so gut katholisch sie alle sind! Und du hast doch immer gesagt, die Religion rentire sich hier zu Lande nicht. Ach, Miles, wir haben nicht gehört, als die Leute, die nun unter der Erde sind, uns warnten!"

„Da haben wir's wieder!" rief Miles; — „immer das alte Lied! Ja, Tim Flanagan's Ermahnungen lassen mir keine Ruhe, ich mag machen, was ich will. Aber du wenigstens, Mary, solltest sie mir nicht vorhalten; ich bitte dich! Damit machst du die Sache noch schlimmer!"

So endete mancher Wortstreit zwischen Miles und

seiner Frau, und oft wurden die beiden Alten so heftig, daß die Magd Frau Flanagan herbeirief, die dann den Frieden herstellte. Immer häufiger und erbitterter wurden diese gegenseitigen Anklagen, so daß Frau Flanagan sich entschloß, ihre Zuflucht zu Vater Power zu nehmen. Der alte Pfarrer wankte jetzt dem Grabe zu; er konnte das Haus nicht mehr verlassen. Frau Flanagan wußte Miles und Mary zu veranlassen, ihn zu besuchen. Der gute Seelenhirt bot die ganze, ihm zu Gebote stehende Kraft auf, beide Theile in eine christlichere Gemüthsverfassung zu bringen. Es gelang ihm endlich, sie zu überzeugen, daß es ihnen jetzt, bei der Entfremdung von ihren Kindern, besonders nöthig sei, in herzlicher Eintracht unter sich zu leben, und daß ihre bittern Rückblicke nutzlos seien. Seitdem wurde es zwischen Miles und seiner Frau offenbar besser; sie dachten mehr an ihr Seelenheil und fingen an, ihr trauriges Loos als ein Mittel zu betrachten, ihre Fehler zu sühnen. Die Bemerkung des ehrwürdigen Geistlichen bei jener Unterredung, daß er von der Schwelle der Ewigkeit zu ihnen spräche, erhielt durch seinen baldigen Tod den Charakter einer Weissagung, und die Aussöhnung der Eheleute wurde durch diesen Eindruck wesentlich befestigt. Eine Zeitlang hatte er noch zwischen Leben und Sterben geschwankt, unfähig auch nur die leichtesten Pflichten seines Amtes zu erfüllen, aber gänzlich ergeben in den Willen des Herrn. Wie er gelebt hatte, so starb er: in der innigsten Vereinigung mit Gott und als ein Opfer

der boshaften Handlungsweise der weltlichen Kirchenvorsteher.

Sein Andenken lebt in den Herzen der Katholiken New-York's als das Andenken eines Mannes, der in schwierigen Zeiten kräftig zu ihnen gestanden, und sie mit liebreichem Zuspruch gestärkt hat. Er erlebte noch, daß für die katholischen Kinder New-York's hinsichtlich der Mittel zur Erziehung reichlich gesorgt wurde, und dankte dem Himmel von Herzen dafür. Pfarrer Power war ein rüstiger Arbeiter in der Zeit seiner Manneskraft, wo er am Meisten in Anspruch genommen wurde, — gewaltiger noch stieg er hinab in die Schranken, als die Schulfrage der Gegenstand des Kampfes geworden. Dank seinen Anstrengungen kann die Weltstadt Amerika's jetzt eben so guter katholischer Unterrichtsanstalten sich rühmen, wie irgend eine Stadt der alten Welt. Die Brüder der christlichen Schulen und die Väter Jesuiten arbeiten vereint an der Erziehung und sind für die männliche Jugend, was die Nonnen vom heiligsten Herzen und die barmherzigen Schwestern für die Töchter aller Stände sind. New-York hat gegenwärtig Jesuiten-Collegien, christliche Schulen, die Wohlthätigkeitsanstalt vom heiligen Vincenz und ein Haus der Schwestern vom heiligsten Herzen, — als Losung der Hoffnung und der Freude für kommende Geschlechter.

Henry T. Blake sowohl als Frau Thomson, seine Schwester, sahen alle diese katholischen Anstalten entstehen und aufblühen, ohne daß eines ihrer Kinder die geweihten Mauern betreten hätte. Ein böser Zauber

hielt sie befangen; — die kalte Gleichgültigkeit ihrer Jugend, die jahrelange Vernachlässigung der kirchlichen Gnadenmittel, ihre Verachtung der katholischen Gebräuche und Andachtsübungen, — Alles dieses hatte ihr Herz mit einer harten Rinde umzogen, undurchdringlich den belebenden Strahlen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Die Religion war in ihnen erstorben, und die Welt — die vornehme Welt war der Götze geworden, dem sie ihren Weihrauch darbrachten. Sie schickten ihre Kinder in die nämlichen Schulen, in denen ihr eigener Glaube Schiffbruch gelitten hatte; die Folgen waren darum dieselben, nur daß sie noch deutlicher zu Tage traten. Henry T. Blake kam als schlechter Katholik von der Columbia-Universität; — seine Söhne gingen auf dieselbe ohne jedes religiöse Gefühl, eine gewisse Vorliebe für die Baptisten-Sekte ausgenommen; — was sie waren, als sie dieselbe verließen, läßt sich leicht errathen. Ebenezer und Samuel Blake waren unter dem Einflusse ihrer Mutter und deren Familie im Abscheu gegen alles Katholische, in gründlicher Verachtung alles Irischen aufgewachsen; sehr wahrscheinlich ist es deshalb, daß sie nun unter den Know-Nothings in erster Reihe zu finden sein werden — Vorkämpfer für den gottlosesten Fanatismus unserer Tage, Kreuzfahrer gleichsam gegen den Glauben ihrer Väter und gegen die Kinder ihres eigenen Stammes. Ihr Vater rühmte sich, alle Vorurtheile, wie er Frömmigkeit und Religion zu nennen beliebte, über Bord geworfen zu haben. Er stand der katholischen Partei in ihrem Kampfe um die Freiheit des Unterrichts voll Er-

bitterung gegenüber, und leistete der Opposition durch seine hervorragenden Talente gute Dienste. Mancher wackere Sprosse Irlands wurde schamroth über das Gebahren Henry T. Blake's, wenn die ihrem Volke und ihrem Glauben Abgeneigten sich darauf beriefen und es Andern als Beispiel vorhielten.

An Erdenglück fehlte es Henry T. Blake nicht; er erlangte eine ausgezeichnete Stellung unter den Advocaten der Vereinigten Staaten und wurde in den Congreß gewählt. Mit seinem geistigen Leben aber stand es schlimm. Ein scharfer Verstand, eine edele Natur eilten schnellen Schrittes dem Verderben zu, weil die heilsame Zucht und Beschränkung von Seiten der Religion gefehlt hatte. Der Dämon des Zweifels und des Unglaubens nahm Besitz von diesem Herzen, aus welchem der Glaube so früh hinausgetrieben worden war; Henry Blake wurde ein Verspotter jedes religiösen Glaubens.

Doch trat er nie förmlich aus der katholischen Kirche; im Gegentheile, er nannte sich immer Katholik und wies die Zumuthung eines Religionswechsels zurück. Gar oft wurde er mit aller Kraft der Ueberredung von Prediger Tomkins und der Familie Pearson bestürmt; allemal wußte er sich herauszuwinden, wenn es ihm nicht gelang, die Erörterung ganz zu vermeiden. Einmal, als Tomkins, Milmore und Jane den Katholicismus recht verarbeitet hatten, und Henry mit Gewalt überreden wollten „aus dem Babylon auszuwandern," erregte er durch seine Antwort das Erstaunen Aller.

„Glaubt ihr denn wirklich," sagte er, „daß ihr mich protestantisch machen werdet? Ich sage euch ein für alle Mal: ein Katholik kann nie im Herzen Protestant werden, wenn es auch Katholiken geben mag, die sich äußerlich als Protestanten geberden, aus Gründen, die sie selbst kennen werden. Ich aber habe keine Lust, den Heuchler zu spielen, und ihr könnt die Hoffnung, mich zu bekehren, deshalb aufgeben."

„Mein lieber Herr Blake", nahm Tomkins das Wort, „Sie scheinen doch den meisten Unrath des römischen Aberglaubens abgeschüttelt zu haben; ich hoffte, Ihr ausgezeichneter Verstand fange an, die Heilswahrheit zu erkennen, welche in der —"

„Mißbrauchen Sie keinen heiligen Namen, ich bitte Sie", fiel Henry ihm lachend in die Rede; „wir Beide verstehen uns, Herr Tomkins, — ich hoffe es wenigstens. Jetzt merken Sie sich eins, meine Herren! Es wird mich stets freuen, Sie in meinem Hause und an meinem Tische zu sehen, so lange Sie mich mit der Religion verschonen; aber von dem Augenblicke an, wo Jemand von Ihnen einen solchen Angriff wiederholt, sind wir geschiedene Leute. Meiner Frau können Sie so viel von Religion vorschwatzen, als Ihnen gefällt — vorausgesetzt, daß Sie keine Mormonin aus ihr machen und sie für Ihre eigene Familie beanspruchen. Was mich betrifft, — ich bin ein sehr lauer Katholik, ich gestehe das — aber Protestant werde ich nun und nimmermehr!"

Die beiden Prediger geriethen vollständig aus der Fassung, denn Jeder von ihnen hatte in der Stille

Henry schon als ein neues Schäflein seiner Heerde betrachtet. Nachdem sie sich jedoch durch den ihnen vorgesetzten Imbiß und beiläufig eine halbe Flasche alten Portweins gestärkt hatten, gaben Beide ihrem halsstarrigen Wirthe die Versicherung, daß sie seine religiöse Ueberzeugung nie mehr anfechten würden, und nur darum sich in dieser Beziehung bemüht hätten, weil sie wünschten, für sein ewiges Heil zu sorgen.

„Tausend Dank, meine Herren!“ erwiderte Henry mit Lachen. „Tausend Dank für Ihre freundliche Sorgfalt; aber, um frei von der Brust zu reden, wenn ich mein ewiges Heil in Gefahr glaubte, würde ich wissen, wohin ich mich zu wenden hätte. Wir wollen essen und trinken und fröhlich sein, und die Religion bei Seite lassen. Schon vor Alters hieß es: der Wein erfreut des Menschen Herz — und das thut er wirklich; die Religion aber macht den Menschen trübsinnig; das ist meine Ueberzeugung.“

Wohl mochte Henry so sprechen. Für ihn war der Glaube ein ernster Mahner, ein strenger Gebieter — er kannte die Religion nicht als die milde Trösterin in den Leiden dieser Erde, als den einzigen süßen Tropfen im bittern Kelche des Lebens, als den Zauberspiegel, welcher den demüthig hoffenden Christen einen Vorgeschmack der Himmelsfreuden schon auf Erden genießen läßt.

Eben so schlimm — ja schlimmer noch stand es mit seiner Schwester Elisa. Obschon sie gleich Henry überzeugt war, daß alle andern Religionssysteme Blendwerk

seien, so hätte sie doch nicht die Festigkeit, ihrem eigenen Glauben treu anzuhangen. Kurz nach ihrer Heirath hörte sie schon auf zur Beichte zu gehen, weil Zachary die Beichte in's Lächerliche zog. Wenn ihre Mutter ihr wegen der Gefahr dieser Vernachlässigung Vorstellungen machen wollte, ließ sie dieselbe nicht einmal aussprechen.

„Wozu führt dies Gerede, Mama? Es geht einmal nicht, denn ich habe keine Lust, mich von Zachary und seiner Familie auslachen zu lassen. Sie treiben wegen des Beichtens ein solches Gespötte mit mir, daß ich es kaum zu ertragen weiß. Ich muß die Gelegenheit abwarten, wo ich gehen kann, ohne daß Jemand es erfährt."

„Wie aber, wenn der Tod dich ereilte, ehe diese Gelegenheit käme?"

„O, fürchte das nicht, Mama! Ich denke, ich werde Zeit genug haben, die Sterbesacramente zu empfangen. Der liebe Gott wird mich so unverhofft nicht wegnehmen."

„Das kann man nicht wissen, Elisa", entgegnete Frau Blake ernst. „Leider war ich selbst lange dieser Meinung; aber endlich, Gott und Vater Power sei's gedankt! sind deinem Vater und mir die Augen aufgegangen. Bedenke, was dir bald bevorsteht, Elisa — der Tod kann dir näher sein, als du glaubst."

Elisa lächelte. „Das will ich nicht hoffen, Mama! Du bist übrigens im Stande, Jemanden einen tödtlichen Schrecken einzujagen. Dein Predigen führt zu Nichts,

das hab' ich dir schon gesagt, und vom Beichten kann nicht die Rede sein — wenigstens einstweilen nicht."

Ein seltsames Vorgefühl bemächtigte sich der besorgten Mutter — es war ihr nicht möglich, den Gegenstand fallen zu lassen.

„Und deine armen Kinder, was wird aus ihnen werden?"

„Welche Frage, Mama! Die Mädchen werde ich katholisch erziehen; aber Zachary besteht darauf, daß die Knaben seinem Bekenntnisse folgen. Mit Arabella werde ich wohl Mühe haben; sie scheint mehr protestantisch als katholisch gesinnt zu sein. In einem Jahre oder zwei gedenke ich Zachary zu überreden, sie nach Sacré-Coeur zu schicken; dann kommt Alles wieder in's rechte Geleise. Evelina muß auch dahin, sobald sie neun oder zehn Jahre alt ist. So ist dir's doch recht, Mama?"

Frau Blake war nicht beruhigt, gab jedoch für jetzt nach. Die düstere Ahnung lastete noch immer auf ihrem Herzen.

Elisa war zu der Zeit ihrer Niederkunft nahe; kein Wölkchen schien den Himmel ihrer Hoffnungen zu trüben. Sie überstand die Entbindung glücklich; ein zweites Söhnchen erblickte das Licht der Welt. — Gleich darauf aber stellte sich eine Entzündung ein, und der Arzt erklärte, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hätte. Sie hatte Zeit genug, sich mit Gott auszusöhnen; aber sie trug nur Sorge um ihr Leben. Bis zur letzten Stunde hielt sie es nicht für möglich, daß sie sterben werde. Die alten Eltern waren herbeigerufen

worden, sobald man ihre Tochter in Gefahr sah. Die erste Sorge der Frau Blake war, nach einem Priester zu schicken. Elisa selbst wollte Nichts davon hören, da sie ihren Zustand für nicht gefährlich hielt, und Zachary that das Seinige, sie in dieser Selbsttäuschung zu bestärken. Unterdessen hatte der Bote der Frau Blake vergeblich nach einem Geistlichen gesucht; alle waren in entgegengesetzter Richtung zu Kranken gerufen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam der Eine zurück und machte sich unverzüglich auf den Weg. Zu spät! — er fand eine Leiche. Die Seele Elisa's stand bereits vor ihrem Richter — um sich zu verantworten über alle die Jahre, die sie verschleudert, über die Gnaden, welche sie verscherzt hatte.

Zehn Minuten, ehe der Geistliche in's Zimmer trat, hatte Elisa ihre Gefahr erkannt. „Ein Priester — ein Priester!" rief sie. „O, Mutter!" schrie das unglückliche Weib, „Mutter, bete für mich! — Ach, was hilft mir das Gebet!" jammerte sie wieder; „ich habe nicht gebetet, als ich beten konnte, und nicht gebeichtet! Nichts that ich für die Ewigkeit, und jetzt stehe ich an ihrer Schwelle!"

„Liebe Elisa", lispelte die Mutter in ihrer Herzensangst, „rufe die heilige Jungfrau an!"

„Ja, jetzt sie anrufen", murmelte Elisa, „jetzt, wo es zu Ende mit mir geht! Ich habe sie nie verehrt, — ich habe Alle um mich herum verächtlich von ihr reden lassen — selbst meine eigenen Kinder; o, ich habe keine Freundin in ihr — Niemand steht mir bei — —." Die

Stimme versagte ihr. Sie stammelte noch: „Meine armen — armen Kinder! O, Zachary, — hab' Erbarmen mit ihnen!" — dann sprach sie nicht mehr.

Ihr Tod war nicht von großen körperlichen Schmerzen begleitet, und doch war er furchtbar und schreckenvoll — weil unvorgesehen! An diesem Sterbelager schlug die Verzweiflung ihre schwarzen Flügel. Die bisher so schönen Züge Elisa's trugen nach dem Tode den unauslöschlichen Stempel schweren Seelenleidens. O, schrecklicher Tod des sorglosen, gleichgültigen Christen! Wohl mochte ein großer Heiliger der Neuzeit täglich beten: „Mag mein Tod ein plötzlicher sein, wenn Du willst, o Herr! aber kein unvorgesehener!"

Der Wirkung eines solchen Schlages mußte Frau Blake unterliegen. Sie starb wenige Monate nach ihrer Tochter an gebrochenem Herzen. Miles blieb verlassener und tiefer gebeugt, als er es je gewesen. Fast erdrückt von seinen Leiden und seinen Gewissensqualen, nicht bedauert und vernachlässigt von seinem Sohne, wäre er bei all seinem Reichthume doch ein wahrhaft bemitleidenswerther Mann gewesen, wenn der Himmel ihm nicht eine Zuflucht gelassen hätte. Die Flanagan's schaarten sich um ihn mit der zärtlichsten Freundschaft und bewogen ihn zuletzt, seinen Aufenthalt bei Herrn Fitzgerald zu nehmen, wo seine letzten Tage unter der Fürsorge Ellie's und ihrer Mutter ruhiger und glücklicher dahingingen, als er zu hoffen gewagt hatte. Henry hielt seiner Frau manchmal vor, es möchte rathsam sein, daß sie den alten Mann zu sich nähmen, da er

sonst versucht sein könnte, sein Vermögen auf die Flanagan's zu vererben. Jane wollte jedoch Nichts davon hören.

„Sie mögen ihn behalten!" pflegte sie zu sagen. „Ich mag mich mit seinem verschrobenen Wesen nicht herumplagen für all das Geld, das er hat. Wenn er ein unnatürlicher Vater sein und kriechende Schmarotzer auf Kosten seiner Kinder bereichern will, dann mag er's thun. Wir kommen zurecht ohne sein Geld." Was Jane ihrem Gatten nicht mittheilte, war ihre Furcht, die Kinder möchten mit dem alten katholischen Großvater in Berührung kommen und durch seine „jesuitischen" Lehren verführt werden. Wie die Meisten ihrer Art hatte sie nur sehr unbestimmte Begriffe vom Katholicismus; gar nicht wissend, was Jesuiten wirklich sind, war sie gewohnt, alle eifrigen Katholiken mit dem Namen Jesuiten zu beehren, und sah ihre Lebensaufgabe darin, ihre Familie vor den Ränken der Jesuiten zu bewahren. Die Kinder hielt sie daher von allem katholischen Umgange fern.

Elisa's Tod hätte beinahe einen Strich durch ihre Rechnung gemacht, denn Henry war so erschreckt, daß er in der That vier Sonntage nach einander zur Messe ging, — einmal erschien er sogar schon beim Confiteor. Er hatte selbst vor, zur Beichte zu gehen, und kam an einem schönen Samstag-Nachmittage in dieser Absicht bis an die Kirchenthüre. In dem Augenblicke aber ging ein Amtsbruder vorbei und fragte ihn, wo er hingehe, — ob er zur Kirche wolle? Das spöttische Lächeln,

welches diese Worte begleitete, war Henry's Verderben. Er wolle nur ein neuerdings aufgestelltes Gemälde sehen, antwortete er und lud den Collegen ein, ihn zu begleiten. Dieser dankte, da er augenblicklich keine Zeit habe. Er ließ sich jedoch von Henry begleiten und schlug vor, in einem benachbarten Locale ein Glas Mint-Julep mit ihm zu trinken. — Dies war der Wendepunkt in Henry Blake's Leben; sein Schutzengel verhüllte das Antlitz und weinte. Der Gedanke an's Beichten kommt ihm nicht wieder; nur wie eine ferne Nebelgestalt steigt er wohl auf, wenn er an die Schlußscene zu denken genöthigt ist, mit der das Drama seines Lebens enden wird. Einstweilen aber declamirt er in schönen Redensarten gegen den veralteten Unsinn, für die Todten zu beten, gegen den Gebrauch des Weihwassers, die Reliquienverehrung und andere katholische Gebräuche; er gibt den ersten „Reformatoren" Recht, daß sie den alten Baum von so scheußlichen Auswüchsen, dem Ansatze finsterer und abergläubischer Jahrhunderte, reinigten. Gegen den Papst zieht er los, daß er eine weltliche Herrschaft habe und behalte; der Kirchenstaat ist ihm ein Gräuel. Der Papst ist ein Tyrann — so meint er — und zwar der schlimmste aller Tyrannen, ein geistlicher Tyrann; Henry ist daher bereit, mit Jedem Brüderschaft zu machen, welcher sich zum Gegner desselben erklärt. Mit Mazzini unterhält er einen vertrauten Briefwechsel und bemüht sich bei jeder Gelegenheit, diese für ihn wie für das freie Land, dem er angehört, so ehrenvolle Thatsache zur Oeffentlichkeit zu

bringen. Napoleon der Dritte ist schlimm genug, schlimmer der Kaiser von Oesterreich, aber am schlimmsten Pius der Neunte, der Despot von Rom. Das sind die Ansichten des Herrn Henry T. Blake über die vielverhandelte Frage von der weltlichen Macht des Papstes.

Wenden wir uns von diesem traurigen Gemälde ab und besuchen zum letzten Male die friedliche Behausung Tom Reilly's und seiner Mutter. Gottes Segen ruhte auf ihnen, in geistiger wie zeitlicher Beziehung; sie erfreuten sich von Jahr zu Jahr bessern Gedeihens. Tom, von allen seinen Bekannten für sparsam und zähe gehalten, war den Armen ein gütiger Wohlthäter. Seine Gaben vertheilte er im Stillen; er wußte, daß unser himmlischer Vater in's Verborgene sieht. Er war in keiner Hinsicht ein Prahler, am Wenigsten aber in seiner Nächstenliebe. Selbst seine Mutter, die er in allen andern Dingen zu Rathe zog, wußte kaum, wie weit seine Freigebigkeit sich erstreckte. Tom verwandte sein Geld nicht wie andere junge Leute; vor dem Besuche des Theaters hatte er eine heilsame Abneigung; er machte keine Lustfahrten und gestattete sich kaum jemals den Genuß von Mint-Juleps, Sherry-Cobblers*) oder anderer, von der Ueppigkeit ersonnener Getränke; aber keine Anstalt katholischer Mildthätigkeit war in der Stadt, welche Tom nicht unterstützte, und manche einsame Kammer wurde durch sein Mitleid von Zeit zu Zeit der Freude geöffnet. Sein Stolz war, seine Mutter so gut gekleidet zu sehen, als es einer Frau ihres Al-

*) Aus Münze und aus Xeres-Wein bereitete Getränke.

ters anstand, und jeden Sommer drang er darauf, daß sie zum Besten ihrer Gesundheit einige Wochen auf Staten-Island, zu Rockaway oder in sonst einem Bade-Orte zubrachte. Frau Reilly wollte nicht ohne ihren Sohn gehen; um sie zur Nachgiebigkeit zu bringen, bewog Tom einige ihrer Freundinnen, auf seine Kosten sie zu begleiten. So war in New-York kein glücklicheres Menschenpaar, als Tom und seine Mutter. Sie besaßen ein schön eingerichtetes Haus, klein zwar, aber geschmackvoll und wohnlich. Zusammen gingen sie aus, zusammen kehrten sie zurück. Frau Reilly ging wöchentlich zum Tische des Herrn, und Tom hatte es sich zum Gesetze gemacht, dies ein Mal im Monat zu thun. Das Schicksal der Blake's und der Dillon's war ihm eine heilsame Lehre, obschon er hinsichtlich seiner religiösen Pflichten auch früher nicht gleichgültig gewesen war. Frau Reilly und ihr Sohn hatten in jeder Familie ihrer Freundschaft ein Pathenkind. Einer von Mike Sheridan's Knaben erhielt den Namen des Vater O'Flynn, ehrwürdigen Andenkens; diese Artigkeit eroberte völlig das Herz der guten Dame, und mancher hübsche Anzug, manches niedliche Spielzeug wurde für den kleinen Bernard angeschafft, den sie sich nur als künftigen Geistlichen denken konnte. Wenn je ein Wölkchen die Stimmung der guten Wittwe trübte, oder eine Verlegenheit auf dem Gebiete des Hauswesens entstand, ging sie hinüber zu Frau Fitzgerald's Wohnung, um sich mit Frau Flanagan zu besprechen. Dies genügte gewöhnlich, Alles in Ordnung zu bringen; denn Frau Flanagan war noch dieselbe verständige, freund-

liche alte Dame; sie genoß die Liebe und Verehrung ihrer eigenen Familie und Aller, die sie kannten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Zachary Thomson es bald für nöthig hielt, sich von Neuem zu verehelichen. Seine zweite Frau gehörte einer dem Fortschritte huldigenden protestantischen Secte an, und Elisa's Kinder wurden nach dem Bekenntnisse der Unitarier erzogen. Diesem Bekenntnisse gehörte die Stiefmutter für den Augenblick an; als „starker Geist" hielt sie sich vollständig berechtigt, eine Religion nach eigenem Geschmacke zu wählen, und die gewählte nach Gutdünken umzugestalten. Alle Sorgfalt wurde angewandt, die Kinder auf diesem neuen Wege zu erhalten, besonders da Frau Thomson, die zweite, keine eigene Sprößlinge hatte, die ihre Fürsorge in Anspruch genommen hätten.

Die Stimmung der Frau Henry Blake gegen die Familie Flanagan wurde wegen der Erbschaft ihres Schwiegervaters eine durchaus feindliche; sie konnte kaum ohne Aufregung von ihnen reden und hielt sich in ihrem bösen Argwohn für berechtigt, von ihnen zu behaupten, man finde Scheinheiligkeit und Verschlagenheit stets zusammen. Die Flanagan's lächelten, wenn ihnen eine derartige Bemerkung zu Ohren kam. „Die Zeit wird's lehren", war ihre ganze Antwort. Sie hatten Alles aufgeboten, um Miles zu bewegen, sein Testament zu Gunsten seiner Enkel zu machen; Miles verweigerte es mit der ihm eigenthümlichen Hartnäckigkeit. Mit Mühe brachten sie ihn dahin, daß er einen Mittelweg einschlug, indem er die Hälfte seines Vermögens zu glei-

chen Theilen den Kindern Henry's und Elisa's vermachte, die andere zur Vertheilung unter die milden Stiftungen der Stadt bestimmte. Gern hätte er Jedem der Flanagan's ein Zeichen seiner Dankbarkeit hinterlassen, diese aber wiesen es entschieden zurück. Sie bedürften dessen nicht, sagten sie; und selbst wenn dies der Fall wäre, wollten sie um keinen Preis ihren Namen in dem Testamente haben, aus Furcht, Aergerniß zu geben.

Zum Schlusse möchte ich allen katholischen Eltern zurufen: Sehet und wählet! Wollt ihr Söhne haben wie Tom Reilly, Mike Sheridan und Edward Flanagan, oder wie Henry T. Blake und Hugh Dillon — Töchter wie Ellie Flanagan, oder wie Hannah und Celia Dillon? Nächst Gott hängt es ganz von euch selbst ab. Ich habe in dieser einfachen Erzählung jede unstatthafte Beschönigung sorgfältig vermieden und nur eine Anzahl Begebnisse, wie sie als Folgen guter oder schlechter Erziehung um uns herum tagtäglich vorkommen, aneinandergereiht. Wenn es wahr ist — und ich muß dies leider fürchten — daß eine große Anzahl von Kindern katholischer Eltern für die Kirche Amerika's verloren geht, so liegt die Schuld an der unverantwortlichen Thorheit der Eltern, welche die ihnen anvertrauten

Seelen der Gefahr aussetzen, zu Grunde zu gehen. Katholische Eltern, welche so handeln, sind unmenschlicher als die Heiden in China und auf Madagaskar, die ihre hülflosen Kleinen umbringen; denn was ist die Vernichtung des Leibes im Vergleiche zu der Verwüstung der Seele? Ach, daß doch die katholischen Eltern dies mehr zu Herzen nähmen, als es gewöhnlich geschieht! Wenn sie nur bedenken wollten, daß sie Gott und seiner Kirche für das kostbare Geschenk des Glaubens verantwortlich und unter ewiger Strafe verbunden sind, dasselbe ihren Kindern rein und unverkümmert zu vererben, — sie würden es nicht wagen, diese Kinder in gottentfremdete Schulen zu schicken, wo sie dieses kostbare Vermächtniß verlieren, oder wo es wenigstens dermaßen seiner Schönheit entkleidet, so abgeschwächt und unfruchtbar gemacht wird, daß es allen Werth verliert. Der Glaube, welcher im Jünglingsalter nach unkatholischer Erziehung noch übrig bleibt, ist so wenig mehr der Glaube unserer Väter und Mütter, als die messingene Groschenwaare auf den Jahrmärkten für reines Gold gelten kann!

Der Leser möge mir gestatten, eine treffende Bemerkung aus der Feder eines amerikanischen Prälaten hierherzusetzen.

„Ist die katholische Kirche dieses Landes", sagt derselbe, „auch durch Bekehrungen weit mehr gewachsen, als dies gewöhnlich angenommen wird, so muß ihre rasche Ausbreitung doch größtentheils der Einwanderung von Katholiken aus fremden Ländern zugeschrieben werden. Wenn wir dieses Wachsthum zu einem dauernden machen

wollen, so müssen wir vor Allem dahin wirken, daß das Herz der heranwachsenden Generation mit gesunden religiösen Grundsätzen genährt wird. Dies kann nur geschehen, wenn wir ihr eine gründliche katholische Erziehung zu Theil werden lassen. Wie die Sachen jetzt stehen, ist das Schulhaus zu einer wichtigen Stütze des Gotteshauses geworden. Wir haben reichlich Ursache, Gott zu danken für die mannichfachen Gnaden, die er über uns ausgegossen hat, werden uns dagegen dieser Gnaden unwerth erweisen, wenn wir nicht Alles aufbieten, was in unsern Kräften steht, um die frommen Anstalten zu fördern, durch welche dieselben vermehrt und denen, die nach uns kommen, gesichert werden."*)

*) Right Rev. Dr. Bayley's „History of the Catholic Church in New-York."

Inhalt.

Neue Verlagswerke
von J. P. Bachem in Köln.

Der himmlische Palmgarten
des Wilhelm Nacatenus S. J.
Vollständige Ausgabe. Vierte Auflage.

Nach dem lateinischen und deutschen Original bearbeitet, zum Gebrauche bequemer geordnet und mit vielen neuen Pflanzen aus dem Paradiese der Kirche bereichert

von Theodor Wollersheim, Pastor zu Jüchen.

Mit Erzbischöflicher Approbation.

672 S. Octav. Preis: br. mit Titelkupfer 25 Sgr. (1 Fl. 27 Kr. rh.) Gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr., in farbigem Levantinleder mit Goldpräge 1 Thlr. 25 Sgr., in feinern Einbänden bis 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Palmgarten des Nacatenus ist noch immer das gediegenste, populärste Gebetbuch, ganz in echt kirchlichem Geiste geschrieben und nur Bewährtes enthaltend. Die Vesper-Psalmen für alle Feste, die Hymnen, die Complet, mehrere Theile des Hochamtes u. s. w. sind lateinisch und deutsch aufgenommen. Ferner sind die Tagzeiten vom h. Aloysius, vom Herzen Jesu und vom Herzen Mariä und eine große Menge anderer Gebete dieser neuen Ausgabe beigefügt. Sie enthält namentlich sechs Meßandachten und dazu besondere Meßgebete aus dem Missale auf alle Feste. Folgende bequeme Ordnung ist für den Palmgarten getroffen worden: I. der geheiligte Tag des Christen, II. die geheiligte Woche, III. der geheiligte Sonn- und Feiertag, IV. der geheiligte Monat, V. das geheiligte Jahr, VI. Gebete für besondere Stände und Verhältnisse, VII. das marianische Officium, die Tagzeiten der Verstorbenen, die Buß- und Gradual-Psalmen. So ist der Inhalt dieses neuen Palmgartens bei weitem reichhaltiger, als der alte, und hat derselbe dadurch wie durch seine kernhafte, kräftige Sprache den allgemeinsten Beifall gefunden. Vom „Verein vom h. Karl Borromäus" (zur Verbreitung guter Bücher) ist es vor allen andern Gebetbüchern empfohlen worden und jetzt

Liebe zu Gott, welche sie am Tage der ersten h. Communion beseelen, nie in sich erkalten lasse, vielmehr das ganze Leben hindurch die Lehren unserer h. Religion zur Richtschnur nehme und besonders bei dem Eintritte in die Welt die Gefahren derselben vermeide. Es ist ein Katechismus für's ganze Leben; es enthält das Ganze der christlichen Religion, mit steter Hinweisung auf deren Anwendung im Leben und vielen Beispielen aus der Heiligen- und Welt-Geschichte begleitet. Hauptsächlich ist es zum Gebrauche der Jugend von 14—18 Jahren bestimmt, jedoch das ganze Leben hindurch sehr brauchbar und nützlich, daher allen Seelsorgern und Eltern als das passendste Geschenk bei der ersten h. Communion zu empfehlen.

Kölnisches Gesang- und Andachtsbuch

zum Gebrauche bei den

gemeinsamen Meß- und Nachmittags-Andachten

katholischer Gemeinden.

Mit Melodien nach der kölnischen Festordnung.

Bearbeitet und herausgegeben von

A. G. Stein,

Pfarrer zum h. Johann Baptist und Gesanglehrer im Erzbischöflichen Priester-Seminar.

Dritte vermehrte Auflage.

12°. 684 S. 1857. Preis ungebunden 8 Sgr.; in halb Leder gebunden 10 Sgr.; in gepreßtem Ganz-Lederbande 14 Sgr.; in Saffian mit ächtem Goldschnitt und Stahlstich 20 Sgr.; in feinem Levantin-Leder mit Präge und Stahlstich 1 Thlr.

Mit **Genehmigung des hochw. Erzbischöflichen Generalvicariats** in den meisten Gemeinden der Erzdiöcese Köln eingeführt.

Orgel-Begleitung

zu den Melodien des Kölnischen Gesangbuches.

Bearbeitet und herausgegeben von **Albert Gereon Stein.**

156 S. kl. 4. Schreibp. Preis 2 Thlr. (3 Fl. 30 Kr. rh.)

Mit dem Erscheinen dieses Werkes ist ein Unternehmen zum Abschlusse gebracht, welches unstreitig unter den vielen gleichartigen Unternehmungen der neuesten Zeit vorzüglich geeignet ist, den

kirchlichen Volksgesang von Neuem zu beleben. **Das Kölnische Gesangbuch** bietet zu diesem Zwecke eine reiche Auswahl (270) der besten ältern und neuern Kirchenlieder dar, und eignet sich bei seiner beispiellosen Wohlfeilheit (die 3. vermehrte Auflage, 310 Seiten, kostet stark geb. 5 Sgr., das dazu gehörige Andachtsbuch, 372 S., geb. 6 Sgr., beide zusammen 10 Sgr.) zur umfassendsten Verbreitung. Die obige Orgel-Begleitung aber wird nicht bloß die Einübung der Melodien dieses Gesangbuches erleichtern, sondern es auch möglich machen, diesen Melodien ihre ganze Wirksamkeit zu sichern, indem sie die dem eigenthümlichen Charakter dieser verschiedenen ältern und neuern Melodien entsprechende Harmonie überall darbietet. Jeder Sachverständige weiß, wie wichtig für diese kirchlichen Volksmelodien eine passende, ihrem Charakter entsprechende Begleitung ist, und wie davon in den meisten Fällen die ganze Wirksamkeit des Gesanges abhängt.

Gebet-, Gesang- und Belehrungsbuch

für die

Congregationen der allers. Jungfrau Maria

oder sogenannten marianischen Sodalitäten.

Herausgegeben von **Ph. v. Mehlem,** Pr. d. G. J.

12°. 618 S. 1855. br. 12 Sgr. In Halbleder geb. 15 Sgr. In gepreßtem Deckel 18 Sgr. Mit ächtem Goldschnitt und Stahlstich 25 Sgr. (Dasselbe ohne Gesangbuch 3½ Sgr. weniger.)

Gebet- und Belehrungsbuch

für die

Congregationen der allers. Jungfrau Maria

nebst einem Anhang von lateinischen Gebeten,

zum besondern Gebrauche

für die studirende Jugend.

Herausgegeben von Ph. v. Mehlem, Pr. d. G. J.

12°. 414 S. 1855. br. 10 Sgr., geb. 13, 16, 22½ Sgr.

---

lich das berühmte Zeugniß von der Person unseres Herrn Jesu Christi. Diese neue Uebersetzung, für deren Tüchtigkeit der Name des Verfassers bürgt, ist so leicht und fließend, daß sie auch von den weniger Gebildeten verstanden werden kann. Durch die beigefügten Anmerkungen aber ist Alles, was nur irgend für das christliche Volk verfänglich sein könnte, auf's Vollständigste beseitigt.

Die Türken
in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit.

Vier Vorträge

von Dr. **J. H. Newman,**

Superior des Oratoriums zu Birmingham und Rector der kathol. Universität zu Dublin.

Aus dem Englischen von **Gerhard Schündelen,** Pfarrer in Spellen.

Mit einer Karte. 270 Seiten Octav-Format.

Preis in elegantem Umschlag 18 Sgr. (1 Fl. 3 Kr. rh.)

(Erstes Bändchen der „Sammlung von klassischen Werken.")

Der russisch-türkische Krieg hat diese Vorträge veranlaßt; es sind aber keine politische Reden, und wird diese Schrift als Beitrag zur Philosophie der Geschichte bleibenden Werth behalten. Sie gibt einen klaren Ueberblick über die verschiedenen Wanderungen und Eroberungszüge der nordischen Stämme, der Scythen, Hunnen, Turkomanen, Seldschuken u. s. w., die Folgen der türkischen Herrschaft für die von ihnen unterjochten Länder, die Geschichte der Ottomanen und die Bemühungen der Päpste gegen das Eindringen der Türken in Europa. In großartiger Auffassung wird der Contrast zwischen barbarischen und civilisirten Staaten dargestellt, und in fast prophetischer Anschauung die wahrscheinliche Zukunft der Osmanlis geschildert. „Als theologischer Schriftsteller hat Newman wenige seines Gleichen; auch als Historiker würde er eine gleich ehrenvolle Stelle einnehmen, wenn er sich diesem Fache gewidmet hätte. Man weiß nicht", sagt das „Tablet', „was man mehr bewundern soll, die ausgebreitete Kenntniß und lichtvolle Anordnung der geschichtlichen Thatsachen, die Genialität der Gedanken und Raisonnements, oder die Kraft und majestätische Pracht der Diction."

Der Priester und der Soldat.

Von einem Landmanne, einem ehemaligen Soldaten.

Aus dem Französischen übersetzt von F. v. B.

120 Seiten Octav-Format. Preis br. 12 Sgr. (42 Kr. rhein.)

„Diese Broschüre enthält einen sehr interessanten und geistreichen Nachweis", sagt die „Philothea" in Nr. 5, „daß die zwei einzigen unzweifelhaften Garantien einer bessern Gestaltung der socialen und politischen Verhältnisse — wie in Frankreich so in den andern Staaten überhaupt — in den beiden Ständen, dem Priester und dem Soldaten, dargeboten seien, indem hier das Princip der Erhaltung und jenes des Aufbaues noch in seiner ganzen Frische und Lebendigkeit vorhanden ist. Die Uebersetzung, welche selbst von einem höhern Militär sein soll, liest sich so rein und fließend, als hätte man ein deutsches Originalwerk vor sich."

Diesseit und jenseit der Linie.

Erzählungen von Philipp Poelking.

552 Seiten 8⁰. Preis geh. 1 Thlr. (1 Fl. 45 Kr. rhein.)

„Recht hübsche Erzählungen", wie Menzel's Literaturblatt in Nr. 25 sagt. „Sie enthalten viel und von Vielen Erlebtes", bemerken die Blätter für literarische Unterhaltung. „Wir folgen den Erzählungen in die verschiedensten Länder, unter die verschiedensten Zonen." Sämmtliche Erzählungen sind correct in katholischer Gesinnung.

Julie und Marie.

Briefe über den katholischen Cultus

von **Cordelia**, Verfasserin der „Emilie" und „Alwine".

Zweite Auflage.

276 S. gr. 12. Preis broch. 20 Sgr (1 Fl. 12 Kr. rh.)

Dieses Werk der rühmlichst bekannten Verfasserin von „Anna, oder: Weltleben und Entsagung", „Emilie, oder: die getrennte Ehe", „Alwine, oder: die Proselytin", behandelt in der Form

von Briefen, welche uns die Schicksale einer reisenden Gesellschaft von Engländern vorführen, die Gegensätze der protest. und kath. Religion, der Puseyiten und der Neukatholiken. Es zeigt, wie die Erhabenheit des katholischen Cultus eine freigeisterische Protestantin zuerst auf die Wahrheit der katholischen Religion hinweis't, so daß sie ohne äußern Einfluß zum Uebertritt sich bewogen fühlt. Einen besondern Werth erhält es durch die ausführlichen Erklärungen aller gottesdienstlichen Gebräuche der Katholiken, von einem berühmten Professor der katholischen Theologie durchgesehen und theilweise umgearbeitet.

Die speculative Theologie A. Günther's und die katholische Kirchenlehre.

Von **Dr. F. J. Clemens,**

Professor in der philosophischen Facultät zu Münster.

194 Seiten gr. 12. broch. 20 Sgr. (1 Fl. 10 Kr. rh.)

Nachdem nunmehr die Verurtheilung der Günther'schen Lehre in Rom offiziell erfolgt ist, dürfte die vorstehende Schrift, von welcher Herr Domkapitular Dr. Baltzer in seinen „Neuen theologischen Briefen" von 1853 sagt: daß „sie gleichsam ein Compendium Alles dessen sei, was man in den Lehren Günther's für unkatholisch ansehe", ein erneutes und erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen. Sie enthält in gedrängter, rein objectiv gehaltener Darstellung eine Vergleichung der Ergebnisse der Günther'schen Speculation mit den Lehrbestimmungen der katholischen Kirche. Jene sind den Schriften Günther's und seiner namhaftesten Schüler, diese den officiellen Entscheidungen der Kirche entnommen und Beide in einer Weise zusammengestellt, daß Jeder im Stande ist, sich selbst sein Urtheil auf Grund der gemachten Vorlagen zu bilden. Diese Schrift dürfte namentlich denjenigen willkommen sein, welchen Zeit und Beruf nicht gestatten, sich in ein langwieriges Quellenstudium über diesen interessanten Gegenstand der theologischen Erörterung einzulassen.

[redacted]

Sa

un

S

Sadlier, J.

Alt-Irland und Amerika Sittengemälde aus den Vereinigten Staaten. (Vom Verfasser autorisirt Untersetzung)

Köln 1857